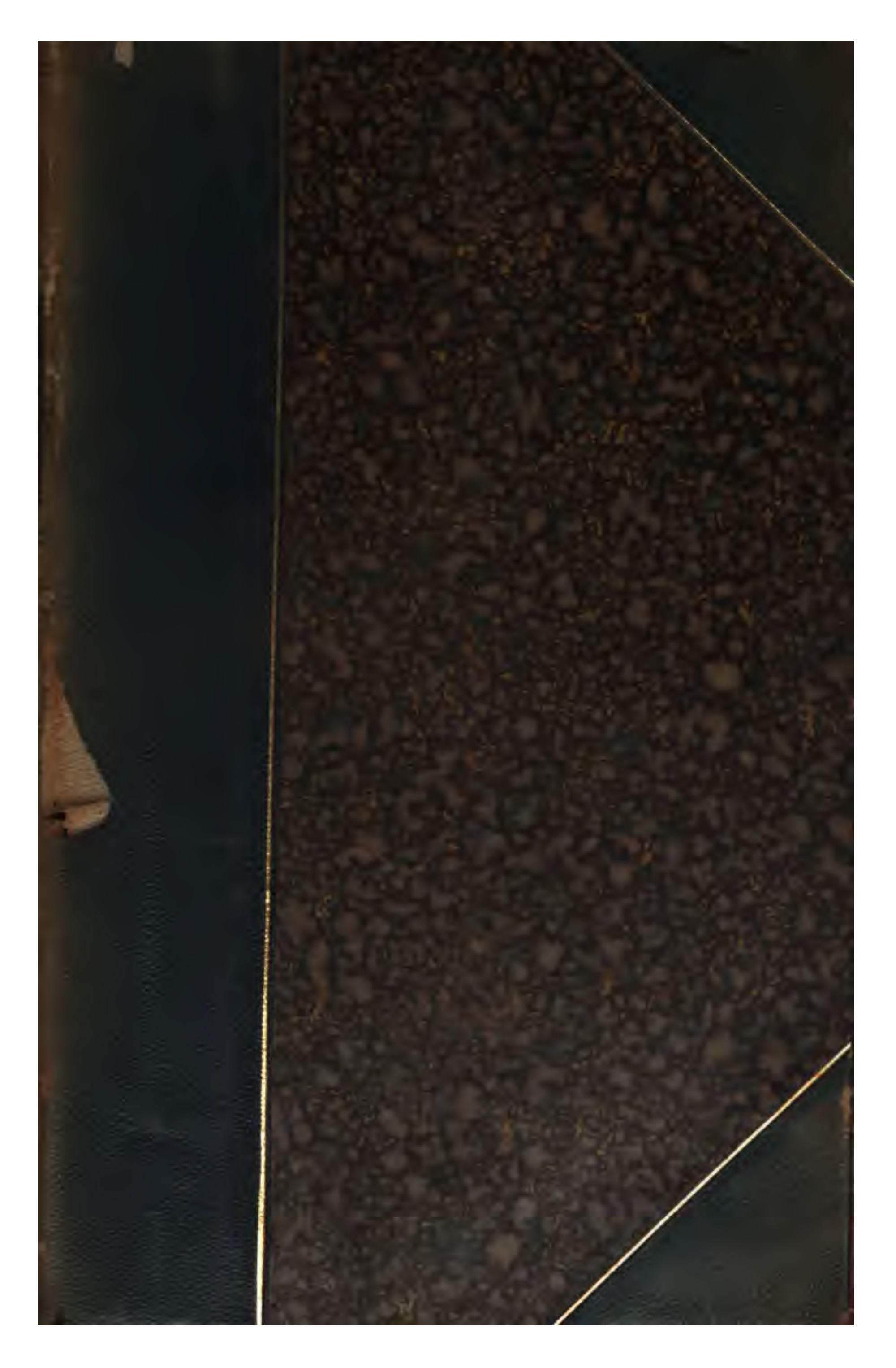



The
an-American
ethe Library
rsity of Michigan.






Zur

Beurtheilung Goethe's,

mit

Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst.

Von

Schubarth.

Zweyter Band.

Zweyte, vermehrte Auflage.

1820.
Verlag von Josef Max in Breslau.

Wien, bey Karl Gerold.

Inhalt.

Zweyte Abtheilung.

1 8 1 8.

Es fällt kein' Meister vom Himmel!

An der Spitze der zweyten Abtheilung der ferner hier vorzulegenden Versuche stehe ein Schreiben Goethe's zum Vorwort!

Wenn dasjenige, was man in dem früher Mitgetheilten als Ersten Versuch überschrieben findet, in seinem anfänglichen mangelhaften und unvollkommenen Erscheinen im Stande war, sich einige Gunst zu erwerben, so fand sich der Verfasser durch diese vortheilhafte Aufnahme doch eigentlich mehr beengt, als über das aufgeklärt, worüber er eine Auskunft so sehr gewünscht hätte. Es ist sehr natürlich, daß man über Anfänge, wie Anfänger, in der Regel sich schonend erklärt; man sieht dem gegenwärtigen Unvollkommenen nach, in der Hoffnung, die Mängel einst ausgeglichen zu sehen.

Allein eben dieß nachsichtige Verfahren beunruhigte den Verfasser um so mehr darüber, ob

er sich auch in der That irgend einem Aechten hingegeben; denn es ist wohl nur zu gewiß, daß wir oft am liebsten in demjenigen uns versuchen mögen, wozu wir gar keine Kraft haben, wobey wir das Gute, was unsern wirklichen Kräften gemäß wäre, auszuüben unterlassen. Wodurch würde denn die Welt mit so viel Halbem, Unzureichendem, Falschem, mit so viel Wahnvollem und Abgeschmacktem angefüllt seyn, wenn nicht diese Verwegenheit des Menschen wäre, über einen bestimmten Punct ihm verliehener, ächter Wirksamkeit zu einem immer Größeren und Ausgedehnteren, zu einem ihm von Natur geradezu Versagten vorzudringen? wenn nicht gerade eben das ihn am mächtigsten reizte, wozu er nicht sowohl durch ein Talent, eine wirkliche Anlage, als vielmehr einen bloßen Sinn, nicht durch That, durch ein Vollbringen und Ausüben, sondern durch Idee, Begriff und Reflexion allein sich noch nicht zu erheben im Stande ist?

Die Litteraturen aller Völker geben hiervon die entschiedensten Beweise, und man kann sagen, die größte Vermehrung und Ausweitung derselben geschieht durch solche Halbvermögen, die sich an einem Versagten, ihnen geradezu Unmöglichen, am liebsten versuchen mögen, und zwar

mit Kraft aller ihrer Anstrengung und Verwendung alles ihres Lebens, weil der Widerstand, die Gegenwirkung jeder Art es ist, die den Menschen am meisten auffordert. Denn durch sie erfährt er, daß er ein begränztes, bestimmt eingeengtes Wesen sey. Und wer stellte sich denn nicht gern als unbedingt dar, und suchte dieses Gefühl, dieses Bewußtseyn, diese Ansicht so sehr, als möglich, in sich zu hegen, auszubilden, zu realisiren?

Daher wir denn ja alle Philosophie, wenn die Menschheit endlich einem Bedingten sich hinzugeben im Begriffe ist, plötzlich mit der Anforderung des Unbedingtesten, des Absoluten immer wieder hervortreten, und die Menschheit hieran als an das ihr eigenthümliche Grundwesen, den Kern und die Urmaxime ihres Seyns erinnern sehen.

Der Verfasser gesteht es, daß er dieser Anforderung eines Unbedingten in sich niemals ohne ein großes Mißtrauen, ja nicht ohne Furcht, Angst und Abscheu Gehör zu geben vermochte. Daher mußte ihn jenes Wort in Wilhelm Meisters Lehrjahren um so mehr peinigen, das ihm von der entgegengesetzten Seite sich aufdrang: „Man soll sich vor einem Talent hüten, das

man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pfuscherey gewendet hat, schmerzlich bedauern."

In solcher Ungewißheit, in solchem Zweifeln und Schwanken fand er sich endlich veranlaßt, Hülfe und Auskunft bey Demjenigen zu suchen, dem er so viel schon vertraut. Und so entstand diejenige Antwort, die man hier zu einer Beruhigung der Lesenden mittheilen mag, wie sie denjenigen selbst, an den sie gerichtet war, in Vielem zu beschwichtigen vermochte.

Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Geheimerath von Goethe.

Ihre beyden Briefe, mein Werthester, habe wohl erhalten und in der Zwischenzeit Ihr Heft gelesen, da ich denn Ursach finde, mich für den Antheil, den Sie mir und meinen Arbeiten gegönnt, dankbar zu erzeigen. Dieses wüßte ich vorerst nicht besser zu thun, als daß ich Ihre Frage mit Wenigem beantworte und Sie ersuche, auf dem

Wege, den Sie eingeschlagen, standhaft zu verharren.

Es ist ganz einerley, in welchem Kreise wir unsere Cultur beginnen, es ist ganz gleichgültig, von wo aus wir unsere Bildung ins fernere Leben richten, wenn es nur ein Kreis, wenn es nur ein Wo ist.

Verharren Sie beym Studium meines Nachlasses: dieß rathe ich, nicht weil er von mir ist, sondern weil Sie darin einen Complex besitzen von Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die auf einander hinweisen, wie Sie schon selbst so freundlich und einsichtig dargestellt haben. Genügt Ihnen in der Folge diese abgeschlossene Region nicht mehr, so werden Sie von selbst sich daraus entfernen; führt Ihnen das Leben eine neue Wahlverwandtschaft zu, so werden Sie sich von Ihrem ersten Lehrer abgezogen fühlen, und doch immer dasjenige schätzen, was Sie durch ihn gewonnen haben. Eine productive Bildung, die aus der Einheit kommt, ziemt dem Jüngling, und selbst in höheren Jahren, wo wir unsere Fortbildung mehr historisch, mehr aus der Breite nehmen, müssen wir diese Breite wieder zur Enge, wieder zur Einheit heranziehen.

Freylich weiß ich wohl, daß Sie mit der Welt in Widerspruch stehen, die auf dem großen Jahrmarkt des Tages Zeit und Kräfte verzettelt; deswegen thäte man wohl zu schweigen und für sich fortzuhandeln, wenn Mittheilung zum Leben und Wachsen nicht so höchst nöthig wäre.

Mehr sage ich nicht und schließe mit dem aufrichtigen Wunsche für Ihr Wohl und mit dem Verlangen, von Zeit zu Zeit etwas von Ihnen zu hören.

Weimar, den 8. July
1818.

Goethe.

Nachträge über Goethe's Faust.

Der Aufsatz, der unter obiger Ueberschrift hier zunächst mitgetheilt werden soll, lös't eigentlich seine Aufgabe nicht, in wiefern er das Ziel des Faust in eine Theodicee setzt. Vielleicht hat schon der Theologe das Problem einer Theodicee gänzlich von sich zu weisen, und sogar der Philosoph wird stets Gefahr laufen, in diesem Thema, als an einem Halbproblem, mit seinem Nachdenken sich zu versuchen. Um so mehr wird es daher wohl der ächte Dichter abzuweisen haben. Dagegen wird es freylich ein großer Stoff zu seiner Behandlung seyn, zu zeigen, wie sich der Wahn wohl in einer menschlichen Natur festsetzen könne, der das Unwahrste, Widernatürlichste, ja gera

dezu Unmögliche befaßt, nämlich daß ein großartiges, für das Höchste der Menschheit in Natur und Welt und was über jenen ist, empfängliches Individuum am Ende zu der Empfindung und zu dem Gewahrwerden eines Niedrigsten, Elendesten, schlechthin Abgeschmackten zu gelangen vermag, und hiermit endet.

Ist dieses in der That die eigentliche Grundaufgabe des Faust, sein poetisches Thema, so hat man das Nachstehende doch abermals hier vorlegen mögen, da es wohl manche Puncte berührt, welche zur bessern Erwägung jener Absicht des Gedichts hinzuleiten geschickt sind. Dabey glaubt man aber noch auf den Dank des Lesers insbesondere rechnen zu dürfen, wenn das Nachstehende die Hauptschwierigkeiten, auf denen das Interesse jener Dichtung ruht, zwar berührt, ohne sie jedoch ganz aufzulösen. Und so sey es denn gewagt, den Leser in das angenehme Bewußtseyn zu versetzen, sich den Besitz der vollständigen Ansicht selbst verschafft zu haben!

Indem ich alles früher über den Faust Niedergeschriebene nochmals durchlaufe, muß ich mir bekennen, wie Vieles noch hinzuzufügen bleibt, ehe der Plan dieses unermeßlichen Drama nur

einigermaßen vollständig enthüllt seyn wird. Mögen die folgenden Nachträge dem bereits Beygebrachten zu einer Ergänzung dienen, zu deren Anschließung folgende kurze Wiederhohlung nicht unpassend seyn wird.

Man wird nämlich aus alle demjenigen, was in dem Hefte über Goethe, in Beziehung auf den Faust, auszusprechen angefangen worden ist, hinlänglich zu erkennen vermögen, die Hauptabsicht und die Grundrichtung des Werks gehe vornämlich darauf aus, das Ungegründete aller menschlichen Klagen, die über einen Mangel in der äußern Anlage des Weltplans sowohl, als der innern Einrichtung menschlicher Natur, gegen den Welturheber angestellt werden können, hervorzuheben und als unwahr zurückzuweisen, in wiefern es insbesondere dem Menschen durch die mangelhafte Einrichtung des Weltzustandes unmöglich werden soll, zu einem befriedigenden Loose zu gelangen.

Daher wird durch den gesammten Verlauf des Drama nicht bloß dargethan, daß die Schuld jeglicher sich hervorthuenden realen Uebel dem Menschen ganz allein anheimfällt, und daß dieselben sein alleiniges Werk sind; sondern es wird auch darauf hingewiesen, wie, nach einer über-

schwänglichen Einrichtung des Weltplanes, diesen ungeheueren Nöthen und Uebeln, welche der Mensch durch sein Verschulden einzig aufruft, von einem gewissen Puncte an die Richtung verliehen ist, daß sie nothwendig ohne Aufenthalt, trotz ihrer Gestalt als Uebel, zum Guten wieder rückwirken müssen.

Der Mensch besitzt einen gewissen Inbegriff von Anlagen, die dazu bestimmt sind, den Umkreis seiner Natur zu bilden. Ueber jeder dieser Anlagen schwebt auf ideelle Weise ein gewisses Maaß, welches die Gränze bezeichnet, innerhalb deren die ächte Wirksamkeit jeder Anlage Statt findet. Hierüber hinaus nimmt diese Wirksamkeit immer mehr ab, bis sie bey einem andern Puncte anlangt, wo sie zunächst erst als ein völlig Abweichendes, Verstelltes und Verzerrtes sich hervorthut, bis sie endlich dem Menschen zu seiner Handhabung ganz entflieht. Und so entspringt auf diese Weise jeder heitere, ruhige, besonnene, lichte Zustand des Menschen, und jeder trübe, schwankende, dunkele, ungewisse, je nachdem es Zunahme, oder Abweichung nach der einen oder andern Seite ist.

Die sämmtlichen, übrigens unter sich verschiedenen, nicht gleichen Anlagen, welche den Umkreis einer menschlichen Natur bilden helfen, sind in dem Wollen des Menschen zur Einheit versammelt und verbunden. Das Wollen ist seiner Beschaffenheit nach gränzenlos, ja unendlich, und sucht sich stets als unbedingt hervorzuthun. Und so ist es denn in seiner Thätigkeit und Wirksamkeit auf keine nothwendige Weise von jenen, über den verschiedenen einzelnen Anlagen schwebenden Maaßen eingeschränkt, worauf schon die ideelle Beschaffenheit dieser Maaße hinweist. Es findet vielmehr das Wollen nur da erst seine Gränze und Schranken, wo der Gebrauch menschlicher Anlagen jenseits des ideellen Punctes längst aufgehört.

Es kann sich nun das Wollen durch die ideellen Maaße binden, indem es sie anerkennt, aber auch über sie hinausgehen, indem es, seiner eigenen Unendlichkeit gemäß, irgend eine Anlage über ihren ideellen Maaßpunct und ohne Rücksicht auf denselben zu bewegen, zu erregen und zu steigern unternimmt.

Nun ergiebt sich jedoch Folgendes: Wenn das Wollen die ideellen Maaße anerkennt und gelten läßt, und mit seiner Energie innerhalb

der von ihnen abgesteckten und bezeichneten Region nicht zu wirken verschmäht, so entspringt alles das, was wir ein Tüchtiges, ein Gutes, Aechtes, Vollkommenes nennen. Im entgegengesetzten Falle aber beginnt sich zu entwickeln, was wir als ein Uebel, ein Mangelhaftes, Unvollkommenes, Falsches, Lügnerisches bezeichnen.

Nun setzen wir noch hinzu: die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, das Wahre und Falsche menschlicher Natur ist so mannichfaltig, und so verschieden bedeutend und gestaltet, als die Anlagen und die ideellen Puncte, welche über denselben schweben, mannichfaltig, verschieden und bedeutend sind; die entweder anerkannt und bewahrt, oder minder und mehr, oder völlig überschritten und aufgelöst werden.

Denn, um hierüber noch einiges zu bestimmen, und den Werth jener verschiedenen menschlichen Anlagen zu bezeichnen, so lassen sich dieselben in ein dreyfaches Verhältniß bringen, und in ein Oben und Unten, Hüben und Drüben vertheilt finden.

Das Oben nehmen die sittlichen Eigenschaften des Menschen ein; der Gipfel, das Höchste menschlicher Natur bezeichnet sich hier von selbst.

Sodann nehmen das Hüben und Drüben,

bald mehr realer, bald ideeller Art, die sämmtlichen geistigen Eigenschaften des Menschen ein. Alle Richtungen derselben, als Expansion gegen Welt und Natur, erzeugen das Wissen und die Wissenschaft; wie die Sammlung in derselben Sphäre die Kunst, die Poesie bewirkt.

Endlich bilden die sämmtlichen sinnlichen Eigenschaften des Menschen das Unten seiner Natur. Hier ist also die Base enthalten, wie in den sittlichen Anlagen der Gipfel.

Man sieht leicht, wie das volle Vorhandenseyn dieser sämmtlichen Eigenschaften nur die volle Natur des Menschen zu bilden vermöge, und wie erst in der Uebereinstimmung aller das totale Verhältniß menschlicher Natur hervorgehen könne. Da indessen die Natur nur das Oben und Unten in der Menschenbildung einigermaßen vollständig ausführt, das Hüben und Drüben aber bald mehr, bald weniger, unter verschiedene Individuen vertheilt, und selten mehr als angedeutet seyn läßt: so ist zunächst das Verhältniß der sittlichen Anlagen in ihrer Uebereinstimmung zu den sinnlichen das Hauptsächliche.

Denn es kann geschehen, daß, wer seine höchsten sittlichen Anlagen nur cultiviren und auf deren leisem, zartem, zuletzt verschwebendem Gipfel ver-

weilen wollte, dadurch in ein abgeschmacktes Sinnliche sich verlieren müßte. Doch sind es eigentlich die geistigen Anlagen wissenschaftlicher Art, die, indem sie auf ein Unermeßliches in Welt, Natur, und was höher als beyde ist, sich richten, und sich der vollsten Umfassung hier überlassen mögen, jenen zarten sittlichen Gipfel so zum Schwanken zu bringen im Stande sind, als jene sinnlichen Anlagen aus ihren Fugen zu reißen, daß ihre Natur als eine dämonische Gewalt sich hervorthut, die, um sich zu behaupten, eilig einem Abgrunde zu, nach der Tiefe um so mehr hinzieht, als jene geistigen Eigenschaften am All der Dinge immer freyer und unermeßlicher zu werden streben. Doch wir greifen dem Folgenden nicht allzusehr vor.

An Faust kann man, nach der Weise, wie er im Drama gehalten ist, deutlich gleich im Anfange gewahren, wie er die gesammte Gesetzmäßigkeit und Fähigkeit, ja die menschliche Gattung überhaupt zu überspringen unternimmt, indem er die Möglichkeit menschlicher Einsicht, menschlichen Könnens und Dürfens, aus ihrem rechten natürlichen Kreise, zu einer Sphäre hinanzusteigern versucht, wo ihr Verhältniß für die Men-

schen mögliche Fassung, in Begriff wie That, längst aufhört.

Nämlich Faust begehrt die höchste und tiefste Einsicht in das Wesen des All zu besitzen, ohne daß diese Kenntniß ihn im mindesten nur zu fördern vermag, wenn er die Aufgabe am All schöpferisch-thätig Theil zu nehmen, weder an sich, als innerstes Gebot und Antrieb seiner Natur, nachzuweisen vermag, noch überhaupt dieselbe durch hierzu gemäße Anlagen irgend zu begründen im Stande ist.

Vielmehr weisen die sämmtlichen Fähigkeiten, Kräfte und Anlagen seiner menschlichen Natur auf einen ganz andern Wirk- und Thatkreis, für den und innerhalb dessen sie der Mensch rastlos zu brauchen hat, wenn er sich dieser Anlagen wahrhaft erfreuen will, und ihre eigentliche Bedeutung ihm faßlich werden soll.

Dieß ist die sittliche Wirk- und Schöpfungssphäre, die Sphäre des sittlichen Vollbringens und Handelns, die durch dasjenige, was wir Tugend, Pflicht, Aufopferung, Duldsamkeit, Liebe nennen, sich bezeichnet, und deren gesammter Umkreis vom Gewissen so zart abgegränzt wird.

In ihr ist ein großes, einziges, ganz entgegengesetztes, sicheres, uranfängliches Gefühl und

Wissen des unbedingten Glaubens an die unendliche Vollkommenheit der unendlichen Weltursache und des Weltganges, als völlig befriedigend und ausreichend an die Spitze gestellt.

Indem in diesem Glauben im Durchschnitt, im Ganzen, der Gipfel der gesammten Ansicht über das äußerste und höchste Verhältniß menschlicher Natur auf einmal ertheilt und gegeben ist, im Gegensatz jenes Wissens, welches sich stückweise und nach und nach erbaut, indnm es nichts als wirklich und bestehend gelten läßt, was ihm nicht im Besondern deutlich und klar geworden, und sich dem Sinn und Geist bis in seine letzten Einzelnheiten zerlegt hat: so finden wir an Gretchen die Figur im Drama, welche diesen Gegensatz im Glauben darstellt.

Indem sie, ihrer ganzen Sinnesart nach, die Voraussetzungen des Höchsten und Wichtigsten, wovon das Leben beginnt, worauf es beruht, sogleich zugiebt, worüber das Wissen zweifelhaft, bedenklich, unaufhörlich streitig ist, und worüber es nur spät und langsam einig wird, wendet sie sich nun von diesen, ihr zu einer unbedingten Richtschnur geltenden Voraussetzungen zur Hervorbringung und Gestaltung des Menschlichen,

nach allen sittlichen Möglichkeiten ihrer menschlichen Fähigkeit.

Wir sehen im fernern Verfolg des Drama, wie Faust, indem er das Höchste der menschlichen Natur nach einem überschwänglichen wissenschaftlichen Zweck, rücksichtslos der sittlichen Möglichkeiten und Anforderungen derselben, ja mit Ueberspringung und Verneinung des in ihnen unbedingt Enthaltenen, einzig gestaltet wissen will, dadurch auf eine höchst unglückliche, für sich und andere mit Verwüstung verknüpfte Weise an einem Unmöglichen, Unerschwinglichen gewaltsam sich versucht.

Nun muß uns jedoch, jemehr wir uns dem Schlusse der Tragödie nähern, als höchst bedeutend erscheinen — wenn wir nach alle den größten, von Stufe zu Stufe sich steigernden Verirrungen, nach alle den Abgeschmacktheiten und Verstößen wider angebornen Sinn, ursprüngliches Gefühl, rechten Verstand und hellste Vernunft — da wir in der Mitte der Tragödie in ein völlig frazzenhaftes, wahnsinniges, zaubervolles Element gebracht werden — hier muß uns, sage ich, die Richtung, die sich nunmehr immer stärker entwickelt, immer bedeutender vorkommen, daß

die zunehmenden Abgeschmacktheiten, Gräßlichkeiten, ja entschiedenen Verbrechen, als eben so viele Momente sich vereinigen, Faust mit Gewalt über den wahren Punct seiner Menschheit aufzuklären.

Klagte er ja doch am Anfange mit Verzweiflung über das trübe menschliche Loos des Nichtwissens, über die Dunkelheit, welche den Menschen überall umfange; wird ja sein Verdruß, sein Unmuth hierüber doch bis zur Wildheit, bis zum völligen Aufgeben und Verfluchen alles Daseyns und seiner lügnerisch blendenden Erscheinung gesteigert. Allein in der letzten Scene, die sich am Schluß aufthut, in der erschütternden Kerkerscene, tritt alles mit höchster Macht zusammen, um ihn zu überführen, um ihn zu richten, ob dem Menschen ein einzig hohes, gewisses, entschiedenes, unschätzbares, unverlierbares Loos gegeben sey oder nicht; indem die Liebe, jenes heiterste, gewisseste und deutlichste Wesen, das ihn in frühern Tagen an Grethen so hold entzückte, in ein gräßlich wahnsinniges Gespenst verwandelt vor ihm steht, und ein höchst edles, reines menschliches Geschöpf, wie er selbst in seiner Angst bekennen muß, nur durch seine Schuld, einzig und allein in dem Mißbrauch ihrer zu großen Hingebung

an ihn, von dem Gipfel ihres Glücks in den Abgrund des unseligsten Verderbens gestürzt ist.

„Ihr Verbrechen war ein guter Wahn!"

Fürwahr, nicht jener Geisterstimme, die ihr schrecklich mahnendes „Heinrich! Heinrich!" dumpf ausruft, bedarf es, nicht einer Annahme höherer dämonischen Einwirkung, und von oben richtender Sprache über menschliches Vollbringen, menschliche That und Unthat. Es sind die Steine des Kerkers, die das grausenhafte Wort hervorstöhnen und Mund empfangen, um aus ihrer harten, gefühllosen Natur dem Menschen Faust, dem Unwissenden, zuzurufen, was Menschheit und menschlich sey.

Doch wir wenden uns jetzt zu der Betrachtung, die wir, nach alle dem bisher Gesagten, um so überzeugender anstellen können, daß jedes Uebel, wenn wir an seinen Ursprung dringen, im Anfange als ein beschränktes Gute sich zeigt, welches die Gestalt eines Uebels, Unzuverläßigen erst nachmals gewinnt, wenn der Mensch die Glückseligkeit, welcher er in diesem beschränkten Loose sicher und befriedigend sich erfreut, aus einem dunkeln Uebermwollen zu erweitern, zu vermehren strebt.

Gar Vieles nämlich gewahrt der Mensch, der sein Bewußtseyn nach außen auszubilden beginnt, bald außer demjenigen noch, was ihm als sein Loos bisher beschieden und bekannt war, was außer demselben hehr und groß, ja hehrer und größer erscheint. — Die unendliche Welt ist mit dem Daseyn des Menschen nicht abgeschlossen.

Dieses ungeheure Ganze erblicken, es träumerisch zusammenfassen, das menschliche Wesen und das menschliche Loos dagegen klein, dürftig, gering und niedrig finden, und dieses ungeheuren Ganzen sich zu bemächtigen streben, um Alles und im All das Höchste zu besitzen: dieß ist eine Richtung, die sich in einem einzigen Moment in einem menschlichen Busen entwickeln kann, die den Menschen aber auch aus allen seinen Fugen herausreißt.

Denn, indem der Mensch sich allerdings noch bis zu einer gewissen Höhe steigern kann, die über das gewöhnlich und dabey schicklich Menschliche, seine Art und seinen Begriff, weit hinausragt. — eine Höhe, die schlechthin eine höchste menschliche Höhe seyn soll, weil es der Mensch will, und bis hierher allenfalls noch wollen kann! — so thut sich jedoch plötzlich bey dem geringsten Wei-

tergehen ein Gipfel der übersteigerten Menschenanlage hervor, wo die sämmtliche menschliche Kraft aus dem Gebiete alles Wollens und Dürfens, aus aller menschlicher Leitung herausirrt; wo diese Kraft plötzlich eine ungeheure Selbständigkeit gewinnt, die, rückwärts von Stufe zu Stufe wirkend, alles von der erstrebten Höhe in die Tiefe schleudert: so wie ein Stein, der aus seiner schicklichen, natürlichen festen Lage auf den entscheidenden, steilsten Gipfel gewälzt, dort aller Richtung und Leitung derer, die ihn aus seinem sichern Grunde hinanzuwälzen das kecke Wagstück unternahmen, sich plötzlich entreißt, und sie selbst niederziehend, unter Verwüstung zu dem niedrigen, untern Ort fortrollt.

Diesen Naturgipfel unabhängig gewordener, von dem Menschen nicht mehr zu bändigender, übersteigerter Menschenkraft und Anlagen, der, rückwärts gewendet, gewaltsam den Menschen auf die ihm gemäße Beschränktheit zurückführt, ist in Mephistopheles dargestellt. Und diese Figur ist es, an welcher der Dichter die Absicht einer Theodicee gegen die falsch vordringende Kraft des Menschen am meisten entwickelt und anschaulich macht, indem er diese Figur die äußerste Gränze darstellen läßt, die alles menschliche Wol-

len, Können und Dürfen umspannt; eine Gränze, innerhalb deren der Mensch seines Wollens noch in jeder Weise mächtig ist, innerhalb deren für ihn das heiterste Loos sich zu ergeben vermag, an der jedoch angelangt, alles Wollen für ihn aufhört und ein unabwendbares Müssen Alles beherrscht, und aller Freyheit spottet, bis die entfesselte Kraft an den ursprünglichen Ort zurückgekehrt ist, wo es dem Wollen wieder vergönnt ist, wie am Anfange, über ihr nach seinen Absichten zu walten.

Nunmehr aber wird es recht seyn zu bemerken, wie in den sämmtlichen Scenen und einzelnen Abtheilungen des Drama, welche mit tiefer Kunst und in gewissen sich entsprechenden Maaßen und fortschreitenden Verhältnissen aneinander gefügt sind, von einer und derselben Grundidee beherrscht, der Dichter zur Absicht hat, uns an den verschiedensten, mannichfaltigsten Lebensverhältnissen und Richtungen ein allmähliges Ueberschreiten des rechten ursprünglichen Menschenzustandes, bis zum größten Unmaaße, von den verschiedensten Seiten und auf den entgegengesetztesten Wegen bewirkt, zu veranschaulichen. Nur Einiges werde hiervon erläutert!

Wenn im Faust, welcher das größte, gedenkbare Ueberschreiten menschlicher Anlagen darstellt, das Unmaaß sich hervorthut, indem er das individuelle Menschenloos überhaupt zu einem Allloos zu steigern versucht: so können wir auf dem Spaziergange in Auerbachs Keller, Martha's Garten, Lieschen am Brunnen, Valentins Prahlen mit der Schwester Schönheit, gewahren, wie hauptsächlich in einem Unmaaß sinnlicher Derbheit und gemeinen Begehrens der ächte menschliche Zustand nach und nach überschritten wird. Hiervon bezeichnen rohere und niedere Ausgelassenheit, Uebermuth, Keckheit, Völlerey, Kuppeley und allerhand andere Gemeinheit, wie Neid, Schadenfreude, Verwünschungen und Fluchen, in eben so vielen Spuren die mannichfaltigen Puncte, an welchen der Ueberschritt überhaupt möglich war und hier wirklich geschah.

Wenn jedoch die sämmtlichen, nach dieser Seite sich entwickelnden und erzeugenden Gebrechen und Laster die gewöhnlichen, gemeinen menschlichen Gebrechen sind: so werden wir auf eine Stufe schon gewaltigern, gesuchteren und höhern Ueberschreitens in den sämmtlichen Hexenscenen geleitet, wo der Geist, im Dienste des Sin-

nes und für ihn, zur Aufgabe hat, alle seine Kunst, seinen Witz, seine Tiefe und Untiefe zu erschöpfen, um dem Menschen die höchsten Güter der irdischen Welt: Gold, Gesundheit und physische Lebenskraft mit physischem Vollgenuß u. s. w. zu ewiger Dauer zu verschaffen, und wo alles geistige Vermögen bis zur Verrücktheit und Dumpfheit für diese sinnlichen Zwecke überspannt ist.

Auf eine andere und noch höhere Stufe werden wir in Oberons und Titanias goldener Hochzeit gesetzt, wo in einem anscheinend geistig geläuterten Zustande, Figuren und Gestalten aus der modernen Welt, zur Sühne der, dem Mittelalter oft nur zu sehr in einer gewissen Epoche unserer Entwickelung bewiesenen Verachtung seines in sinnlicher Ueberfülle waltenden Unwesen, aufgeführt sind, um das Unwesen, das flache, seichte und gemeine Element der modernen, geistig geklärtern Welt und Natur in seinen gewöhnlichen Gipfelchen darzustellen und offenbar zu machen.

Wir kehren zu Mephistopheles zurück, und sagen nunmehr, wie er zu diesem sämmtlichen Unwesen in einer Verwandtschaft stehe, weil er den unabhängigen, freygewordenen Gipfel des

aufs Höchste vom Menschen gesteigerten Unwesens darstellt. Aber in jenen niedern Sphären gemeiner, gewöhnlicher Ueberschreitung gewahrt das Völkchen sein Daseyn selten. Hier ist er noch nicht zur Reife gediehen, nur erst in Keimen vorhanden.

> Den Teufel spürt das Völkchen nie
> Und wenn er sie beym Kragen hätte.
>
> Mephistopheles in Auerbachs Keller.

Schon mehr und klarer erscheint er den Hexen; aber er zeigt sich in vollster Gestalt und allem seinen Wesen nur Fausten, der durchgängig von den äußersten Puncten das menschliche Wesen überschreitet.

Mephistopheles
tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholastikus, hinter dem Ofen hervor.

Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?

Faust.

Das also war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scolast? Der Casus macht mich lachen.

Mephistopheles.

Ich salutire den gelehrten Herrn.
Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.

Faust.

Wie nennst Du dich?

Mephistopheles.

Die Frage scheint mir klein
Für einen, der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Wesen Tiefe trachtet.

Faust.

Bey euch, ihr Herrn, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen,
Wo es sich allzudeutlich weis't,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer bist du denn?

Mephistopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Faust.

Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?

Mephistopheles.

Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Faust.

Du nennst dich einen Theil, und stehst doch ganz vor mir?

Mephistopheles.

Bescheidne Wahrheit sprech ich dir.

Wenn sich der Mensch, die kleine Narren-
welt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält:
Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht;
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön,
Ein Körper hemmt's auf seinem Gange;
So hoff' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Faust.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannst im Großen nichts verrichten
Und fängst es nun im Kleinen an.

Mephistopheles.

Und freylich ist nicht viel damit gethan.
Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beyzukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land.
Und dem verdammten Zeug der Thier- und Men-
schenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer zirkulirt ein neues frisches Blut.

So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden,
Entwinden tausend Keime sich
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flammen vorbehalten;
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Faust.

So setzest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was andres suche zu beginnen,
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Hier ist es, wo Mephistopheles, indem Faust an die Gränze der Menschheit gelangt ist, wo, sage ich, Mephistopheles vollendet und vollständig als die ewige Gränze Fausten entgegentritt, die das menschliche Wollen in seinem Uebersteigen nicht weiter läßt, sondern, wenn es dennoch vorwärts dringen will, gewaltsam zurückstößt und dasselbe die rächende Uebermacht einer höhern Naturordnung fühlen läßt, über die der Mensch sich nicht vermessen soll ohne Beruf und Aufgabe seiner Natur hinauszudringen. Denn gewaltsam wird jetzt gegen sein Wollen mit Schmerz und Unheil der Mensch zu jenem Puncte zurückgeführt, welches der ursprüngliche Punct menschlicher Na-

tur ist, wo sein höchstes menschliches Können und Dürfen innerhalb der bestimmtesten Begränzung ruht. Hier soll er sich nicht gelüsten lassen, irgend etwas niedrig und gering zu finden, und das, was hier möglich ist, etwa vorbeygehen, um einem von ihm sogenannten noch Höhern sich eitel und thöricht zu ergeben.

Stellt nun aber Mephistopheles die Negative dar, die vom höchsten Gipfel eines gewaltsam überspannten Menschlichen zu dessen ursprünglichen Maaßen mit gleicher Gewalt hinabsteigt, und ist demnach seine Bosheit, Verkehrtheit und Gewaltsamkeit eine solche, die zum Zweck hat, zum Rechten zurückzudrängen: so sind die Verkehrtheiten und Bosheiten und die Gewaltsamkeiten aller andern Figuren der Tragödie dagegen solche, die umgekehrt zum Zweck haben, das ursprüngliche rechte Maaß aufzulösen; und sie bilden hierdurch jenen unheilvollen Gipfel allmählich aus, der dann in seiner höchsten Reife plötzlich unabhängig wird, und eben so verderblich zur niedern Bahn Alles hinreißt, da nunmehr umgekehrt mit demselben Maaße einmal rückwärts vergolten wird, dessen man sich zuerst aufwärts bediente, um das rechte und eigentliche Verhältniß zu zerstören.

Und nun können wir den Begriff der dem Faust zu Grunde liegenden Theodicee nochmals bestimmt so angeben: Es waltet im Faust die geheime Ansicht von einem Inbegriff mannichfacher Anlagen, welche, in Beziehung auf ihre Entwickelung, durch oberste göttliche Einrichtung, bis auf einen gewissen Punct im Guten wie im Bösen, unbedingt der menschlich freyen Selbstbestimmung überliefert sind, jenseit welches Punctes jedoch diese Anlagen und Kräfte in ihrer Wirksamkeit, in der Beziehung sowohl auf Böse, als Gut, sich aller menschlichen Leitung entziehen, und zwar dergestalt, daß das Gute und Böse, was nur geschieht, wider Willen dem Menschen widerfährt; er gewahrt bloß, es geschehe Böses und Gutes auf eine ihm unbegreifliche Weise. Unverkennbar hat jedoch zugleich diese negative Art, das Gute und Böse auf eine, von allem menschlichen Wollen unabhängige, Weise in der Menschheit einzuleiten, durch dieselbe göttliche Fügung, den Zug und die Bestimmung, die menschlichen Anlagen auf jenen Punct wieder zurückzubringen, wo dem menschlichen Wollen ihre Leitung wieder überliefert wird, wie es das ursprüngliche gottgegebene Verhältniß ist. Dieß ist der Begriff der dem Faust zu Grunde liegenden Theodicee.

Wenn es übrigens Generationen, Jahrhunderte, ja Jahrtausende dauern kann, ehe der ursprüngliche Punct wieder hergestellt wird, und diese Negative, welche in der Geschichte die gewaltsamen Katastrophen zur Einleitung wie zur Folge hat, und immer der Beweis einer bestehenden tiefen sittlichen Gebrechlichkeit ist, endet: so ist dagegen zu bemerken, daß es auch Generationen dauert, und ihrer bedarf, ehe es möglich ist, daß ein solcher verderblicher Gipfel erzeugt und reif wird; und es ist hierin die weiseste, wie die gerechteste gottgegebene Einrichtung, weil es offenbar eine sehr große Absichtlichkeit, und einen sehr verdorbenen, dem Gränzenlosen vorsätzlich sich überliefernden Willen voraussetzt, wenn ein Geschlecht, trotz seiner ursprünglichen, noch entgegengesetzten Anlage, sich zur stufenweisen Erweiterung der von seinem Vorgänger eingeleiteten Abweichung entschließt aus bloß modischer Nachfolge, statt umgekehrt durch zu beweisende, natürliche, angeborne Tüchtigkeit diese eingeleitete Abweichung sogleich zu beseitigen und aufzuheben.

Daß aber Mephistopheles und das in ihm angedeutete theodiceische Verhältniß etwas Reales, Wirkliches sind, davon können uns die tief-

finnigen, mysteriösen Wahrnehmungen unserer neuesten und größten Historiker von dem dunkeln, unbegreiflichen Gott in der Weltgeschichte, der da durch Böses und Unheil ein Gutes, wider alles handgreifliche Wollen der Menschen, heranleitet, einen sehr sichern Beleg geben.

Es kann ferner der neueste Zeitlauf von dieser negativen Einleitung des Guten durch verkehrtes Wesen und auf verkehrten Wegen bewirkt, Zeugniß geben; indem wir uns nur z. B. an den Aufgang des französischen Revolutions-Ungethüm's, als eines solchen, von Generation zu Generation durch Jahrhunderte allmählich heraufgebildeten, Gipfels alles Unseligen, erinnern, und an die Aufklärung dieses düstern Elements denken dürfen, welche überraschend genug, auf ganz entgegengesetzte Ausgangspuncte lichtvoll deutend, sich im Lauf der neuesten Zeitereignisse einzuleiten begonnen hat.

Ja wir dürfen uns ferner nur an die unschuldsvolle Ahnung und den phantasievollen Glauben erinnern, welchen das Mittelalter vom Teufel hatte; in welchem Glauben jegliches Walten in einem Guten und Bösen, das den Menschen wider Willen fortriß, als eine bös dämonische Wirkung bezeichnet wurde, im Gegensatz jenes klaren,

deutlich bewußten, freyen Vollbringens nach göttlichen Geboten.

Wenn übrigens in unsern Tagen dieselbe Ansicht und Empfindung von einem geheimnißvollen Bewältigenden ziemlich weit verbreitet sich findet — wobey, um in größtmöglichster Klarheit das Verhältniß zu bezeichnen, nach unsrer Art alles deutlich zu machen, der Begriff des Nothwendigen zum Grunde gelegt und angewendet wird, indem wir, nach unserer Natur und Gewöhnung alle unsere Wahrnehmungen uns in Begriffe, Ideen und ihnen Aehnliches sofort umzusetzen, dieselben nicht in phantasievollen Anschauungen, wie das Mittelalter, bestehen lassen: — so ist es, in wiefern diese Wahrnehmung eines Nothwendigen unter den mannichfaltigsten Formen, als tragische, oder philosophische und geschichtliche Ansicht und System durchgeführt sich häufig findet, und eine Art Grundlage unserer höchsten und am weitesten ausgreifenden Ueberzeugung bildet, ein Zeichen, daß jene Negative den Punct noch nicht erreicht hat, wo das Gute wieder ein Werk menschlich freyen Vollbringens und Dürfens zu seyn beginnt, und diese Empfindung den Menschen voll einnimmt, statt daß etwa das Größte und Beste, was geschehen ist, nur als das Resultat

Mephistopheles.

Die Frage scheint mir klein
Für einen, der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Wesen Tiefe trachtet.

Faust.

Bey euch, ihr Herrn, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen,
Wo es sich allzudeutlich weis't,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer bist du denn?

Mephistopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Faust.

Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?

Mephistopheles.

Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Faust.

Du nennst dich einen Theil, und stehst doch ganz vor mir?

Mephistopheles.

Bescheidne Wahrheit sprech ich dir.

finden wir in den ausgezeichnetsten geistigen Leistungen unserer Tage, in unsern besten cursirenden, theils nur darstellenden, theils forschenden Geschichtswerken, wie in den beliebtesten poetischen Tagesproductionen, in philosophischen, theologischen und andern Systemen — die Ansicht und den Begriff von einem Nothwendigen, von Schrankensetzungen u. s. w. als durchgreifend und als Lieblingsthema herrschend. In wiefern wir aber um diesen Punct mit unserm höchsten und äußersten Wissen uns herumbewegen, befinden wir uns genau eigentlich an demselben Puncte nur, von dem her das Mittelalter seine Teufelswahrnehmung gewann, und dieselbe, nach seiner lebens= und ahnungsvollen Weise freylich, sofort mehr zu einer entschiedenen widerlichen Frazze, als in bloß todt systematischer, zweifelhafter, mildernder Begriffs=Nullität ausbildete! —

Man trägt sich mit einer Sage herum, Goethe habe eine Scene aus dem Faust zurückgelegt: Faust vor Kaiser Maximilian und Reich. Man kann dieser Sage vielleicht einige Wahrscheinlichkeit abgewinnen, wenn man nach der Darstellung des Wissens=Unsinnsgipfels, wo das zarteste sittlichste Ahnen

des Menschen über alle seine eigentlichste Bedeutung und seine Maaße übersteigert ist, ferner nach dem Hexenunwesen, wo das frische, kräftige Ahnungsvermögen einer derben Sinnlichkeit bis zur verruchtesten Frazzenhaftigkeit überstreugt ist, endlich nach der Darstellung des höhern und niedern Gesellschaftswesens und seiner Ausartungen, die Darstellung des politischen Gipfels, als Mittelpuncts der höchsten und gewaltigsten Bezüge des gesellschaftlichen Vereins der Menschheit, vermißt, und der Vollständigkeit wegen berührt wünschen kann, damit doch auf jede Weise der gesammte Umkreis menschlichen Wollens, Könnens und Dürfens mit seinem Uebernwollen und Ueberkönnen in allen Sphären ausgeschritten werde,

Gedenkt man jedoch der Zeit, in welcher Goethe seinen Faust anfing, wie ferner die Stimmung und das Weltverhältniß nach außen beschaffen war, als im Jahr 1808 die vermehrte Ausgabe des Faust erschien, und wie selbst gegenwärtig noch das politische Element rein und unrein beschaffen ist: so wird man sich vorstellen können, wie Goethe bedenklich finden konnte, eine Scene selbst in der neuesten Zeit einzulegen, welche vielleicht gerade demjenigen, was man am leb=

haftesten wünscht, eingesehen und begriffen zu haben meint, wenig entsprechen dürfte, und darum nur tausend Widersprüchen und Mißverständnissen aus höhern und niedern Regionen ausgesetzt seyn würde.

Wie denn ja der ganze Faust bis auf diese Stunde den lebhaftesten Widerspruch der Zeitgenossen, bewußt und unbewußt ausgedrückt, erfährt, indem man ihn wohl das große Miß- und Unverständniß der gebildeten Welt nennen kann, obwohl er in seinem ganzen Wesen nichts so sehr zur Aufgabe hat, als das größte und doch nächstliegende Unverständniß des sogenannten gebildeten Menschen zu lösen und klar darzulegen.

Indeß können wir uns von der Natur dieser Reichstagsscene vielleicht eine Vorstellung machen, wenn wir uns an die durchgreifende Umgestaltung und Umbildung, welche für den innern und äußern Zustand der Menschheit damals sich einleitete, erinnern wollen. Daß Mephistopheles bey einem so gährenden Element, wo ein neuer Gipfel menschlicher Cultur ansetzte, sich in seiner Weise theilnehmend, aussprechend und lenkend erwiesen, darf man ihm wohl zutrauen. Doch wir mögen uns nicht länger in Vermuthungen über einen Gegenstand erschöpfen, der

vielleicht gar nicht wirklich vorhanden ist, und einem ungewissen Gerücht einzig und allein angehört.

L. am 6. Junius 1818.

Rückblick.

Der eben mitgetheilte Aufsatz überschreitet eigentlich die Sphäre des Faust, indem er die Teufelsvorstellung mit der Idee eines Nothwendigen, Schicksalsvollen, wie es von dem jüngsten Geschlecht bald auf dichterischen, bald mehr metaphysischen Wegen durchgeführt worden, in Verbindung setzt.

Indessen ist der Teufel auf alle Weise ein bloß subjectives Phänomen; die Idee eines Nothwendigen, so fern sie der Menschheit vorschwebt, weist auf etwas Objectives hin. Wer einen Teufel glaubt, bekennt, befindet sich, kann man sagen, in einer bloßen Täuschung, die nach außen gerichtet ist, daß er nämlich den Gegenstand als wirklich außer sich zu sehen glaubt, den er eigentlich innerlich höchst verabscheut, und durchaus für unwahr und unmöglich hält. Da hingegen derjenige, der ein Nothwendiges bekennt, schon die äußere Unwahrheit auch zur innern

Lüge gemacht hat, und im Begriff ist, beydem, als einem Wahren, sich hinzugeben.

Der Verfasser hat also im vorigen Aufsatze die Sphäre der Wahlverwandtschaften und des Faust zusammengezogen; denn dieß ist eigentlich der Unterschied der beyden Werke, daß derselbe Irrthum, der im Faust als ein subjectiver Anfang sich darstellt, in den Wahlverwandtschaften als schon realer, objectiv gewordener Irrthum behandelt ist. Auf alle Weise steht die Menschheit, die in den Wahlverwandtschaften geschildert ist, auf der letzten untersten Stufe ihrer Sittlichkeit und des Wahren, während die im Faust dargestellte in beyden sich auf einer mittleren findet.

Denn eigentlich entsteht die Teufelsvorstellung, wenn der Mensch den abweichenden Grundbezug der Dinge von außen, ihre selbständige Natur, zu ahnen, zu schauen anfängt, das Gewahrte, Angeschaute aber in Beziehung auf seine sittliche Natur setzt; da sich denn ergiebt, daß hier ein grundverschiedenes Wesen auf beyden Seiten sey, welches sich nicht ausgleichen, vereinigen lasse. Je lebhafter nun der Mensch seine eigene sittliche und menschliche Natur dabey als ein besonderes eingeschränktes Wesen gewahrt, um so größer

thut sich ihm der Gegensatz der Außenwelt hervor, und er verabscheut sie in ihren Wirkungen, welche die Kraft und Macht des Individuums, das sich dennoch mitten unter ihnen als oberstes behaupten möchte, übersteigen, zuletzt als ein Ungeheuerliches, Verruchtes, Grundfalsches.

Immer aber liegt hierin schon eine Anmaßung, mit der sittlichen Natur, mit den sittlichen Grundbegriffen etwas in Bezug zu setzen, was ursprünglich in ihnen nicht liegt. Ja ist, genau genommen, durch die reinste Sittlichkeit der Mensch genöthigt, Allem seinen Werth zuzugestehen, was nicht unmittelbar im Widerspruch mit seiner sittlichen Natur steht, wobey er zugleich wissen wird, daß nichts diesen Widerspruch begründen und anstellen könne, was außer ihm ist, es zeige sich in welcher Eigenschaft, Kraft und Erscheinung es wolle, wenn er nicht selbst in sich diesen Widerspruch anstellt: so wird man einsehen, wie die Epoche, wo sich die Vorstellung eines Teufels bildet, in Beziehung auf Wahrheit und Würde der menschlichen Natur, eine mittlere genannt werden dürfe.

Freylich behauptet diese Epoche noch einen hinlänglich hohen Rang gegen diejenige, welche von der Idee eines Nothwendigen beherrscht wird,

worin der Austausch von Sittlichem, Menschlichem und Natürlichem schon geschehen, wo die Maximen der Natur als Maximen des obersten Seyns des Menschen zugleich gelten. Denn allerdings giebt es einen Punct, wo sich die innere Sphäre der Sittlichkeit, des Gewissens, mit der großen Sphäre der allgemeinen Außennatur zu verbinden vermag. Aber, wo dieß geschieht auf irgend eine Weise, wo dergleichen wahrgenommen wird, da befindet sich die Menschheit auf dem unglücklichsten Puncte. Denn, indem die Natur die menschlichen Vernunftmaximen vertreten muß, statt ihrer als waltend empfunden, gewahrt wird, weist es sich aus, daß die Menschheit den freyen Gebrauch derselben verloren hat, aller Vernunft gänzlich unfähig, und auf Verstand und Sinn allein in ihrer ganzen Kraft beschränkt ist, die das Phänomen wahrnehmen, begreifen, erkennen und sich ihm überliefern, als demjenigen, was der Augenschein lehrt, der Verstand aber, als unausweichlich, bekennen muß.

Mag übrigens der Leser selbst diejenigen Phänomene in der litterarischen, wissenschaftlichen, gesellschaftlichen Welt sich heraussuchen, aus denen er beurtheilen könne, daß in Wahrheit die Epoche der jüngsten gegenwärtigen Ge-

neration mehr in dem Kreise der Wahlverwandtschaften, als des Faust's stehe. Auf alle Weise wird sich ergeben, daß die Idee eines Nothwendigen sowohl, als die Teufelsvorstellung niemals einem steigenden, beym Besitze des Ursprünglichen verharrenden Geschlecht angehört, sondern einem darin wankenden, auf ein Extrem auslaufenden, völliger Auflösung sich nahenden. Und da alle Geschichte des Menschen dergestalt anhebt, daß der Mensch, innerlich glücklich und befriedigt, in dem beschränktesten, dürftigsten äußern Kreise sich bewegt, in der Mitte hingegen ein Zwiespalt und Conflict sich entspinnt, indem jener äußere schmale Kreis bedeutend erweitert, nicht leer, sondern mit vielerley erfüllt und ausgerüstet sich zeigt, wodurch jedoch eine innere Theilung, Vermannichfaltigung durchaus nothwendig wird, um den innern Parallelismus mit der äußern, mannichfaltigen, bunten, sich ins Unendliche verlierenden Sphäre zu behaupten: so werden wir die Menschheit in Urepochen weder von einer Teufelsvorstellung, noch von einer Idee, einen Begriff des Nothwendigen, ausgehen sehen. Und so finden wir denn in Deutschland sowohl die Teufelsvorstellung erst in dem Zeitalter der Reformation und der in ihr angeregten Wissen-

schaft im lebhaften Schwunge, und allgemein verbreitet, als es erst der sich steigernden Verstandes-Ansicht und geistigen und sinnlichen Ueberbildung der jüngsten Generation möglich geworden, jene mystische Idee eines geheimnißvollen Nothwendigen, das die höchsten Lebensverhältnisse beherrscht, auszubilden.

Auch so findest du in Griechenland die Idee eines Tragischen, welche vorzüglich die Lyriker durch ihre leidenschaftliche Poesie zuerst für Sinn und Gefühl anregten, die bessern attischen Dramatiker aber niederzuhalten suchten, indem sie Mißgeschick, Unheil, ja Glück, als von außen stets wechselnde Einflüsse, zu bezeichnen, und dagegen das wahre Unglück und Elend der Menschheit in der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit darstellten, den reinen ursprünglichen Gotteswillen, welcher das Einzige, Höchste und Heiligste für den Menschen sey, ganz zu erfüllen. So findet man diese Idee des Tragischen für die Homerische Epoche noch nicht, und sie ist etwas dieser Menschheit eben so Fremdes, Fernes, Unmögliches, als sie die höchste, edelste Kraft der Menschheit des vielgebildeten, mannichfach reichen, geistig und sinnlich auf's äußerste entwickelten Zeitalter der Persischen und des Peloponnesischen

Krieges in Anspruch nimmt. Doch schon Euripides kann sich auf dem zarten ideellen Gipfel seiner Vorgänger nicht behaupten, und muß für das Gemeine, Herabgekommene die Rührung und Theilnahme in Anspruch nehmen. Und Aristophanes sieht sich in dem ungeheuren Falle zuletzt, alles Edle, Hohe und Bessere selbst verspotten zu müssen, um auf sein Daseyn hierdurch nur hindeuten zu können.

Man kann sagen, in wiefern Goethe's Mephistopheles im Gedicht sein Publicum genöthigt hat, in ihm den Teufel bloß zu erblicken, ist es Goethe gelungen, jene Epoche uns zu wiederhohlen, wo man in der Natur und Wirklichkeit einen Teufel glaubte und bekannte. So wenig es nun aber möglich ist, daß in der Natur ein Teufel sey, so wenig darf und kann es in einem ächten Gedicht, das seinen Urheber loben soll, einen Teufel geben. Und es geziemte dem ersten Dichter der Deutschen wohl, diese Aufgabe zu lösen, daß in Mephistopheles eins der höchsten und bedeutendsten Phänomene der Welt und Natur, zu dessen Anschauen sich der Geist des Menschen zu erheben vermag, vorgeführt würde,

worin jedoch diejenigen, die nicht ganz rein und lauter wären, sogleich einen Teufel, dem sie ein Pfuy! eilig zurufen, bekennen müßten. Vielleicht sind wir zu tadeln, daß wir durch Hindeutungen zur Lösung des Räthsels es verhindern, daß hinfort Jemand vor diesen Spiegel noch tritt, seine innerste Natur daran zu offenbaren, und unwissend Fehler und geheime Flecken, als seiner Natur inwohnende, um so gewisser zu bekennen, jemehr er vor Mephistopheles, als dem leibhaftigen Satan, zurückprallt, und ihn als den Verruchten recht schmähen und den Dichter bewundern mag, das Ungeheuer in seiner Häßlichkeit recht wahr und treu dargestellt zu haben.

Gewiß, die Gesellen aus Auerbachs Keller wandeln noch heute umher, und wenn man von der Maske, die sie der Tageszeit gemäß vornehmen, sich täuschen lassen mag; so sind es die feinsten, gewandtesten, einsichtigsten, gebildetsten Leute, die man in einem kleinen sowohl, als großen Paris unter die besten nur immerhin zählen mag.

Bemerkungen.

Veranlaßt durch den ersten Band:
über Kunst und Alterthum am Rhein und Mayn,
von Goethe.

Goethe hegt vielleicht nicht mit Unrecht im Ueberblick des Zeitbestrebens einigen Verdruß, daß unsere Zeit mumienhaft und leblos zu werden drohe, indem man gegenwärtig mit einer ungemessenen Vorliebe zu den Ueberresten des ehemaligen nationalen Lebens zurückkehrt, und altdeutsche Kunst und Poesie überschätzt wird.

Wenn Goethe durch die Hefte über Kunst und Alterthum die Absicht hat, dieser übertriebenen Verehrung des Altnationalen, wo nicht eine Schranke entgegenzusetzen, doch sie von allem falschen Präconisiren zu deutlicher Erkenntniß des wahrhaft an der alten Zeit Werthzuschätzen-

den zu leiten, so habe ich mich immer des leisen Zweifels nicht enthalten können, ob diese so schöne und nöthige Absicht, das Leben der Gegenwart von allem Ungehörigen, insbesondere von allem Leblosen und Veralteten zu reinigen, gewissermaßen von Goethe selbst dadurch nicht wieder unterbrochen werde, indem er alles, was an trefflichen Köpfen die Gegenwart besitzt, aufs Alterthum der Griechen und Römer hauptsächlich zurückweisen mag. Ist es ja doch hier eine noch entferntere und wo möglich unähnlichere Vergangenheit!

Ich verarge Goethe'n die Vorliebe für Griechen und Römer nicht. Er hat sich vorzüglich glücklich an ihnen herangebildet, weil er einen so umfassenden Sinn, eine so schöne Anlage von Natur erhalten, daß er allenfalls auch ohne Griechen und Römer Goethe geworden wäre. Und wer kann und darf sagen, was er ohne sie nicht noch anderes geworden wäre? — — —

Doch sey ihm mit diesem Letztern, wie ihm wolle. Dieß Vortreffliche, das ursprünglich selbständig in Goethe lag, trieb ihn an die Griechen, indem er an den vollendeten Leistungen derselben seine eigenste Zukunft und das Geschick seiner Fähigkeit so deutlich vorher verkündigt sah. Und

es ist nur jene so gutmüthige Täuschung, die das eigene Werthvolle an sich selbst, bey dem geschauten fremden Vollkommenen, vergißt, wenn Goethe, weil er das Treffliche, was in den Griechen lag, durch die Lebendigkeit seiner eigenen Natur in ihnen entwickelt und zu Tage gefördert, dieß und die Vortheile, welche hieraus für ihn entsprungen, gar zu sehr auf Rechnung der Existenz und der Einwirkung der Griechischen Kunstwelt setzt, das Verdienst und den Werth der eigenen trefflichen Naturanlage hierdurch schmälernd.

Zu solcher Ansicht werde ich durch Wahrnehmungen und Betrachtungen, wie die nachstehenden, aufs lebhafteste aufgefordert, wie in derselben bestärkt.

Wie viele haben nicht schon vor und nach Goethe das Griechische Alterthum emsiger, fleißiger und angestrengter betrachtet und durchforscht, als er, und sind doch keine Goethe geworden; ja haben von ihrem ganzen Bemühen auch nur die Frucht gehabt, es bis zu einer lebendigen Gesammtanschauung des Alterthums, und hiernächst zu einem reinen Begriff des Antiken zu bringen!

Denn man sage von der Alterthumswissenschaft unserer Tage, welche durch die Bemühun-

gen vorzüglicher Männer allerdings auf eine Höhe gebracht worden, die sie vorher nicht behauptete, was man wolle, und preise sich um der wissenschaftlichen Erkenntniß übers Alterthum so sehr, als man nur kann: bey einem nochmaligen Durcharbeiten von einem, oder mehrern noch vorzüglicheren und größeren Talenten alles bisher Geleisteten dürfte sich ergeben, daß wir bisher durch alle die angestrengtesten Bemühungen erst zu dem negativen Ergebniß gelangt sind, recht einzusehen, welches die unrechten, falschen Wege sind, die man nicht einschlagen müsse, wenn man die Absicht überhaupt hat, ins Alterthum mit einiger Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges einzudringen.

Betrachten wir nämlich die Art der Thätigkeit genau, die sich bisher an dem Alterthum von Seiten der Neuern am meisten erwiesen, und durch welche unsere Erkenntniß desselben herausgefördert worden, so sehen wir, daß es die kritische sey, deren Wesen sich im Trennen, im Lösen und Scheiden hauptsächlich hervorthut. Nun mag hierin mit den spätesten Epochen des Alterthums einiges Verhältniß und einige Uebereinstimmung Statt finden, indem sich die Kraft und alles Leben des Alterthums zuletzt selbst in ein

kritisches, sonderndes und natürlich hierdurch auf blosse Anneigung des Ehemaligen beschränktes Bestreben zersetzt. Gehen wir jedoch an den Ursprung des Alterthums herauf, so sehen wir die entgegengesetzte productive Thätigkeit immer mehr und eigenthümlicher zunehmen, je weiter wir an den Anfang vordringen.

Wenn es nun gewiss ist, dass an Umfang sowohl, als Werth und Gehalt, das Leisten des grössten kritischen Talents nicht mit demjenigen verglichen werden kann, was das schwächste Vermögen productiver Art noch hervorbringt: so möchte die Behauptung und Folgerung, die nun zu machen ist, weder so verwegen, noch so übertrieben seyn, dass wir, indem wir auf kritischen Wegen bisher vorzugsweise dem Alterthum uns zu nahen versucht, gerade auf jenen entgegengesetzten Wegen uns bemüht haben, in dasselbe einzudringen, auf welchen das schönste Wesen desselben sich nicht entwickelt hat. Folglich hätten wir uns somit von der eigenthümlichsten Erkenntniss desselben bisher noch viel mehr ausgeschlossen! —

Denn das kritische Bestreben und Verfahren hat als sein Resultat und Product ein ihm so genau verbundenes

eigenthümliches Erkennen zur Begleitung und Folge, welches von jenem eigenthümlichen Erkennen, was man auf productivem Wege erwirbt, so verschieden und ihm entgegengesetzt ist, wie das productive, schaffende Verfahren dem kritischen, aneignenden überhaupt entgegengesetzt, und von ihm abweichend ist.

Mag ich doch Fried. Aug. Wolf in vieler Hinsicht als bedeutend anerkennen, mag ich doch vor allem seinen Umriß der Alterthumswissenschaft zu dem Lobenswerthesten zählen, was von Philologen durchgeführt worden; wenn ich jedoch sehe, wie dieser geschätzte und größte Kritiker, um sein Bemühen an einen gewissen Mittelpunct zu knüpfen und selbständig zu machen, den Werth, das Ausgezeichnete, ja das Wesentliche des Alterthums nur in dem äußerlichen Gegensatz zu bezeichnen vermag, daß das Eigenthümliche der Griechen vor andern Völkern der alten und übrigen Welt sich durch das frühere Entwickeln gewisser geistiger Anlagen und das frühzeitige Bilden einer Litteratur vor Entwickelung bürgerlicher Wohlhäbigkeit und Cultur hervorthue, während das Leben aller andern Völker hiervon beginne und

schnell zu einer großen Vollendung gelange, doch bald auch in Stocken gerathe, und bey dem Erworbenen ein für allemal verharre: wie wenig ist doch hierdurch über das eigentlich antike Wesen selbst ausgesprochen, zu dessen Begriff zu gelangen, wie ich glaube, es sehr vom Ziele abführt, zu einer Parallele nach außen seine Zuflucht zu nehmen, wodurch nur immer festgesetzt wird, was das Griechische und Römische Alterthum gegen andere Nationen, und diese gegen dasselbe waren und nicht waren, ohne daß das innere selbständige, durch keine Parallele klar zu machende, ja von ihr ganz ausschließende Wesen dadurch nur im mindesten aufgedeckt wird, und bezeichnet zu werden vermag.

Ueberhaupt fällt dieser Wolfische Grundsatz der Alterthumswissenschaft, der Griechen und Römern die frühe Anlage zur Litteratur, Kunst und einer sogenannten höhern geistigen Cultur allein zuwenden mag, in dieser historischen Beschränkung von selbst zusammen, indem diese Anlage wohl ein Allgemeingut der sämmtlichen ursprünglichen Europäischen Völker seyn möchte. Denn auch die Deutschen des frühesten Mittelalters haben eine bedeutende Poesie und Kunst hervorgebracht, ehe ihre Civilisation und Cultur das ge-

worden ist, was man seit dem 18ten Jahrhundert immer mehr so genannt und zum alleinigen Abzeichen der Menschheit und Menschlichkeit gemacht hat. Noch höher gedoch gefaßt, die menschliche Anlage auf ein Ursprüngliches bezogen, dem das Eigenthümliche dieser oder jener Nationalität nur zum besondern vollkommenen Ausdruck dient, es thue sich nun vorzugsweise als Poesie, Kunst und Wissenschaft, theils vereinzelt, theils in einem Gesammtvereine dieser hervor, oder als Begeisterung, als Prophetismus, der sich den verschwebenderen, abgebrochenern, ja uneigentlichen Ausdruck wählt, und die Sphären der gewöhnlichen Zeichen der Darstellung, welche einem Regelmäßigen, Schönen zustrebt, ganz verläßt, um das Ungemeine ungemein, ganz jenseits aller bekannten ansprechenden Maaße auszudrücken: so dürfte sich ergeben, wie das Originellste der Menschennatur, als ihr Allgemeinstes, überall als Urnatur jedes besondern Volkskreises und des aus ihm sich heraus bewegenden Lebens angenommen werden müsse — wo dieses nicht etwa selbst dieses Vorzugs sich begeben hat. Und so kann denn eine gewisse Priorität, die das Vorzüglichste bezeichnen soll, keineswegs bloß den Griechen und Römern, im Sinne jener Wolfischen Angabe, zu-

gestanden werden, da diese Nationen ja nur in einem bestimmten, ihnen eigenthümlichen Kreise sich bewegen, der bey seinem höchst vollkommenen Schönen, Wahren und Guten, noch nicht den gesammten Weltkreis der sämmtlichen, der gesammten Menschheit zugestandenen Vortheile in sich begreift.

Denn dieß ist die Weltsphäre der der gesammten Menschheit zugestandenen Vortheile, daß das Gute, Tüchtige, Wahre und Schöne, was wir in dem besondern Lebenskreise als Reflex einiger allgemeinen, zum Grunde liegenden obersten Ideen in ihm aussprechen, sich in der Weltsphäre der Menschheit, der Idee nach, selbst, modificirt und verändert, so wie es in dem besondern Kreise nur als Modification und Reflex seiner bestimmten Idee erscheint. Daher hat jeder Menschenkreis gewisse, nur ihm eigenthümliche Ideen für sich, und der Werth und Rang gegen einen andern bestimmt sich nicht darnach, daß es gleiche Ideen sind, sondern daß es ursprüngliche Ideen sind; sie zeigen sich nun, der Erscheinung nach, als gleiche oder ungleiche. Freylich der im Einzelnen über die Ideen dieses oder jenes Menschenkreises zum Bewußtseyn gelangende Mensch mag gern, sobald er die ungemeine Gewalt und

Macht dieser Ideen innerhalb ihrer bestimmten Sphäre gewahrt, sie zu den Ideen des Weltalls selbst erheben, und dieses aus ihnen begreifen — die Täuschung liegt wegen der ungemeinen Gewalt dieser Ideen nahe genug — und so sehen wir denn alle Philosophieen sich in dem Irrthum stets befinden, von den in ihrem Gesichtskreise gewahrten Ideen mehr oder weniger das ganze Weltall in seinem Wahren und Falschen herzuleiten. Und so ist auf eine verwandte Weise jener Wolfische Irrthum entsprungen.

Wie ungleich mehr erfahren wir daher von dem eigentlichen Leben und Seyn des Alterthums durch Goethe in jenem unschätzbaren Werke über Winkelmann, in jenen trefflichen Bemerkungen zur Farbenlehre, und vorzüglich in demjenigen, was zuletzt in dem Aufsatz über Shakspeare auf eine mehr selbständige, positive Weise, als in Vergleichung und durch dieselbe mit einem immer bloß negativen Ergebniß ausgesprochen ist! Scheint doch Wolf selbst es anzuerkennen, daß nur von einer mit productiven Vermögen begabten Natur über das Alterthum das Höchste zu leisten sey, indem er ohne Maaß seine Freude in der bekannten Dedication an Goethe ausdrückt, daß doch endlich das Heiligthum der alterthüm-

lichen Musenkünste sich in einem natürlich verwandten Gemüthe wieder aufgeschlossen habe.

Aber gesetzt den Fall, es finde sich eine Natur, die wir mit so vorzüglich productiven Eigenschaften uns begabt denken, wie wir an den geschätzten Männern, welche das Alterthum in unsern Tagen bedeutend gefördert, vorwiegend nur die entgegengesetzten kritischen Anlagen erblicken; wir denken uns ferner diese Natur auf das Alterthum nach allen Seiten so lebhaft und für seine Zwecke so ausschließlich gerichtet, wie Goethe bloß von Seiten der Kunst und für Zwecke der Kunst in besonderem Sinne seine Auffassung und Beobachtung dem Alterthume widmete: so bleibt noch immer die große Untersuchung übrig, ob es selbst der begünstigten modernen Natur möglich seyn werde, in jenen Schöpfungskreis antiker Anlagen einzudringen, wenn diese Natur sonst auch ein Analogon in ihren hervorbringenden Eigenschaften aufzuweisen wüßte.

Denn es giebt der ursprünglichen Lebens- und Schöpfungs-Kreise, innerhalb derer menschliche Anlagen sich thätig erweisen können, mehrere; und nicht bloß ganze Nationen haben hier ihre eigene Sphäre abgesteckt, sondern alle

und jede einzelnen Individuen, und es mag beyden schwer gelingen, aus diesem Kreise herauszutreten, um sich Fremdes anzueignen, ohne sich nicht den entsetzlichsten Schaden zuzufügen, und aller Vortheile, die ihnen innerhalb ihres Schöpfungsbereichs gewiß, wahrhaft und schön zuständig seyn würden, zu berauben.

Es ist noch wenig bemerkt, oder mit hinlänglichem Bewußtseyn alles seines Gewichts ausgesprochen worden, daß jene Vorzüglichkeit der Griechen, die wir so bewundern mögen, nur dadurch entstanden und möglich geworden ist, daß sie aus dem ihnen von Natur angewiesenen Lebens- und Schöpfungskreise nicht heraustraten, und alles Fremde, was zufällig, oder durch den Lauf der Weltbegebenheiten in denselben einbrach, entweder zwangen, der Natur und den Gesetzen dieses Lebenskreises sich zu fügen, oder sonst es ausschlossen. Dieß hatte sogar für einen spätern, schon der Auflösung sich nahenden Zeitraum bis auf ethische Ausscheidungen seine Ausdehnung. Wem nämlich ist jene Unterscheidung von Hellenen und Barbaren unbekannt?

Und doch sehen wir diese ungeheure pro-

ductive Anlage zuletzt erliegen, als sie, zu kühn sich vertrauend, Schöpfungselemente in ihren Kreis absichtlich einschloß, zu zwingen und zu bewältigen suchte, die ganz anderer Individualität, Natur und Sinnesart angehörten.

So sehen wir den Orient und Elemente aus ihm, anfangs zum Schaden und Nachtheil für jene ursprüngliche Anlage des Volks, in das Griechische Leben eingewebt, später jedoch nachher zum Vortheil Griechenlands und aller künftigen Welt, als im Orient selbst durch die allerhöchste Begünstigung ein so productives, schöpferisches Leben energisch sich hervorthut, welches den Gehalt, der sämmtlichen möglichen Schöpfungs- und Lebensweisen der Menschheit zum Grunde liegt und individuell jedesmal von ihnen verarbeitet und gestaltet wird, unmittelbar selbst hervorhebt, und einen Mittelpunct für sämmtliche menschliche Bestrebungen feststellt, der für alle Zeiten gültig und bestehend ist.

Wenn nun aber jenes antike Leben, das wir in wenigen Trümmern besitzen, unwiederruflich

abgeschlossen und zum Stillstand gebracht ist, wenn ferner nur bis auf einen gewissen Grad des Wahrscheinlichen und der Ahnung in seinem eigenthümlichen Kreis einzudringen für jede moderne Natur möglich ist, die, als solche, zwar einem, weder höhere noch niedrigere Vortheile dem Menschen gewährenden Lebenskreise angehört, nichts destoweniger einem, auf so entschieden eigenen Vortheilen ruhenden: so mögen wir jenes leidenschaftliche Hinneigen zum Antiken bey den begabtesten Naturen der neueren Menschheit, aus jener menschlichen, fast angebornen Unart, am einfachsten erklären: daß nämlich der Mensch, der sich von einer, bis auf einen gewissen Punct selbständigen und unbedingten Kraft fühlt, gerade am meisten versucht wird, auch da noch thätig seyn zu wollen, wo ihm entschieden alle Anlage fehlt. Diese Unart mag vielleicht mehr als je das ganze neuere Geschlecht und alle seine Leistungen bedingen. Wie wir denn seit dem 16ten Jahrhundert sehen können, daß fast alle Nationen aus den ihnen angewiesenen Schöpfungskreisen, in denen sie bis dahin manches Vorzügliche, obwohl noch unvollkommen und unvollendet, geleistet, immer mehr gewichen sind, und sich Mühe gegeben haben, unter der Gesetzmäßigkeit anderer

Lebenskreise, der antiken vornämlich, etwas her-vorzubringen, was man, wenn man über alle antike und moderne Natur, über den Unterschied der beyderseitigen Anlagen, und wozu beyde berechtigt sind, sich nicht vorsätzlich täuschen will, nur kümmerlich und dürftig nennen kann.

Und die Geschichte bestätigt es; denn wir sind, seitdem wir jene antiken Schöpfungs- und Zeugungselemente unserm Leben einzuverleiben versucht worden, dadurch zu einer Zersplitterung der Kraft gelangt, haben jene ursprüngliche Einheit eben so verloren, wie die Griechen dieselbe verlieren, wenn in Sokrates und Platon's Zeitalter die orientalischen Einflüsse bey den Griechen bedeutend genug werden, um gegen die Einheit der früheren unbewußten, natürlichen Schöpfungsweise eine mit gränzenloser Vielheit, und unendlich kleiner und immer kleiner werdenden Zersplitterung begleitete Gegenwirkung hervorzubringen.

Hiermit ist nun aber keineswegs die Absicht ausgesprochen, die Beschäftigung mit dem Alterthum der Griechen und Römer aus unserm Leben völlig zu verbannen. Vielmehr möchte diese Thätigkeit gegenwärtig zu verdoppeln seyn, damit wir in dem Angefangenen und seit so lange Eingeleiteten endlich zu einem Abschluß gelangen.

Nur möge man sich aber auch nicht über die Ausbeute, welche wir von diesen Studien gewinnen können, täuschen. Denn, wenn es gewiß unmöglich ist, aus der altnationalen Zeit für die Gegenwart etwas zu schöpfen, so muß es noch viel unmöglicher seyn, aus einem völlig unnationalen, auf andern Geistes- und Körpereigenschaften, climatischen und anderweitigen natürlichen Einflüssen ruhenden Lebenskreise sich etwas zuzuwenden. Ja, es dürfte vielleicht ein Satz seyn, der, durch die sorgfältigste geschichtlich-ethische Forschung ausgemittelt und unterstützt, an die ganze Entwickelung des neuern Geschlechts zu ihrer Bezeichnung vornhin zu stellen seyn möchte: daß die Verwirrung und jener unsägliche Widerstreit, in dem wir uns gegenwärtig befinden, durch das Griechische und Römische Alterthum, und das stets unzulängliche Auffassen desselben, wo nicht zuerst eingeleitet und veranlaßt, doch ganz gewiß durch dasselbe von außen her am meisten erhalten, vermehrt und gesteigert worden.

Indem es vorzüglich das Römische Alterthum war, das die Neueren am meisten beherrschte, so gehört auch nur der geringste Ueberblick dazu, um den durchaus rohen, meist gewaltthätigen Charakter der Römer zu gewahren, der, gleichwie

er in der gewaltsamen Bemächtigung einer Welt äußerlich schon hinlänglich klar wird, eben so in allen Abstufungen des innern, zurückgezogenen geheimen Lebens, wie in Verfassung, religiösen Instituten, Sitten, Gewohnheiten, Recht, Sprache, bis auf die geringsten Wendungen herab, in Litteratur und den höchsten Lebens- und Weltansichten als derselbe und eine sich hervorthut. Das ganze Schätzenswerthe und zu Bewundernde an den Römern ist nur die ungeheure Energie, die Consequenz und Ausdauer, mit welcher sie es durch Jahrhunderte aushielten, durch nichts es sich verleiden ließen, ja von sich selbst es gewissermaßen ertrotzten, ein so engherziges, durchaus einseitiges, willkührliches Leben durch alle möglichen Abstufungen bis zu einem letzten Gipfel zu bilden. Welche Reactionen ein so im Ganzen schlechter, gemeiner Gehalt, durch eine freylich höchst imposante Form unterstützt, in einem Leben hat hervorbringen müssen, wo man alles Antike bald als unbedingt musterhaft zu präconisiren anfing, ist nicht schwer einzusehen.

Dieß giebt uns aber Anlaß, uns auf den höchsten Standpunct zu erheben, indem wir die Betrachtung machen, daß selbst die untadeligsten Muster, je außerordentlicher sie sind, gerade um

so mehr schaden, weil sie um so schwerer, zumal für eben Beginnende, zu begreifen sind, selbst erkannt indeß die Veranlassung geben, nothwendige Bildungsstufen zu überspringen, bey denen die vollendetste fremde Erfahrung nie das Folgenreiche der eigenen zu ersetzen vermag. Denn die höchste vollendetste Musterbildung erfreut sich zuletzt doch nur, — und dieß scheint nothwendig hinzuzufügen zu seyn, um dem auszusprechen Angefangenen auch nicht den mindesten Schein einer Paradoxie zu lassen —, sie erfreut sich zuletzt doch immer nur einer Allgemeinheit, die auf bloß gesteigerten individuellen Anlässen ruht. Welcher Mensch war denn noch so groß, daß er die sämmtlichen Anlässe der Menschheit in sich vereinigte? —

Und so sehen wir, daß die vorzüglichsten Erscheinungen in der Kunst, wie im Leben, zu Stande gekommen und möglich geworden sind, indem sie ohne Vorbild ihres Gleichen sich selbständig entwickelten. So ist der alte Homer ohne einen vorgehenden Homer, Aeschylus ohne einen vorgehenden Aeschylus, so sind Dante, Raphael, Shakspeare ohne Vorgänger ihres Gleichen das geworden, was sie sind, wie Goethe endlich Goethe geworden ist, ohne be-

reits einen anderen Goethe schon vor sich gehabt zu haben.

Was nun aber das dessen ungeachtet unläugbare Bedürfniß und die Nothwendigkeit eines allgemeinen, durchgängig herrschenden Mittelpuncts betrifft, der zugleich durch äußere Größe und Erhabenheit bedeutend und mächtig, wie durch innere Vortrefflichkeit überschwänglich und würdig genug wäre, um Alles an sich heranzuziehen und um sich zu versammeln: so muß man beydes zugeben. Aber schwerlich wird in der Menschheit je ein Mensch vor andern diesen Mittelpunct zu bilden vermögen, und seine Auctorität als durchgreifend gelten machen können, weil mit Recht noch der letzte, nicht ausgeartete Mensch den Größten und Begabtesten seines Geschlechts doch nicht für so überschwänglich und erhaben halten darf, daß dieser nicht Mensch bliebe, und der Mensch überhaupt nicht, vermöge seiner sittlichen Natur, befugt wäre, um aller Willkür, selbst der eigenen zu entgehen, in allem Größten und Höchsten nur die Gottheit über sich zu bekennen; freylich aber auch nur jene Gottheit, die unabhängig und unzweydeutig außer dem Menschen ewig göttlich sich erweist, nicht jene Gottheit, die Jeder aus seinem Innern nach Be=

lieben präconisirt, dieses und ein Paar leibliche Ideen, Begriffe und Ahnungen oder Gefühle vom Göttlichen zum Gott steigernd.

Statt diese ursprüngliche Beschaffenheit und Stellung menschlicher Natur, die den Gott über sich und nicht bloß in sich, und, weil in sich, nicht etwa mit sich gleichstellt, zu zerstören, zu vernichten, und hier und da in einem bloßen Sterblichen, durch die berühmte, fein und klug ausgesonnene Formel der Durchdringung des Menschlichen und Göttlichen, oder des Endlichen und Unendlichen, der Menschheit den unentbehrlichen Gott zu verleihen; statt auf solche schändliche, nichtswürdige Weise den Menschen unter eine Auctorität seines Gleichen, bald in Asien, bald Hellas, bald Rom, Italien und wo sonst betrügerisch herabzudrücken — sollte man lieber den Menschen sein Maaß und seine Kraft erkennen lehren, bis er heiter und ohne Schaam und Erröthen jenen gemeinsamen Mittelpunct in seiner Hoheit so bekennte, wie er den frühern Geschlechtern gegeben war, die zwar glaubten, daß der Gott den Menschen durchdringen könne, doch hierin noch nicht die Möglichkeit sich wußten, daß sich der Mensch zum Gott durchdringen und vergöttlichen könne.

Wenn ich unter dem Christenthum diesen gemeinsamen allgütigen Mittelpunct verstehe, so meine ich übrigens keineswegs, man solle zu der alten Auffassungsweise desselben, zu dem Begriff, welchen das Mittelalter nach seinen Bedürfnissen und Zwecken von ihm hatte, und nach seiner einmal eingenommenen Stellung gar passend vielleicht behauptete, zurückkehren, wohl aber zu dem reinen Begriff, der in den Quellen liegt, woraus das Mittelalter nur theilweise und unvollständig schöpfte, indem es sich vorzugsweise an die Paulinische Auffassung und an den Paulinischen Lehrbegriff hielt. Dieser, obwohl rein und ächt, hat sich nur aus einzelnen Facten, einzelnen Theilen und Bezügen des Christenthums nach einer bestimmten sittlichen Region hin entwickelt, ohne das volle Ganze aufzunehmen und zu berücksichtigen, wovon uns glücklicherweise in den Ueberlieferungen der andern Apostel und Jünger die Mittheilung geworden ist. Um hier nur eine Andeutung zu versuchen, möge Folgendes beygebracht seyn!

Merkwürdig ist am Apostel Paulus vorzüglich die Hervorhebung vornämlich solcher Seiten des Christenthums, welche zu einer symbolischen Behandlung des Ungegenwärtigen Anlaß geben.

Wenn hiermit die Anknüpfung der in jedem Betracht durch und durch neuen und einzigen Erscheinung des Christenthums an die gesammte verflossene Vergangenheit in nächster Verbindung sich befindet, so ist der dogmatisch-historische Character dieses Apostels schon hiermit ausgesprochen. Nun bemerken wir ferner, indem wir uns mehr in's Einzelne begeben, daß bey diesem Apostel durchgängig der Begriff über die Anschauung, die Idee über die That, der Glaube über das Vollbringen, als bedeutend hervortritt. Ergiebt sich dagegen bey den übrigen Aposteln und Jüngern, daß sie sich an einer Unmittelbarkeit ihrer Ueberlieferung erfreuen, geneigt, jede und die reinste Anwendung von derselben auf die Gegenwart hauptsächlich zu machen, nicht ohne die weitesten und umfassendsten Folgerungen für die Zukunft: so erklärt sich wohl vollends der Gegensatz einer mehr mittelbaren, als unmittelbaren Auffassung, Behandlung und Aneignung des Christenthums beym Apostel Paulus insbesondere durch die Art, wie es diesem Apostel überhaupt möglich geworden, sich der höchsten Christlichen Vortheile zuletzt noch zu bemächtigen. Nämlich als einem der stärksten ehemaligen Gegner des Christenthums war es ihm wohl, bey einem so guten,

tüchtigen und gründlichen Gewissen, nicht möglich, alle die Vortheile so heiter und ohne jedes Gefühl der Schuld zu umgehen, sich anzueignen, welche für diejenigen unwillkürlich sich selbst ergeben mußten, die aus keiner erst anfänglich versuchten Negative sich zu Anhängern und Bekennern Christi von vorn herein gemacht sahen. Wenn dieses freudige, schuldlose, gleich anfängliche Bekennen ihnen die Möglichkeit gab, bis an den allerfreudevollsten, schuldlosesten Anfang ihrer eigenen Natur hinaufzugehen, so wie in der Kinderdarstellung Christi dieser reine Anfang alles menschlichen Daseyns als des Menschen ursprünglicher Zustand bezeichnet worden ist: so hatte Paulus alle höchste Kraft auf die Lösung des Problems zu wenden, wie es dennoch möglich sey, aus einem schuldvollen Beginnen und Anfange zu jener Höhe sich aufzuschwingen, die nun doch einmal als ein menschlicher Gipfel über der Menschheit und jedem Einzelnen schweben soll. Mit welcher Selbstverläugnung und den tiefsten sittlichen Gesetzen menschlicher Natur zusagender Gemäßheit er dieß gethan, zeigt wohl am meisten jene harte, schuldlosen, noch keiner Uebereilung sich bewußten Gemüthern fast unnatürlich erscheinende Lehre von der Absprechung jedes Werthes der eigenen

That, die in ihrer höchsten Steigerung bis zu jener Ansicht von einer ursprünglichen Verderbniß menschlicher Natur ihm gedieh. Stellt uns nun dieser Apostel die negative Seite des Sittlichen dar, d. h. den Gang, welcher einer Natur zu nehmen bleibt, die aus der Entfernung zu dem Vorzüglichsten, ihr doch eigentlichst Angehörigen, sich heran zu begeben hat, so mag dieß, im Verhältniß zu der Nähe, in welcher sich die übrigen Apostel und Jünger zu dem einzig wahrhaften und ächt menschlichen Wesen zu jeder Zeit finden, wie es im Christenthum von obenher sanctionirt worden, als Wiederhohlung und Zusammenfassung des bisher Gesagten zu einer Vergleichung Anlaß geben, die vielleicht nicht unschicklich dergestalt ausgedrückt wird:

Paulus stellt in einem gewissen Betracht den christlichen Epimetheus dar, wie Jacobus und Johannes und die übrigen die Gruppe des Prometheus und das neue Menschenchor bilden, über denen die zarte Elpore mit ihren Verheißungen in unabsehbaren Fernen hinschwebt. Nun setzen wir hinzu: Die Vergangenheit macht den Menschen streng und ernst, indem sie ihn auf ein nicht mehr bestehendes Leben führt und die Schicksale, die Ursachen, die mannichfachen

Verschuldungen überdenken heißt, denen jenes Leben unterlag. Dagegen ist die Gegenwart heiter und rein, indem sie auf lauter bestehende Verhältnisse verweist; aber ihren höchsten Glanz und Werth erhält sie, indem sie in der Zukunft die steigenden Verhältnisse des gegenwärtigen Besitzthums und die ewige Fortdauer menschlich reiner Zustände in ununterbrochenem Fortschritt sich versichert und gewährt erkennt.

Dem Mittelalter mußte in jedem Betracht die Paulinische Auffassung mehr zusagen; denn, wie diese Auffassung den Menschen unter einem gewissen Druck findet, aus dem er nur langsam, ja nicht ohne Widerstreben und Widerwillen sich heraufarbeitet, so mußte eine solche religiöse Ansicht zu der innersten Lage des frühern Weltzustandes am natürlichsten und meisten sich schicken, da der neuere Zustand der Dinge aus der Noth und dem Untergange einer vorhergehenden Welt allmählig zum Besseren und Würdigeren sich zu entwickeln angewiesen war. Auf die elendeste und jämmerlichste Art war die alte Welt des frühern reinen Heidenthums aufgelöst. Ueber diese Trümmer hatte der Norden seinen Schoos ergossen. Seine Geschlechter waren gleichfalls zu einem unseligen Uebergipfel ihrer Entwickelung gediehen,

der grausenhaft über ihnen einbrach und sie in halb-bewußter Tollheit und dunkeler Begier nach dem Ungeheuern in die Ferne trieb, aus dessen Berührung mit dem Abgeschmackten der absterbenden Heidenwelt das wunderliche romantische Element sich gebildet hat, in dessen Abklärung und Reinigung der Gang der nachfolgenden Geschichte sich so deutlich immer mehr offenbart. Wenn in der neuern Zeit theils durch manche äußere sich ergebende Umstände und störende Anlässe, theils durch innerlichen Vorsatz und Absicht diese Abklärung zu einer siechen, alles verwüstenden Aufklärerey gediehen und mißleitet worden ist, so kommt es nur auf den guten entschlossenen Willen des jüngsten Geschlechts an, sogleich wieder auf den rechten Weg einzulenken, und ein wirkliches, heiteres, freyes und einiges Loos gegen ein imaginäres, ideelles, glanzvoll aufgestutztes, vielfaches und vielseitiges Scheinwesen einzutauschen.

Welches Leben, welche Kunst, ja welche Wissenschaft müßte sich entwickeln, wenn man sich mühte, die höchsten menschlichen Vortheile, auf welche das Christenthum den Menschen so ganz und entschieden hinweist, ohne ihn in irgend einer der wahrhaft begründeten Anlagen zu beenr-

gen, noch beengen zu wollen, sich zu erwerben, indem man in diesen Mittelpunct alles menschlichen Lebens mit Wahrheit, Ernst und Wirklichkeit einzudringen versuchte, und nicht etwa an einzelnen Theilen stehen bliebe, und an ihnen herumginge, um daran ein unredliches Partheywissen und einen erheuchelten künstlich gestellten Glauben für sich und andere zu entwickeln! Können wir doch nicht ohne Bewunderung schon sehen, zu welchen Schöpfungen im Mittelalter eine Auffassung Veranlassung gegeben, die bloß auf einzelnen Puncten des Christenthums ruht, und von Seiten der menschlichen Natur in einem Herankommen des Menschen aus der Region des Sittlichen sich erweist, welches man um dieser besondern Art des Herankommens willen nicht unschicklich vielleicht als das negative bezeichnet.

Und so möge man diese Andeutungen als Wünsche ansehen, daß es der gegenwärtigen Menschheit gelingen möge, das Heil, wonach sie sich jetzt, nach dem so mannichfach erlebten Widerstreit mehr, als je, zu sehnen scheint, zu gewinnen! Möge sie nur aber dabey mit frischem Muthe und Sammlung aller Kraft nach vorwärts sich begeben, unbemüht um jegliches

Ehemalige, was in unergreifbaren Fernen rückwärts liegt!

Die große Natur, diese Urkunde, dieses freye Werk des unerschöpflichen, unbegreiflichen Wollens der Gottheit, des Wollens, was sich in dieser ewig regen und fortgehenden Schöpfung an unzähligen Erschaffenen als ihr mannichfaches, für sie einzeln geltendes Sollen hervorthut, diese durch den Willen und belebenden Geist der Gottheit unendlich fortwandelnde Natur wiederhohlt in allen ihren Bildungen keinen der Schritte, welchen sie einmal gethan. Die Pflanze, die auf die sichere Wurzel gegründet ist, treibt Stängel, Blätter, Blüthen unaufhaltsam, Eins nach dem Andern. Keines kehrt an die Stelle des Andern wieder, begehrt seinen Platz, und, wo es geschieht, wo sich Eines der frühern einmengt, da ist es Krankheit und Entartung. Und so setzt die Natur in der Menschheit in noch größerer Weise, und in vollendeterer, weit ausgreifender, fortschreitender Gesetzmäßigkeit unaufhaltsam Geschlecht auf Geschlechter, immer verjüngt und verändert, mit frischen jugendlichen Anlagen und Kräften. Keins der alten Geschlechter mit all seiner ehemaligen Herrlichkeit und Größe kehrt je wieder. Ist aber die Natur ewig jung und le-

bendig, will denn der Mensch allein immer alt und zum Unleben, zum Verstorbenen, Vergangenen hintersinkend seyn? —

Zuletzt habe ich noch Folgendes anzubringen: Von Niemanden erwarte ich diese Bemerkungen als einen Angriff auf Goethe angesehen; denn wir möchten allerdings wohl gegenwärtig noch alle Ursache haben, erst zu trachten, ihn gehörig einsehen und verstehen zu lernen, ehe wir über ihn entscheiden, oder gar aburtheilen. Zudem meint er es mit der Mitwelt so gut und tüchtig, daß dieß ihm schon Anspruch auf eine vorzügliche Aufmerksamkeit und Bedachtsamkeit erwirbt, wenn er durch eine, in seiner Art unübertroffene, Ueberlegenheit gerade auch nicht in gewissen Dingen das erste Wort zu führen ein besonderes Recht hätte. Daß dieß vorzüglich in Kunst und Poesie der Fall sey, mögen wohl Alle gern bekennen; aber selbst in Leben und Wissenschaft wüßte ich gegenwärtig Keinen, der in ihnen verhältnißmäßig wäre, was Goethe in jenen künstlerischen und poetischen Regionen ist. Die in vorstehenden Bemerkungen angedeuteten Zweifel und Bedenklichkeiten möge man daher als solche bloß hinnehmen, und als solche Meinungen überhaupt ansehen, wie sie der Tag einer gewissen Cultur,

wo die Masse der Alles Lesenden und Schreibenden und mit Gedanken und Ideen weithin sich Herumtragenden vor der Zahl der für sich still Handelnden und ruhig Vollbringenden so bedeutend hervortritt, unaufhaltsam heraufbringt und hervorbringen muß, aber auch wieder hinwegnimmt, wenn Wort und Gedanke den Keim zu weiter nichts Wirklicherem in sich trugen.

Einige Zusätze.

I.

Sollte es aus jenem oben angedeuteten eigenthümlichen Gange des Lebens der Griechen, daß wir nämlich, je weiter wir an den Ursprung des Griechischen Lebens, gewissermaßen zu seinen Quellen heraufdringen, ein so energisch productives Leben antreffen, das in seiner Unmittelbarkeit und Baarheit von der Analogie der Erscheinungen des spätern Griechischen Lebens, wie ihrer ganzen Entstehungsweise, immer mehr abbeugt, nicht erklärlich werden, wie Wolf zu jener seltsamsten aller Ansichten über den Homer gekommen ist? indem er freylich, da er auf den Standpunct der Alexandriner sich einzig gestellt, und von ihm aus Alles betrachtet und gemessen,

nicht hat wahrscheinlich finden können, daß die bekannten Homerischen Gesänge Einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, ohne daß übrigens die Aristotelische Einheit, die schon in ihrem ganzen Wesen auf ein ganz kritisch gewordenes Zeitalter hinweist, auch nur im mindesten auf diese Schöpfungen angewendet werden dürfe, ja nur könne, ohne nicht einen der größten Anachronismen zu begehen. Bekanntlich verbreitet sich die Wolfische Untersuchung über die Epoche, die in den Homerischen Gesängen selbst uns vorliegt, nicht, und Wolf untersucht und bestimmt weder die Grundrichtung, noch das Verhältniß derselben zu allem Wesen der historischen Zeit. Indem er sich vielmehr auf das historische Zeitalter beschränkt, beginnt er vom 9ten und 8ten Jahrhundert; und es ist eigentlich nur seine Hauptabsicht, die mannichfachen Schicksale zu bestimmen, welche die äußere Gestalt und Form der Homerischen Dichtungen nach und nach betroffen hatten, in ihrer Ueberlieferung und Fortpflanzung bis auf die späteste Zeit der Griechischen Cultur.

Es mag Wolf allerdings zum Verdienste angerechnet werden, daß er bey der Herausgabe des Textes der Homerischen Gesänge den Gedan-

len faßte, uns möglichst den Text einer der letzten Epochen des Griechischen Alterthums noch zu verschaffen. Wenn jedoch dieser für die Redaction der Homerischen Gesänge so löbliche Gedanke, in Ansehung des dabey verwendeten Bemühens, um zu der geforderten Herstellung des reinern Textes zu gelangen, so hoch angeschlagen wurde, daß es für gleichlaufend mit der Untersuchung und Beachtung des Gehalts, der ganzen Entstehung und Zeugung eines Gedichts genommen wurde: so hat der Kritiker, der Grammatiker seine Function offenbar mit der eines Beobachters und Kenners der menschlichen Natur, wo diese sich als schaffend erweist, verwechselt.

Der ungeheure anmaßliche Satz, den die Prolegomenen eigentlich begründen sollen, ist: daß ein Gedicht als Ganzes auf dieselbe Weise entstehe, wie es im Verlaufe der Zeit sich zersplittert und in mehrere Theile zerfällt, weil alles Aneignen von der Beschaffenheit ist, daß, was die Production immer als ein Vollendetes, in sich Beschlossenes hinstellt, dieselbe nur nach und nach durch Zertheilung sich zuwenden kann; mit einem Wort! daß der Zerstörungsprozeß eines Gedichts dem seiner Erbauung und Hervorbringung gleich sey. Das ist es, was uns die Prolegome-

nen glauben machen wollen. Allein umgekehrt hätte Wolf im Sinne einer ächten geistigen Genesis schließen sollen, daß, wenn der gegenwärtige Text ein zerrüttetes, ein variirtes Ganze und Fugen einer spätern Zusammenstellung, als Versuch der Wiedervereinigung, erblicken und gewahr werden lasse, das ursprüngliche Ganze ein vollkommneres gewesen sey, und wahrscheinlich alle Spuren jener organischen Einheit habe wahrnehmen lassen, die sich jetzt nur als eine künstliche, restaurirte, was den Körper der Gesänge betrifft, offenbare.

Dieß wäre dem Gange productiver Natur und stets zertheilender Ueberlieferung doppelt gemäß gewesen, während es wahrhaft ungeheuerlich ist, mit Besonnenheit anzunehmen, daß die Spuren der Decomposition des Leiblichen an den Homerischen Gesängen das wahre Seelenwesen ihrer geistigen uranfänglichen Erzeugung auch seyen; dergestalt, daß Einer den Anfang, ein Zweyter die Mitte, ein Dritter das Ende besorgt, und so das bekannte Ganze entstanden wäre. Mit nichten! Wer nur auch 7 Gesänge der Ilias hervorbringen konnte, ohne daß diese nicht ein vollkommenes Ganze von außen und innen waren, zu dem sich nichts mehr zusetzen ließ,

mußte so weit fortdichten, und wenn es hundert Gesänge für siebzehn gewesen wären, bis er zu dem Puncte gelangt war, daß ein vollkommenes Ganze von außen und innen bestand, zu dem sich nichts hinzuthun, noch abnehmen ließ. So fordert es die Natur wahrhafter Production! Oder glaubt man denn in der That, es sey leichter, am Laokoon ein vollkommenes Glied, einen Fuß, einen Arm zu bilden, als die ganze Figur zu schaffen, und vom Ganzen aus in alle ihre Theile zu vollenden? Der Dichter, der an der Ilias nur sieben Gesänge angefangen, und nicht weiter fortfahren hätte können, würde fürwahr, wie sein ganzes Product, eine Mißgeburt der Natur, ein Zufallswerk nur haben seyn können! Er würde eine wahre blinde Henne gewesen seyn müssen, welche die Perle wohl findet, aber den Ort nicht kennt, um eine ganze Schnur der köstlichen aufzureihen.

Wolf hat offenbar den höhern Grundsatz Winkelmann's, der die gesammte Griechische Kunst als ein organisches Ganze, das sich in mehrern Individuen darstelle, betrachtete, unglücklich und gemißhandelt auf Poesie anwenden mögen. Aber es ist eine ganz mechanische atomistische Weise, sich jenen Winkelmannschen Grundsatz so zu deuten, daß nun im Einzelnen kein Ganzes

bestehen dürfe, und sich in dem organischen Ganzen selbst nur ein großes Theilganze zu denken, wo die sämmtlichen einzelnen Erscheinungen der Griechischen Kunst nur disjecti membra poetae wären. Mit nichten! alles Organische weist darauf hin, daß der scheinbare Theil das Ganze schon befaßt, wovon jenes größere gewährte Ganze nur die verschiedenen Stufen der möglichen Umbildung andeutet, in welchen jeder einzelne Theil jenes schon vom Anfange vorhandenen Ganzen die Natur des Ganzen abermals wieder erreichte. Dieß sagt jener Winkelmannsche Grundsatz von der Fortbildung der Griechischen Kunst durch mehrere Individuen, als einem organischen Gesammtganzen. Und so verstanden, können, nach ihm selber, jene Homerischen Gesänge nicht jenes atomistische Theilganze darstellen, was gegen alle Natur von Erzeugung und Production ist; sondern, sollen wir in ihnen ein Werthes, Würdiges, Lebendiges, nicht bloß Todtes, Zufälliges bewundern und in der That besitzen, so müssen sie ursprünglich leiblich und geistig, d. i. der Ausführung und der Idee nach, ein vollkommenes, beschlossenes Ganze gebildet haben, das ein einziges Individuum zu seinem Urheber hatte, weil dieß die Hauptform und Maxime ist,

unter der sich, in der Menschheit wenigstens, jedes höchste vollendete Ganze am meisten kund thut. Allein Wolf hat überhaupt Unrecht, das, was von der Kunst gilt, auch auf die Poesie anzuwenden. Und hier ist er in derselben unglücklichen Verwechselung befangen, wie sein ganzes Zeitalter, welches den Dichter für einen Künstler, den Künstler für einen Dichter nehmen mag.

Denke man sich, um sich das Widernatürliche der Wolfischen Vorstellungsart recht klar zu machen, ein Kritiker, ein Grammatiker fände in Deutschland, nach hundert oder tausend Jahren, die verschiedenen Bearbeitungen Shakspeare's, von Wieland, Schröder, Eschenburg, Schlegel, Voß u. s. w. diese Uebersetzungen wären selbst nicht mehr vollständig, und das englische Original, mit dem Namen Shakspeare's, ganz verloren. Nun brächte unser Kritiker aber dennoch zuletzt ein Ganzes zusammen. Es fügte und paßte zwar nicht in allen Theilen, und augenscheinlich hätte das eine Bruchstück in Prosa, was das andere in Versen hat. Wie? würde dieser Kritiker nicht ganz Wolfisch verfahren, wenn er uns nun das vollständig zusammengebrachte Stück, ich setze etwa, es sey Romeo

und Julie, — das, als inneres Ganze, so bestände, wie es aus Shakspeare's Hand gekommen, nur als äußeres Ganze zwischen Eschenburg, Voß, Schlegel, als Ungleiches vertheilt werden müßte, — in seiner ursprünglichen Abfassung und Verfertigung wenigstens unter diese drey Autoren ebenfalls vertheilte? — Wie? würde er nicht alle Ursachen haben, auf der Aechtheit seiner Behauptung zu bestehen, wenn ihm der Zufall günstig genug noch ist, es darzuthun, daß die Gräfin Capulet am Anfange und Ende des Stücks nicht dieselbe an Jahren ist? Ist das nicht etwa das Kunststückchen vom Pylaemenes und mehreren andern derselben Art?

Schon Lessing hat, in Absicht auf die Griechen, darauf aufmerksam gemacht, daß sie das Einzelne oft unmäßig vernachlässigten, um nur das Ganze darstellen zu können. Erinnern wir uns hier sogleich nur an den Styl eines Thucydides, im Gegensatze des Lessing'schen Schriftstyls, und vergleichen wir beydes: werden wir wohl in der Prosa beyder dieselbe Ebenmäßigkeit finden, daß das Ganze aus lauter Theilen erbaut ist, welche sowohl unter sich gleich, im Verhältniß zum Ganzen, sind, als dieses zu ihnen? Oder finden wir nicht bey Thucydides den Theil

unbarmherzig dem Ganzen aufgeopfert, so daß seine Rede, wenn wir uns ans Einzelne halten, das verschobenste, wiederhohlteste, bald abgebrochene, bald wieder schweifende, kurz, abentheuerlichste, niederträchtigste Ding ist? — Und so will ich hier auf einen Hauptunterschied alles Modernen und Antiken aufmerksam machen: daß nämlich alle Neuern streben, in den Theilen vollkommen zu seyn, während sie wohl das Ganze vernachlässigen, dagegen alle Griechen den Theil ungünstig behandeln, sobald sie nur das Ganze dadurch rasch gewinnen können. Und so wäre wohl Wolfen gar die Menschlichkeit widerfahren, an einem ächt antiken Product, wie die Homerischen Gesänge, seine moderne Natur nicht genug haben verläugnen zu können; indem ihm die Ungleichheit des Einzelnen, das Lose, Abgerissene, der Widerspruch, die Fugen, Lücken so ungeheuer haben aufgefallen, daß er sich keine bessere, als die bekannte Auflösung darüber gewußt. Und so wäre denn auch diese Vertheilung des Homerischen Ganzen unter mehrere ursprüngliche Verfasser nichts, als die Unterwerfung unter den, der modernen Natur einmal eingefleischten Trieb, den Theil für das Ganze hinzunehmen und als dieses in der Regel zu behandeln.

Möge dieses Wenige hinreichen, um den aufgestellten Satz: daß die Production ein durchaus eigenthümliches, dem kritischen Verfahren allemal entgegengesetztes Erkennen und Bewußtseyn mit sich führe, zu verdeutlichen! Aber auch zur Erläuterung der Behauptung mag es dienen, wie wenig jede moderne Natur hoffen dürfe, das Antike wahrhaft und rein, in seiner eigentlichsten Art, aufzunehmen.

II.

Dasselbe Individuum ist sich auf den verschiedenen Lebensstufen nicht gleich und immer deutlich. So auch ergeht es den verschiedenen Zeitaltern in ihrem Steigen und Fallen, bey Mitte und Anfang, Anfang und Ende. Und so ergeht es ganzen Nationen in ihrem Leben: die gegen das Ende Existirenden sind oft gar nicht mehr im Stande, ihre Urzeit in dem ihr eigenthümlichen Character aufzufassen. Wir wenden uns hier zu den Griechen, um an einem Beyspiel aus ihrer Cultur und Geschichte das Behauptete zu verdeutlichen.

Wie versteht, zum Beyspiel, Thucydides die Gesinnungsweise des Homerischen Zeitalters, wenn er in dem Zuge nach Ilion nur die erste

politische Unternehmung der Griechen sieht? Hier ist die Uebertragung eines Elements auf diese Vorzeit, das ihr ganz fremd war; denn der Homerische Grieche, wohl einer heldenhaften, für persönliche Interessen alles aufopfernden Gesinnung fähig, hatte auch keine Ahnung von dem, was dem Peloponnesischen Griechen und Athenienser, im Sinne des Staats und eines Staatsverhältnisses, bis zum gemeinsten Bürger so geläufig, und einziger, wie höchster, Lebensmoment war. Werden doch die Freyer in Ithaka, die sich einer sächlichen Ansicht, und durch dieselbe jener bürgerlichen, auf den Staatszweck einzig gerichteten Denkweise jener Thucydideischen Griechen annähern, als ein feiges, entartetes Geschlecht, in der Odyssee, unzweifelhaft geschildert. Ihnen fehlt schon jene Großheit, jene Fülle der Gesinnung, die von außen her wenig bedarf, sich in freyen, fast nur der Dichtung eigenen Regionen des Geistes bewegt; ihnen ist der Genuß und die ihn zu vervielfältigen vermögende Kleinkunst schlauer, kluger Rathschläge, die den Mangel persönlicher Eigenschaften zu ersetzen vermag, fast alles. Daher denn auch das Streben nach Gleichheit, nach Ebenung unter ihnen bereits schon so mächtig vorherrschend ist; wie unter je-

dem Geschlecht, das, sich seiner innern Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit bewußt, jegliche ungleichen Vorzüge, außer ihm, hassen muß; da, je höher die Stufenleiter derselben, selbst als bloßer äußerer Abzeichen, sich hervorthut, es entgegengesetzt immer mehr zum Nichts herabsinkt — wie denn jede bürgerliche Epoche der Gleichheit, der Rechte Aller nach außen, mit einer moralischen Auflösung, Verderbtheit und Feigheit nach innen verknüpft ist. Und so kann es wohl keinen größern Gegensatz geben, als diese Homerischen Griechen, und jene des Thucydides, gerade in demjenigen, wozu beyde als dem Aeußersten, am höchsten zu Schätzenden, sich bekannten. Der Homerische Grieche sah auf alle Weise den Olymp in allen seinen Stufen und Staffeln noch als den Gipfel alles seines irdischen Thuns und Dichtens an, während der Thucydideische Grieche an Götter und Göttliches nur im dunkeln Aberglauben noch sich hielt, um Wahrzeichen und Orakel zu empfangen, wenn der Götze jenes versammelten vielköpfigen Ungeheuers Volk vor seinem eigenen, nichtswürdigen Sinn erbeben mußte, weil er sich endlos darin verwirrte.

Auch Herodot, noch einem weniger politischen Zeitalter angehörig, menschlicher naiver Denkart sich erfreuend, trägt doch auf den Troischen Krieg schon den unruhvollen, lebhaften, über alles sich ausbreitenden und alles sich anmaßenden, verwegenen Geist über, der den Ionern und übrigen Griechen seiner Zeit die Händel mit den Persern verursachte.

Wie aber in der philosophischen und noch spätern litterarischen Epoche Sophisten, Philosophen, Kritiker, Grammatiker am Homer deutelten, allegorisirten, symbolisirten, paraphrasirten, supplirten, emendirten, conjecturirten u. s. w. ist bekannt genug. So gewiß verursacht der zeitige Standpunct, auf dem wir stehen, daß wir ein von Grund aus von ihm Verschiedenes doch nicht als solches zu erkennnen vermögen, sondern mit dem Wahne uns hinhalten, hier seyen, wenn nicht alles sogleich mit unsrer Physiognomie zutrifft, nur die unvollkommenen Anfänge dessen, was wir erst vollständig besitzen. Und so wird man mehr, oder weniger die sämmtlichen Schriftsteller aus der so zu nennenden historischen, litterarischen, artistischen, technischen Epoche der Griechen, deren Anfänge man vom

8ten Jahrhundert vorchristlicher Zeitrechnung sez-
zen kann — wo alles, was früher frey, unbe-
wußt und ursprünglich bestand, zu einem immer
mehr künstlichen, abgeleiteten, wissenschaftlichen,
beschränkten, nur durch Bildung wieder zum Her-
vortritt und Ausdruck zu bringenden Wesen sich
verwandelte — so wird man, sage ich, diese
sämmtlichen Schriftsteller und Meldungen dieses
Zeitraums einem solchen Wahne hingegeben fin-
den, daß die Gegenstände höherer und geringerer
Art, die so viel Mühe kosteten, um den künstli-
chen, gebildeten, technischen Ausdruck derselben
hervorzubringen, für eine frühere Epoche, wo der
entgegengesetzte Ausdruck einer unendlichen Na-
turform das Allgemeine war, nur als thierische
Ahnungen und Anfänge vorhanden gewesen wä-
ren; da denn, wo man wirkliche Thatsachen
zur Begründung einer solchen Ansicht nicht für
sich hatte, man die Fiction geradezu walten
ließ.

So ist eine der berühmtesten Fictionen dieser
Art, um die sämmtlichen Phänomene Griechischer
Kultur und Geschichte, in dem beliebten Sinne,
ableiten zu können, jener bekannte Gegensatz von
Hellenen und Pelasgern, damit das feine
und rohe Kulturprincip der Griechischen Geschich-

te, die Vortheile von ehemals und jetzt anzudeuten.

Wenn nun sämmtliche Historiker, um ihre jedesmalige Gegenwart recht hoch in den Vortheilen errungener Kultur ansetzen zu können, gewöhnlich mit diesem Gegensatz in die urälteste Zeit sich verlieren, und zwar so, daß zum Beyspiel Thucydides bereits schon über Herodot hinaus — welcher mit diesem Gegensatz noch nicht leicht über die Dorische Völkerwanderung ausschweift — sich bis über den Troischen Krieg hin mit seinen Anfängen verliert, noch jüngere Historiker aber, wie Pausanias und Strabo, ihn abermals überbieten, und die Urzeit Griechenlands voll roher, wilder Pelasger seyn lassen: so finden wir in der That bey Homer, in dem Völkerverzeichniß, nur zwey kleine, unbedeutende Volksstämme, die ganz an den Enden und außerhalb des ganzen Lebenskreises liegen, in dem jenes Leben der Homerischen Welt am mächtigsten strömt, denen der Name Hellenen und Pelasger zukommt.

Wäre Achill, und wären seine Myrmidonen nicht, so würde unstreitig Hellas nur so vorübergehend erwähnt worden seyn, als es Athen

wird, ein in dem damaligen Leben ganz unbedeutender Punct.

Dieselbe Wendung von Umständen aber, welche Athen für den eigentlichen Geschichtszeitraum der nachmaligen Epoche zur ersten, bedeutendsten Stadt Griechenlands und für alle litterarische Nachfolgezeit macht, das unberühmte, dunkele aus seiner Verborgenheit hervorreißt, derselbe Moment ist es, der den rohen Impuls jener Pelasgischen Stämme — welcher die Hellenen Homers, als zunächst Wohnende, mit ergreift, fortreißt, sie als Stamm zerstört, und in das rohe Element auflöst, wodurch dieses den Schein einiger Veredlung erwirbt — für alle Zukunft Griechenlands wichtig macht; indem die aus dieser Vermischung hervorgehenden Völker sich glücklich und nachdrücklich zu behaupten, ja sogar den Sitz einzunehmen wissen, aus dem das mächtigste Leben der Homerischen Vorzeit hervordrang.

Kaum ist die glückliche Lage Attikas hinreichend, die aus den Wohnsitzen ihres höchsten ehemaligen Ruhmes Vertriebenen aufzunehmen, zu schützen, und einen neuen Sammlungspunct zu bilden, von dem aus sich vielleicht abermals eine neue Form der Bildung zu entwickeln vermö-

ge. Doch das Alte ist unwiederbringlich verloren. Der neue Dorische Hellenismus reißt alles fort, und alle zukünftigen Verhältnisse, selbst als Gegenwirkungen gegen ihn, müssen sich nach ihm gestalten. Und so wird Athen der Mittelpunct einer ganz neuen eigenthümlichen Kultur, zwischen dem Ehemaligen und Gegenwärtigen schwankend; wovon die ganze Geschichte dieses Staats das ausführliche Zeugniß zu geben vermag.

Es ist natürlich, in wiefern die neue Richtung eine Hauptveränderung sämmtlicher Verhältnisse hervorbrachte, daß die Vorzeit und der ihr eigenthümliche Character bald vergessen werden mußte, ja, daß man in ihrem abweichenden Wesen nur die unsichern Anfänge von dem zu erblicken wähnte, was jede nachfolgende Epoche immer entschiedener entwickelte.

So ist denn Homer bald nichts mehr, als ein Hellenisirter Grieche, und die ganze Vorzeit wird nur als ein unentwickelter, zu der neuen historischen Epoche gehöriger Prolog angesehen: so wie man sich hierüber bey allen nachmaligen Historikern hinreichend unterrichten kann.

Tritt nun hierzu jene eigenthümliche Neigung des Griechischen Volkscharacters, welche jeden Griechen fähig machte, in demjenigen, was

ihm zusagte, ein Verwandtes, Aehnliches, Gleiches sogleich zu sehen, und es als solches, bis auf die völlige Auslöschung aller Spuren seiner ursprünglichen Verschiedenheit, zu behandeln: so dürfen wir uns über die mannichfachen Verwechslungen und Vermischungen, selbst des Fremdartigsten und Unwahrscheinlichsten, welche besonders in dem spätern Leben des Volks sichtbar werden, wo es sich nach außen bedeutend auszubreiten beginnt, gar nicht verwundern.

Ueberhaupt kann dieser Mangel einer scharfen Unterscheidung, des Gewahrwerdens des Unähnlichen bey den Griechen nicht genug beachtet werden. Es ist dieß eine so eigenthümliche Fähigkeit derselben, das Verwandte, das Gleichniß, das Zustimmende selbst an den von Natur entferntesten Gegenständen hervorzuheben, zu suchen und zu finden, wie man als Haupteigenschaft aller neuern Nationen das Gegentheil fast anzunehmen hat: indem jeder Neuere sogleich das Unähnliche, das Verschiedene, Abweichende immer lieber, als das Merkwürdige an den Dingen, hervorzuheben sucht, als das, worin sie übereintreffen, sich nähern, und einander ähnlich sind. Daher denn alle unsere Welt- und Lebensansichten ein anderes Gepräge haben, ich

mag sagen, auf einem Doppelwesen, einem Zwiespalt, einem Contrast, einem stets Wechselnden, das sich zuletzt in's Unermeßliche und Dunkele verliert, eben so ruhen, wie alles Griechische Leben auf eine Einheit, eine Einerleyheit, Uebereinstimmung, Nähe, Gegenwart, auf ein Leichtes, Faßliches gegründet ist, wovon alles übrige nur als eine geringere und größere Modification behandelt wird. Da denn überall ein plötzliches schroffes Abbrechen Statt findet, wo das Vereinigen nicht mehr möglich und ein Abscheuwerthes bekannt wird. Und so wird bey diesem Stehenbleiben in einem bestimmten Kreise, sowohl am Himmel die abgewendete, unfaßliche Seite der Gottheit als dunkeler, geheimer, verborgener, feindlicher Kronos behandelt, wie auf der Erde alle Nichtgriechen, alle außer dem bekannten, gewohnten Lebenskreise Wohnenden in Barbaren, als halbmenschliche Wesen angesehen werden. So bricht endlich fast jedes Rede-, Dicht- und Kunstwerk gegen das Ende plötzlich rasch ab so, daß der ungläubige Neuere sich oft täuschen läßt, noch etwas als Schluß zu erwarten und den wahren, endlichen, antiken Schluß als eine Verstümmelung, als eine unmäßige Abkürzung ansieht. Wie denn diese Täu-

schung bey den Homerischen Gesängen gar manches Resultat der neuern Kritik einzig und allein hervorgerufen hat.

Je bedeutender nun aber die Umwendung der Dinge war, welche durch den neuen Hellenismus, als eine Durchdringung und Vermischung von dem Homerisch-Hellenischen und Pelasgischen, bewirkt wurde, je mehr das neue Princip die Vermischung selbst als ursprünglichen Character schon in sich trug, um so natürlicher ist es denn nun wohl, wenn nach diesem Maaßstabe Alles abgemessen wurde. Die Vorzeit, als vollkommener Gegensatz, konnte gerade deßhalb um so weniger in Anschlag gebracht werden; und so sehen wir die neue Richtung auf Staat, Gemeindewesen, Verfassung, wie die sämmtlichen übrigen nach der Natur dieser Formen sich ausbildenden Verhältnisse, immer mehr auf alles vorzeitig und gleichzeitig Vorhandene übergetragen.

Denn, wenn diese Richtung auf eine entschiedenere Begründung der menschlichen Verhältnisse und der Modificirung der gesammten übrigen menschlichen Zustände nach ihnen, als das Neue angesehen werden muß, was durch jenen Aufstand, jenen Sturm der Nordgriechischen

Völker und ihrer Nichtgriechischen Nachbarn, in einer Wechselverbindung, über ganz Griechenland verbreitet und für alle Folgezeit befestigt wurde: so knüpfen wir die hieher gehörende Bemerkung an, daß eigentlich ein jedes Volk, eine jede Nation, die ihre Ursprünglichkeit zu verlieren, eine Vermischung zu erfahren, beginnt, sogleich einen starken Drang fühlt, sich in den Richtungen ihrer Natur, welche sie zu äußern Vortheilen erhebt, zu steigern, um, wo möglich, die Einbuße innerer Richtungen, welchen jede Vermischung eben so ungünstig ist, als sie die äußern befördert, zu ersetzen. Und hier finden wir sogleich jene merkwürdige Beschaffenheit, daß, wenn für den Urzustand der Ausdruck alles rein Menschlichen sich zunächst als leicht, natürlich, schicklich ergiebt, hingegen die Bezeichnung aller Weltzustände und ihre Gewältigung äußerst schwierig, mangelhaft, ja mühsam ist, daß gerade sodann das Entgegengesetzte eintritt. Nämlich die Bezeichnung alles Reinmenschlichen wird der mühsame, künstliche Ausdruck, während die technische, mechanische, artistische Bewältigung äußerer Zustände das Natürliche, Jedermann Geläufige und zunächst Gelingende ist. Man gebe nur Acht, welch einen engen Kreis sodann die höhere Litte-

ratur, Wissenschaft, Kunst und Poesie beschreiben, unter deren künstlichen Formen man den ächten, rechten Ausdruck des Reinmenschlichen allein gewinnen zu können glaubt.

Und so sehe man nur, um sich hier wieder an Beyspiele zu halten, wie Thucydides gerade den Vorzug seiner Zeit gegen jedes frühere Zeitalter in der geläufigen Handhabung der Massetechnischer auf Ausbildung mannichfacher geistiger und sinnlicher Fertigkeiten hinweisender Vortheile setzt; wie er Gewandtheit, Feinheit, Geschicklichkeit, Einsicht, glückliche Handhabung aller möglichen Kräfte und Wirkungen der menschlichen und äußern Natur als dasjenige preißt, was seine Zeitgenossen auf eine bis dahin nie gekannte Stufe erhebt. Man bemerke dagegen von der andern Seite, wie mühsam die Tragiker nach dem Ausdruck eines Reinmenschlichen ringen, und aus der verwickelten Sphäre des Außenwesens zu einem einfachen innern Grundwesen, als Urnatur des Menschen, durchzudringen suchen; wie sie es fast nur ideell, als das Mögliche, als das, was seyn sollte, in ihren höchsten Gebilden anzudeuten vermögen, ohne es als das darstellen zu können, was ist.

Und nun vergleiche man hiermit die durch die Homerischen Epen geschilderte Menschheit! Ihr fehlt gerade das, was Thucydides an seiner Zeit als Höchstes rühmt, durchgängig. Dagegen aber herrscht auch umgekehrt, was die Tragiker, als auf dem ideellsten Gipfel bestehend, schildern, als naiver, einfacher, unumwundener, geläufiger Ausdruck nach allen Seiten. Und so ist die Homerische Dichtung in dem ungemeinen Vortheil, nicht etwa schildern zu müssen, was seyn sollte, weil es die menschliche Natur nicht entbehren kann, sondern darzustellen, was ist, weil es der menschlichen Natur gemäß ist. Dieß ist der, fast ungeheure, Unterschied der Homerischen Poesie im Verhältniß zu jener eines Aeschylus, Sophokles. Dort ist die Poesie eine bloße Folie des Wirklichen, hier ist sie das Wirkliche selbst.

Doch schauen wir noch weiter in der Geschichte umher. Die Römer, ein Volk aus der Durchdringung fremdartiger Principe und Elemente noch mehr erwachsen, als es die Hellenische Epoche der griechischen Geschichte vom Einfall der Dorischen Bergvölker an ist, bringen es zu einer noch höhern Cultur und Bildung, die auf Verfassung, ihre Institute und ein Gemeindewesen sich gründet. Alle ihre höchste, gelun-

genuſte Cultur im geiſtigſten Sinne verliert ſich in eine Rechtscultur — weil das Recht das Haupt- organ für einen ſolchen Entwickelungszuſtand iſt. Poeſie und Wiſſenſchaft dagegen beſtehen als der kärglichſte, mühſamſte Ausdruck unter ihnen, um durch ſie als künſtlichſte Formen auf die heitere, freye Region urſprünglicher menſchlicher Zuſtände zurückzuweiſen.

Sehen wir ferner dasjenige Volk unter den Neuern an, welches das Verfaſſungsprincip als den Hauptanlaß einer menſchlichen Entwickelung, die allemal von einer zweyten, niedern Stufe des Lebens beginnt, in die Europäiſche Geſchichte am meiſten eingeleitet, und wünſchenswerth gemacht hat, und wir werden finden, daß die Engländer unter allen neuern Nationen das größte Miſchvolk ſind, aus den verſchiedenartigſten, heterogenſten Beſtandtheilen erwachſen. Nur für denjenigen Zeitraum, wo dieſe Elemente noch nicht ſo eng verſchmolzen ſind, Eines derſelben vor allen vorherrſcht, haben ſie, im glücklichſten Moment, eine Poeſie, und Einen großen Dichter, auf dem wunderbaren Contraſt ihrer verſchiedenartigen Bildung ſich erhebend. Später aber, wo die Verſchmelzung und Durchdringung immer mehr zunimmt, weiß die Natur keinen

edlern Gang in der Entwickelung des Volks zu nehmen, als daß sie, wie sie den niedrigen, zerstörungs- und raubsüchtigen Sinn der Römer durch eine gewisse Größe, Umfassung von seiner Gemeinheit zu erheben suchte, so hier dem Gewerb-, Handlungs- und Manufactur-Sinn einen äußern Umfang anweist, um durch äußere Größe die innere Niedrigkeit des Gegenstandes abzulenken.

Und so nähern wir uns denn unserm Ziele wieder, und sprechen es aus, daß die Bedingungen, welche auf das Leben einer Nation einwirken, und dasselbe sich selbst bald mehr, bald weniger unähnlich machen, gar mannichfache sind. So ist Homer entschieden später nur von einigen wenigen Gleichgesinnten gefaßt worden, wie Aeschylus, Sophokles, Aristophanes und den größern der bildenden Künstler. Der große Haufe aber und seine Organe, Redner, Sophisten, Philosophen, Historiographen haben ihn mehr, oder weniger genutzt, um eine Unterlage, einen Gegenstand, eine Gelegenheit zu gewinnen, sich dessen zu entledigen, was ihren Ansichten und Absichten gerade gemäß war.

Finden wir aber, daß der Grieche vom Griechen schon nicht verstanden wurde, so zweifeln

wir wohl billig, daß irgend ein Neuerer das Antike sich ganz werde aneignen können. Nationen wirken auf Nationen am lebhaftesten und fruchtbarsten durch das, was das Allgemeinste an ihnen ist; wobey jedoch das Besondere, wodurch sie gerade das sind, was sie sind, und wodurch sie für den Moment leben und weben, immer verloren geht. Verstehe ich hierunter die Form, im Gegensatz jenes Allgemeinen, das ich das Wesen einer jeden menschlichen Grundbildung nennen möchte: so werden wir Neuern wohl immer mit dieser Halbscheid uns in der Erkenntniß und Aufnahme des Antiken begnügen müssen. Denn, wird der Gehalt, der Stoff auch antik seyn, so wird die Form ewig modern in alle demjenigen bleiben, was wir etwa an Einsichten, Erkenntnissen vom Alterthum auf uns herübertragen.

Und so, kann man sagen, sey kein Neuerer fähig, die Alten ohne einen modernen Zusatz anzusehen, so daß nicht immer zu dem jedesmal als antiker Gegenstand Behandelten etwas hinzutritt, was ursprünglich nicht mit dem Gegenstande verbunden ist, und etwas flieht, was ihm wesentlich angehört. So entspringt stets ein Drittes, was nicht ganz antik und nicht ganz

modern ist, und wir verehren dieß als den eigentlichen ursprünglichen Gegenstand. Um sich hiervon recht zu überzeugen, fasse man nur alle Versuche der Neuern antik zu schreiben, zu sprechen, zu bilden und was sonst auf die Form des Antiken in neuern Bemühungen mehr Bezug hat, ins Auge! Es wird sich einem eine komische Vermummung anbieten, und man wird den Deutschen, den Italiener mitten in der Römischen, oder Griechischen Maske gewahren können. Und diese angeblichen Lateiner und Griechen, wiewohl sie mit allen Phrasen des Lateins und Griechischen bekleidet seyn mögen, sind es nicht mehr, als Shakspeare's Engländer Griechen und Deutsche sind, die ihrer Lordschaft gar kein Hehl haben, weder in Wien, noch Athen. Menschen, hat man gesagt, wären diese Engländer von Grund aus, und denen paßte wohl allenfalls auch die Römische Toga. Wollte Gott, man dürfte allen den übrigen Lateinischen und Griechischen Masken dasselbe nachsagen! Aber leider ist hier meist vorzuwerfen, die Vermummung diene eigentlich, ein Erbärmliches, Ohnmächtiges, Eckeles zu verbergen, um der wahren Nichtswürdigkeit und Jämmerlichkeit einen Schein zu verleihen; es sey die bloße Fabel vom Esel aufgeführt, der

die Löwenhaut findet, und denkt, schnell ein schrecklicher Leu einherzutreten.

Nachdem man den Wahn lange genug gehegt, die antike Form wiederherstellen zu können, um ein lebendiges Element zu gewinnen, wovon unsere ganze Philologie auf Schulen und Universitäten vom 16ten Jahrhundert an leider den verunglückten Versuch anbietet, so muß man in der That die Auskunft als eine höchst glückliche preisen, die in neuerer Zeit getroffen worden, daß man, wo es anging, die zerrüttete antike Form weggeworfen, und eine neue, aus der Gegenwart geschöpfte, ihr substituiren mögen. Ich meine hiermit die verschiedenen Uebertragungs- und Uebersetzungsversuche. Gewiß ist die lebende Form einer Nation der sicherste Prüfstein, an dem sich der Gehalt, das Höhere, Ursprüngliche, was in litterarischen- und Kunstnachlässen einer andern Nation vorhanden, am meisten bewähren kann; und zwar, indem es hier in einem ganz fremden Element wirken muß.

Ja, in jemehr verschiedene Sprachen das Ueberlieferte einer Nation übergetragen, und doch als ein Werthvolles erkannt, empfunden wird, und mächtig ergreift, um so höher, reiner ist der ursprüngliche Gehalt. In diesem Sinne läßt sich

zum Beyspiel der Werth der Christlichen Ueberlieferung erproben, die, in die verschiedensten Sprachen, bey den verschiedensten Nationen übertragen, die auf einer hohen, oder höchsten, oder mittlern und untern Stufe der Cultur stehen mögen, überall als ein höchst Würdiges, ja Unentbehrliches sich erwiesen hat, während vielleicht die antike Ueberlieferung einer Nation nur auf einer bestimmten Stufe ihrer Cultur faßlich, und mancher auf gar keiner zugänglich seyn wird.

Daher wird man mit Recht einst anführen können, die Alten seyen in ihrem höhern Wesen, dem Geiste und der Seele nach, erst mit jenen Unternehmungen der Johann Heinrich Voß und ihnen Gleichgesinnter auferstanden, und hätten seit diesen erst heiter und belebend zu wirken begonnen, während die frühere Restauration des 16ten Jahrhunderts ein trauriger Versuch gewesen wäre, eine bloße Auferstehung der Körper und Leiber zu bewirken, und zu jenem traurigen Pedantismus geführt, der in seiner Ausbreitung zur Alleinherrschaft uns um alles Leben zu bringen drohte, indem er den lebendigen Ausdruck hinter einer mumienhaften Hülle erstickte. Gewiß ist es, daß, wenn vom 16ten Jahrhundert

an in jedem geistigen Selbstleben, Wissen und Können bey uns Deutschen ein trauriger Einhalt, eine Lähmung, ein Stocken geschieht, ein wahres Rückwärts und Verkehrt herrschend wird, daß dieß auf das unselige Mißverständniß, das Antike in seinen todten Formen, in den Bruchstükken, Extremitäten derselben, als ein Lebendiges, Ganzes, Wesenhaftes zu behandeln, geschoben werden muß. Wenn endlich demohngeachtet aber im 18ten Jahrhundert das lebendige Element durchgedrungen, eine frische kräftige Form die mumisirte, angenommene antike Form verdrängt, so bedenken wir nicht genug, wie hoch wir dieß dem glücklichen Durchbruch, der Einwirkung Italienischer und Französischer Sprach-, Sitten- und Culturelemente im 17ten Jahrhundert anzurechnen haben.

Freylich ist die allgemeine Gewohnheit, gerade diese Einflüsse nur von der ungünstigsten Seite zu betrachten, weil nicht zu läugnen, daß viel Abstruses, Falsches, Unwahres, Schlechtes dadurch zur Herrschaft gelangt. Allein man übersehe nur nicht, daß alle diese noch so abgeschmackten und fratzenhaften Sprach- und Sittenelemente auf einen noch lebendigen, sich bewe-

genden, fortschreitenden Kreis hinweisen! Der unermeßliche Vortheil, der hierin liegt, ist sogleich von der Art, daß das Einzige desselben Niemanden entgehen kann, und der gänzliche Mangel desselben beym Antiken eben so in die Augen springt. Denn nun ist nicht zu läugnen, daß, wenn durch das Antike der Geist der Nation auf ein Abgeschlossenes, Ruhendes, einmal für immer Verharrendes gezogen wurde, er durch die Italienischen und Französischen Einflüsse, als gleichzeitiger Wirkungen, auf ein Bewegendes und Bewegtes, und so auf seine innerste Natur zurückgeführt wurde. Deßhalb dürfen wir wohl hier abermals wiederhohlen: wenn das Antike dem eigenthümlichen geistigen Leben der Deutschen in einer selbstgeschaffenen Litteratur und Weltansicht Eintrag that, so war der Einfluß Französischer und Italienischer Formen im 17ten Jahrhundert von der Art, daß dieß Alles im 18ten Jahrhundert endlich zum Hervortritt gelangen mußte. Dem Antiken also und seiner Art der Einführung im 16ten Jahrhundert haben wir die Zerstörung einer eigenthümlichen Deutschen Litteratur zuzuschreiben, wie dem Französischen, Italienischen und Holländischen ihre Erhaltung und endliche Fortbildung.

Alle Neuern sind sich unter einander durchaus verwandt. Keine Berührung unter denselben kann auf die Dauer von der Art seyn, daß nicht die sämmtlichen Nationen durch sie zuletzt um so energischer auf ihre eigenen Vorzüge und Natur zurückgeführt würden. Schon zweymal hat sich dieß dargethan. Was wir jener Berührung im 17ten Jahrhundert danken, weist das 18te Jahrhundert aus; und was wir einer abermaligen Berührung im 19ten Jahrhundert zu verdanken haben werden, wird die Zukunft wohl ausweisen. Wenn aber diese Berührung nur darum fruchtbringend ist, weil die sämmtlichen neuern Nationen einem gemeinsamen Kreise angehören, der sie von Natur in den Verhältnissen dieses Kreises einander ähnlich und unähnlich seyn läßt, so muß die Berührung dagegen mit allen solchen Nationen und Nationalitäten, die außerhalb dieses Kreises liegen, durchaus lähmend, Stockung, Leblosigkeit erzeugend seyn. Das Verhältniß aber, in dem alle Antiken den sämmtlichen Neuern ähnlich, oder unähnlich sind, ist ein ganz anderes, als das, wodurch alle Neuern sich an einander annähern und von einander entfernen. Das Gleiche, was wir beym Antiken gewahren können, ist immer noch ein

Ungleicheres für uns, als alles Abweichende bey irgend einer der neuern Nationen.

Man gewöhne sich doch nur, der Natur diese höhere Allmacht zuzutrauen, daß sie den rein menschlichen Typus, das Ursprüngliche noch immer durchzuführen vermochte, wenn die verschiedenen Sphären auch einander fast auszuschließen scheinen, und wenn sie das einzelne Individuum nicht leicht die bestimmte Sphäre übersteigen läßt, weil es in dieser den vollkommenen Spielraum hat, um alles das zu finden, was erforderlich, damit es die Absichten der Gottheit und Natur erfülle. Ja deßhalb hat die Natur in den verschiedenen Sphären sogar einen Apfel der Zwietracht aufgestellt, so daß selten die verschiedenen Nationen und Individuen, sobald sie zum besondern Bewußtseyn ihrer Sphäre gelangen, dem Irrthum entgehen, ihre Sphäre für die vollkommenste und jede andere, die ihnen wegen ihrer Verschiedenheit unnahbar ist, als eine geringere, untere anzusehen. So ist auf diese abgeschmackte Weise bey den Griechen jene abgeschmackte Gegenüberstellung von Hellenen und Barbaren in der letzten Zeit ihres Wachsthums und Lebens entstanden. Und aus demselben Grunde wird ganz thörigt, falsch und unwahr

über den Vorzug der Germanischen Natur vor aller antiken in der neusten Zeit gestritten. Das ist wahr, jeder Neuere, wenn er nicht behutsam verfährt, verwirrt sich geistig und sinnlich in dieser Sphäre. Allein statt das Disparate für eine Verkehrtheit auszurufen, bedenke er doch lieber, daß der Mensch für den Menschen schon zu groß sey, um eine universelle Wissenschaft und Fähigkeit an ihm entwickeln zu können; viel weniger, daß der Mensch sich als ein Mikrokosmus dem Makrokosmus der Welt an die Seite stellen dürfe. So werden wir überall finden, nicht auf ein Unendliches sey es in der Richtung, dem Leben und Wachsthum menschlicher Natur abgesehen, sondern auf ein Gebärden innerhalb bestimmter, entschiedener Gränzen. Und so wird man überall nachweisen können, eine Menschheit, die das Unendliche an die Spitze alles ihres Seyns, Denkens, Vollbringens stelle, sey offenbar auf dem Wege, sich das anzumaßen und willkürlich als Ziel festzuhalten, was Gottheit und Natur gerade dem Menschen als die Quellen aller Uebel, alles Verkehrten, Schlechten, Nichtswürdigen, Falschen, Lügenhaften offen ließen.

Und so danken wir es der Natur, wenn sie in jenem glücklichen und kurzen Zeitraum des

18ten Jahrhunderts nur einige wenige productive Talente hervorgehen lassen konnte, und später mit der Hervorbringung mehr aneignender, nachahmender Talente sich begnügen mußte, daß sie die nachtheiligen Einflüsse alles Ausländischen und Fremden für die Zukunft eben dadurch zurückwies, daß, da der neuere Deutsche, seiner ganzen Stellung zur geschichtlichen Welt nach, sich doch des Fremden nicht entschlagen konnte, dieß wenigstens in nationale, dem Deutschen ursprüngliche Formen eingekleidet, ihm einverleibt worden ist. Und so werden wir die Natur in ihren Operationen überall darauf hinwirken sehen, nicht zu veranstalten, daß der Mensch ein Wahres, Gutes, Aechtes fertig überliefert erhalte, sondern ihn zu nöthigen, immer selbst wieder von vorn den Kreis eines Rechten, Vollkommenen, Schönen zu versuchen und zu wiederhohlen.

III.

In der neuern Deutschen Poesie und der ihr verwandten Litteratur muß ein zwiefacher Moment unterschieden werden, dessen Scheidungslinie etwa in das Jahr 1780 und noch früher fällt.

Zuerst treten wahrhaft productive, und weil alles Productive auch mit Originalität verbunden ist, sehr originelle Talente hervor. Das glücklichste derselben ist für den Anfang seiner Laufbahn im Stande, fast durchaus nationeller Elemente sich zu bemächtigen, die es nicht etwa als einen todten Stoff gewältigt, sondern als lebendige unmittelbare Spuren des Daseyns vorfindet, wenn gleich der Gehalt dieser Spuren zuletzt auf eine ferne uralte Vergangenheit zurückweist. Allein nur kurz währet dieser Moment, daß es in dem Kreise einheimischer Elemente sich bewegen kann und die Vortheile einer Vergangenheit zu nutzen im Stande ist, die beynahe noch als eine Gegenwart genommen werden darf. Denn schon tritt der zweyte Moment drängend hervor, und erlaubt, da es auf einen Einsturz alles dessen, was bisher unerschütterlich bestanden hatte, abgesehen ist, nur einzelnes Festhalten und Anklammern an Trümmern, Stücken, des aus seinen Fugen weichenden Baues. Mehr als nachahmende, wiederhohlende, in der unendlichen Zerstreuung Einzelnes glücklich festhaltende Talente konnte dieser Zeitraum wohl nicht haben. Und so wie nun für den ersten Moment als die glücklichsten, größten Talente Klopstock, Wieland,

Herder, Goethe, Schiller, sich darstellen, so für den zweyten und folgenden Moment die Lessing, Voß, Schlegel, Tieck, Novalis, Fouqué.

Allen diesen letztern, kann man sagen, ist das Aneignen, das Wiederhohlen, das Reproduciren nur vergönnt und möglich. Wenn man schon eine bedeutende Unähnlichkeit in der Art der Wirkungen der Talente der ersten Epoche finden kann, so ist die Unähnlichkeit bey denen des zweyten Moments noch größer. Es findet eine völlige Ver- und Zersprengung Statt. Griechenland, Rom, Indien, Frankreich, England, der äußerste Süden und der fernste Norden, Erd' und Himmel sind die Regionen, wo diese Talente, mehr unstäten, feuchten, dunstigen Irrsternen gleich, umher schweifen, als nach der Natur großer Sonnen und ihrer Planeten in einer bestimmten Region des Himmels glänzend, leuchtend und wärmend sich aufhalten. Daher fast nichts, was diese Talente gebildet, durchaus vollendet, erfreulich und musterhaft genannt werden kann und von der Nachwelt einer unglücklichen Durchgangsperiode der Menschheit zugezählt werden wird, die für den Geist das, was jene Völkerwanderung des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts für den Sinn darstellt. Als die

glücklichsten Glieder der Reihe werden nur Voß und Lessing sich stets behaupten, während mit jedem der nach ihnen genannten die Verschlimmerung und das Verkehrte immer mehr über Hand nimmt, und sich offenbart.

Selbst die Richtung auf das Altnationale bey diesen Spätlingen entbehrt des Vortheils, dessen Goethe sich noch erfreute, nämlich das Vergangene noch in lebendigen, natürlichen, wirklichen Elementen vor sich zu haben. Was bey Goethe noch Natur und Wirklichkeit war, ist bey diesen bloß Kunst, Künsteley, Traum, Einbildung, Wahn. Wenn es daher seine Richtigkeit haben mag, daß der glücklichste Dichter einer Nation in der lebendigsten Gegenwart auch ihre Vergangenheit umfassen müsse, so wird Goethe der Dichter der Nation nur seyn, weil Gegenwart und Vergangenheit bey ihm leicht, natürlich und unmittelbar sich berühren, ohne daß es ein eigentliches Werk seines Willens ist; dahingegen bey jenen das Vergangene mit Absicht, Besonnenheit, Fleiß und durch künstliches Mittel herangezogen ist. Ihre Pflanzungen sind daher Winterblumen, die der Frost an die Scheiben mahlt, oder es sind plötzlich versetzte Baumalleen, die den zweyten Sommer ihr Laub nicht

wieder bringen. Und so sind ihre Werke jenen Thebaiden zu vergleichen, die noch älter, als die Ilias seyn wollten. Aber jeder ächte Grieche wußte seinen Homer von seinen Nachahmern zu unterscheiden, die ohne ihn wahrscheinlich kaum zu dem Begriffe gelangt wären, daß das auch nur möglich sey, womit sie ihn zu übertreffen hinterher gedachten.

IV.

Der in der Idee lebende Mensch schlägt sich in der Regel viel zu hoch gegen den in den Wirkungen der Welt lebenden Menschen an. Er vergißt nämlich, daß die Vortheile, welche er vor diesem voraus haben mag, auf einer künstlichen Vorrichtung beruhen, die, indem sie gewöhnlich über das Leben erheben soll, meist gänzlich von ihm trennt. Das Allgemeine, was in der ideellen Behandlung der Welt und ihrer Gegenstände sich hervorthut, ist ein Hauptgrund, daß so viele als Anhänger der Idee sich bekennen mögen, ohne zu bedenken, daß, je ächter, je reiner und vollkommener die Idee seyn soll, sie auf einen Kreis des Wirklichen zurückweisen müsse, der das vollkommen darstelle, worauf sie bloß hindeutet. Denn wodurch entspringt die ideelle Be-

trachtungsweise der Welt anders, als dadurch, daß wir den verschiedenen Bezug der mannichfachen Gegenstände auf einander wahrnehmen, und das Einzelne sowohl, als den weitern Bezug desselben als ein Ganzes aussprechen, in welchen beyden sich das, was erscheint, als ein Vollständiges erst manifestirt? Alle Idee weist daher nur auf das Wie hin, ohne das Was zu enthalten, das heißt, sie bezeichnet die Region, in die alles eingehen müsse, was als ein Vollkommenes in seiner Art bestehen wolle; aber sie selbst ist nicht das Vollkommene, so wenig als das gute Gesetz, die ächte Regel schon das gute, rechte Verfahren ist. Alle diejenigen, die sich daher in der Idee allein mit der Welt und ihren Gegenständen beschäftigen, halten sich bloß an ein Wahres, bey dem es zweifelhaft ist, ob es auch ein Wirkliches sey, und es tritt hier der Fall einer bestehenden guten Anordnung ein, die jedoch nicht ausgeführt wird.

Die reinsten, wahren, vollkommenen Ideen sind eigentlich die, welche der Wissenschaft zum Grunde liegen. Die ursprünglichen wahren Gegenstände der Wissenschaft sind aber solche, welche nicht mehr in dem Kreise menschlicher Thätigkeit liegen, dergestalt, daß nicht ein Hervor-

bringen es ist, wodurch der Mensch mit ihnen in Verbindung steht, sondern ein Anschauen, Gewahren. So entspringt alle Wissenschaft uranfänglich zunächst an der Natur, indem der Mensch sie sich selbst gegenüber zu gewahren beginnt und, je tiefer er sie einsehen lernt, zu der Idee ihrer Selbständigkeit, Einzigkeit sich erhebt. Dann aber kann wohl auch jedes andere ein Gegenstand der Wissenschaft werden, was zwar an sich nicht über das menschliche Vermögen hinausgeht, jedoch für den Moment nicht zu gewältigen ist. So ist alles vergangene Leben der Menschheit, so wie alles Gleichzeitige, was nicht durch eine Thätigkeit, aus einer productiven Anlage sich darstellen läßt, einer wissenschaftlichen Behandlung fähig, und wird ein wissenschaftlicher Gegenstand, sobald die Menschheit sich den Anforderungen an diesen Gegenstand, obwohl sie ihn nicht hervorbringen kann, nicht entschlagen mag. Und so ist denn die Idee das Mittel, dazu zu erheben, d. h. sie vermag uns ein Wahres ansichtig zu machen, was für uns nicht wirklich ist.

Dergestalt führt alle Idee das Individuum über sich selbst hinaus, und es ist nicht zu läugnen, daß dieß eine große, unbestreitbare Eigen-

schaft der Idee ist, den Menschen zu Anschauungen eines Wirklichen hinauf zu erheben, was eigentlich seine Wirklichkeit auf keine Weise mehr ist. Nur vergesse man hierbey nicht, daß außerhalb der Idee jener Gegenstand, welcher für das Individuum nur als Idee erreichbar ist, als ein Wirkliches seiner eignen Art existirt, und die Idee zu ihm nur so sich verhält, wie das Auge zu den gesehenen Gegenständen! Das Bild, was das Auge sieht, ist nicht der Gegenstand selbst, sondern bloß sein Gleichniß im Auge, das ihm hier entspricht. Die Idee tritt daher überall in ihrer reinsten Wirksamkeit hervor, gilt ursprünglich einzig und wahr, nur wo das Individuum mit seiner Natur nicht mehr hinreicht, und sich die Gränzen seiner und anderer Natur berühren. Nicht das Menschliche, nicht das Reinmenschliche ist daher ein Gegenstand der Idee und ihrer Behandlung, sondern alles Nicht- und Außenmenschliche. Im Sittlichen, zum Beyspiel, in der Kunst, kann man sagen, gilt die Idee gar nichts. Wer zum Sittlichen, zur Kunst durch die Idee gelangen, die ideelle Behandlung als höchste hier durchführen wollte, würde da eigentlich beweisen, daß das Sittliche und die Kunst für ihn außermenschliche Gegenstände sind;

Gegenstände, die in dem lebendigen, thätigen, productiven Umkreise seiner Natur nicht mehr liegen.

Wie denn in der That die Wirklichkeit es darthut, daß es Geschichtsepochen giebt, wo das Ursprünglichste der menschlichen Natur sich bloß als ein ideelles Wesen manifestirt, und das Sittliche, zum Beyspiel, als wissenschaftlicher Gegenstand begründet, und auf dem Wege der Idee eingeleitet und dem Leben einverleibt wird. Solche Epochen werden nun freylich als höchst geistreiche, verständige ausgezeichnet werden müssen, niemals aber als sehr sittliche. Und so sind auch die Theorieen, die wissenschaftlichen Vorträge über Kunst niemals mehr herrschend und im Schwunge, als wenn die Kraft, das Vermögen zur Production in völliges Stocken gerathen, d. h. dann, wenn man der Kunst am wenigsten nahe, zu ihr die wenigste Anlage und Fähigkeit hat. Dieß ist also der Mißbrauch der Idee, wenn sie in der Sphäre der rein menschlichen Natur erscheint, wie ihr rechter Platz, wo die Sphäre der Menschennatur aufzuhören beginnt. So wahr sie hier ist, und allemal ein Ganzes begreift, so sehr stellt sie dort nur ein Halbes dar. Denn

hier ist das Vollkommene eben, wenn sich die Idee nicht manifestirt.

Daher ist es ein sicheres Kennzeichen des Verfalles, sobald rein' menschliche Gegenstände von der Idee aus behandelt werden; immer erscheinen diese Gegenstände dann als mehr, oder weniger fremde, dem Menschen uneigentliche. Und so entspringt eigentlich alle Philosophie, welche die besondere Aufklärung des Menschen über sein Höchstes, Ursprünglichstes auf dem Wege der Idee und zur Idee unternimmt, immer nur, wenn eine Auflösung des ächt menschlichen Zustandes beginnt, und die Philosophie und ihr Verfahren steigert sich, tritt als etwas Besonderes, Eigenes, Verwickeltes, Schwieriges, künstlich Gebildetes, Verschlungenes immer mehr hervor, je größer die Auflösung, der Bruch ist. Und so vollendet sich zugleich ihr eigenthümliches Element, die Idee, auf gleiche Weise, tritt immer mehr hervor, substituirt sich für Alles, so daß sie zuletzt als das Seyn an sich, als das allein Wahre, Vollkommene, und endlich als das unendliche Wesen ausgesprochen wird, dem keine Wirklichkeit entsprechen könne.

Allein das ist die Fiction, das künstliche Apparat, um die Abnormität, in der man sich be-

findet, wegzuläugnen, zu überbauen. Es ist das Fieber des Kranken, der die unendlichen Entzükkungen, in die ihn die Krankheit hineinjagt, für einen höhern, steigenden Prozeß seiner Natur auslegt, da es doch ein sehr schwacher, auf Ohnmacht, Kraftlosigkeit gegründeter ist. Denn die Natur, kann man sagen, schafft keine Idee, die ihr vollkommenes Gleichniß nicht in der Wirklichkeit fände, und finden sollte: denn sie arbeitet durchaus in allem, was sie hervorbringt, auf ein Vollkommenes, Ganzes, Gleiches hin. Nun wäre es ja offenbar eine Unvollkommenheit, ein Ungleiches, wenn sie dem menschlichen Individuum ideell ein Ziel stellen wollte, das nicht im Verhältniß zu seinen wirklichen Kräften stände; Natur müßte ja Unnatur als das Wirkliche von sich selbst lieben, wenn sie ein Mögliches aufstellte, das, erprobt, nur als das Unmögliche die Versuche höhnt. In solcher Halbheit, Unwahrheit kann sich wohl ein menschliches, verstümmeltes Hirn gefallen, das einem Vogel gleicht, der von zweyen Flügeln, die ihm die Natur gegeben, den einen eingebüßt, und die Schuld durch die trügerische Lehre von sich wälzt: Natur hat mir das andere Werkzeug zum Fluge genommen; den Trieb, den unendlichen, in des Aethers Re-

gionen mich zu erheben, ließ sie mir. So soll ich im bloßen Streben, im Schlagen mit dem Einen Fittig, versuchen, was ich nie erreichen kann, am Unendlichen mit endlichen Streben vergehend! — Dieß ist ja jene Heucheley, jene Unwahrheit, mit der der Mensch den vorhandenen Mangel, eine verschuldete Unvollkommenheit, eine Lücke seiner Natur wohl gar als ein Göttliches sich anrechnet; und was er nicht kann, als seine unendliche Tugend ausrühmt, die im einzelnen Moment, im Wirklichen nun freylich nicht vollkommen zur Erscheinung kommen kann, ja kommen darf.

Kunst und Wissenschaft werden von allen Europäern, besonders den neuern, als viel zu allgemeine Wirkungen der menschlichen Natur angesehen. Daher verbindet sich denn bey ihnen nichts leichter hiermit, als die Vorstellung, daß ein Volk, dem Kunst und Wissenschaft fehlen, auf einer thierischen Stufe stehen müsse. Allein Kunst und Wissenschaft sind in der That nur die Producte und Resultate einer besondern geistigen und sinnlichen Organisation, die auf eine ganz besondere Stellung der menschlichen Natur in der

allgemeinen Weltnatur der Menschheit hinweisen; es sind nur einige von den Hüllen, die den einen und nämlichen Grundkern menschlicher Natur bekleiden, bald hier in rauherer, milderer, bald dort in ansehnlicherer, augenfälligerer, liebreizender, unangenehmer, herber Gestalt.

So scheint es, daß der Orientale in der Kunst über eine gewisse Technik, die auf ihrem höchsten Gipfel doch kaum mehr, als ein abgeschmacktes Zierliche ist, in der Wissenschaft über ein einzelnes Wissen, das er durch geheime Behandlung zu derjenigen Bedeutung zu erheben versucht, die ihm im Wesentlichen fehlt, nicht leicht hinauskommen könne. Der Europäer darf sich wohl mit Recht hierin über ihn erheben. Aber sehe man dafür die Gewandtheit und Stärke des Orientalen an, mit der er fast allem, was ist, den sittlichen Bezug, den sittlichen Ausdruck abzugewinnen vermag: so ist die Herrschaft, die er seit Jahrtausenden über den Europäer hierin ausübt, wohl nicht zu läugnen, und er ergänzt diesen offenbar von allen solchen Seiten. Denn, wenn der Europäer eine unendlich reiche und gebildete Weltsprache besitzt, welche die Verhältnisse des Menschen zur Natur, zu den Gegenständen außer ihm auf das mannichfachste auszudrücken vermag,

und Alles, was aus der Wechselwirkung des Subjects und Objects hervorgehen kann, zu bezeichnen, faßlich und wirklich zu machen im Stande ist: so ist der Orientale dagegen fast eben so einzig im Ausdruck aller der Verhältnisse und Bezüge, welche nicht sowohl auf ein Gegenüberstellen des Menschen, ein Coordiniren desselben im Weltzusammenhange hinweisen, als vielmehr auf ein Subordiniren, Unterstellen, worin der Mensch eine ewige Abhängigkeit seiner nach allen Seiten feyert. Dieses letztere erzeugt eine ganz andere Welt- und Lebensansicht, jenes Vor- und Urwissen, das am Ursprunge schon die Reihenglieder bis zu Ende überschaut, und daher mehr erwartend, duldend, streng gehorsam das Kommande erharrt, während der Europäer aus einer entschiedenen Mitte heraus, die er deutlich gewahrt, nach ihren Enden zueilt, und die abgebrochene, verkürzte Linie sich selbst sogleich so weit ausdehnt, als Kraft und Vermögen es erlaubt. Er will fast nichts vorher gesehen, voraus bestimmt seyn lassen; alles soll ein Werk seiner Thätigkeit, seiner Umsicht seyn, und mit der Schnellkraft seines Willens aus dem Nichts erst hervortreten. Daher erhebt er sich erst nach und nach zu einer deutlichen Uebersicht des Lebens und sei-

nes Zusammenhanges; eine Einsicht, die er nicht selbst bewirkt, ist ihm eine Thorheit: daher verspottet er den Orientalen mit seiner Offenbarungsweise, wenn er sich am übermüthigsten fühlt, und nennt es die Thorheit und den Betrug, den ihm dieser spielen mag.

Aber sehen wir den Europäer selbst wieder im Besondern an, so ist er sich in seiner Kunst und Wissenschaft nicht gleich. Wie anders ist der Kreis der Kunst und des Wissens, zum Beyspiel, beym Griechen, als beym Germanen geordnet? Ersterer dringt fast in allem diesen auf ein Einfaches, Ebenes, Gleichmäßiges, Verwandtes, während letzterer den Gegensatz, das Doppelte, das Variirte, das Unähnliche sich liebt. Jener hält am Sichtbaren fest, und möchte Alles, selbst das Unsichtbare, in bestimmte Erscheinungen verwandeln; der Andere möchte das Sichtbare lieber gar ausgerottet wissen, und es in einem Unerscheinenden bestehend haben. Die Schönheit ist eines der Hauptelemente der Griechischen Kunst, weil sie das vollkommenste Gleichniß des Uebereinstimmenden, sich Berührenden ist; der Germane wird nicht leicht das Häßliche als Hauptelement seiner Kunst sich entgehen lassen mögen, weil er, wenn er auch den Sinn barbarisch damit er-

schreckt, doch sich immer darauf berufen kann, daß seine Häßlichkeit doch etwas Wahres sey. Ja, er thut sich in höchster Verwegenheit vielleicht etwas darauf zu gute, daß das innerlich Wahre, Rechte, Gute, wenn es zur Erscheinung gebracht werden solle, damit ein Gewahrwerden seiner Statt finde, durchaus nicht anders, als unter einer Umkehrung, Verrückung des äußerlich wohl Erscheinenden zum Vorschein kommen könne; weil seine Natur auf einem Doppelsatz beruht, der sogleich den Einsatz zerrüttet, unter dessen Bedingungen das, was der vollkommensten, schönsten Erscheinungen fähig ist, allein bloß unaufhörlich sich manifestirt. Und so ist von Hause aus das Abgeschmackte, das Frazzenhafte schon sein Element; weil er, nicht um schön zu seyn, doch um wahr bleiben zu können, es noch immer zu handhaben im Stande ist. Der Grieche, kann man sagen, umschreibt die schöne Oberfläche eines wohlgeformten Körpers, und läßt das Regelmäßige, Ebene, Schöne desselben die sichersten Zeugnisse seiner innern Tüchtigkeit und guten Beschaffenheit seyn, ohne daß er von dieser selbst näher unterrichtet zu seyn Verlangen trüge. Gerade das Wühlen in den Eingeweiden, das Herauskehren des Verborgenen, das Ueber-

sehen, Beschreiben der Theile, des Zusammenfugenden, das Begreifen dessen, was den schönen Bau wohl heben und tragen möchte, das ist's, was dem Germanen die meiste Sorge macht; und ehe er hier sich nicht satt gegründet, ist nicht zu hoffen, daß er die schöne Oberfläche nicht bloß als eine Zufälligkeit ansehe, und den Griechen darum zu schelten aufhört, weil er nicht weiter gehe, als sein Auge reicht.

V.

Daß die Philosophie, sie, die sich der größten Unabhängigkeit stets rühmt, und das reine Urmaaß alles Göttlichen, Menschlichen und Irdischen zu besitzen vorgiebt, das Allerabhängigste zu allen Zeiten gewesen, weist ein Blick auf ihre Geschichte aus.

Als handelnde, Schiffahrt treibende Joner Silber, Gold, Edelsteine und die übrigen Metalle verführen, und die Eigenschaften dieser Gegenstände, wie nicht minder auch die von Feuer, Wasser, Luft, und der unendlichen gränzenlosen äußern Region in Ausdehnung und Zusammenziehung, Verdichtung und Verflüchtigung u. s. w., welche auf alles dieß von dem entschiedensten Einfluß sind, zu gewahren und zu beobachten

beginnen, entwickelt sich jene Philosophie des Thales, Anaximander, Anaximenes, Heraklit, Empedokles, die diese geschauten Eigenschaften, Erregungen, Wirkungen und Kräfte mehr, oder weniger an die Spitze aller Dinge speculativ stellt, und mehr, oder weniger darin die Urprincipe der Welt durch Vergeistigung, oder Versinnlichung findet.

Die Dorischen Ansiedelungen geben einen vorzüglichen Anlaß, alles Verhältnißmäßige, Maaß, Gewicht, eine rechte Vertheilung nach innen zu schätzen, zu beachten, und es entspringt die geheimnißvolle Philosophie der Pythagoräer unter ihnen, welche aus Maaß, Zahl, Gewicht, Rhythmus durch Vergeistigung und Steigerung die Schlüssel zu allem Daseyenden hervorzuziehen hofft.

Im Zeitalter der Perserkriege, noch mehr des Peloponnesischen Krieges, sind die Erkenntnisse und Erfahrungen der Griechen die mannichfaltigsten, reichhaltigsten zu Lande, Wasser, Luft, in der Nähe und Ferne, Gegenwärtigem und Vergangenem. Aber die Sphäre des Staats ist es doch, auf die zuletzt Alles bezogen, in die Alles eingetragen wird. Und so bezieht auch zuletzt Platon Alles auf einen wohlgeordneten

Staat, nachdem er auf Erden und im Himmel die einzelnen Principe und wirksamsten Anlässe ausgemittelt, die das Bestehen und Vergehen menschlicher, wie weltlicher und himmlischer Zustände leiten und beherrschen. Sein Zeitalter war ein Zeitalter der Feindschaft, der Unliebe, der Entzweyung, der Zerfallnisse; Dorer und Joner, die in gemeinschaftlichem Wirken das Bestehen der Griechischen Welt gefördert hätten, folgen verschiedenen Richtungen. Darum hat er wohl soviel Ursache in seiner Philosophie mit Liebe und Unliebe, mit Fall, mit Harmonie, Gleichgewicht, und mit dem Roßgespann, das uneins in divergirenden Richtungen forteilt, sich zu beschäftigen, und in dem einen bald das Gute der Welt, in dem andern ihr Unheilvolles zu erblicken.

Unter den Nachfolgern Philipps von Macedonien, unter den Römern sind die sämmtlichen Verhältnisse der Griechen sehr trübe, verworren schwankend, bedenklich zweifelhaft, trostlos, zuletzt Nichts. Und sogleich entwickelt sich eine Philosophie, die diesen Character eben so an sich trägt, und bald mehr positiv ins Dunkele, Bodenlose sich verliert, bald negativ dem Zweifel sich hingiebt. Wir übergehen die Periode des

Eklekticismus unter Alexander, der die Griechen politisch zu einer Einheit wieder versammelt.

Im Mittelalter beherrschen Papst und Kirche die Welt. So lange ihre Herrschaft dauert, erhält sich mit ihnen eine Philosophie, welche die kirchlichen Dogmen zu ihrem Mittelpuncte wählt. Das Zeitalter der Reformation tritt ein: Luther widerspricht, und gleichzeitig übt die Mathematik an Erd' und Himmel eine ungeheure Wirksamkeit und Macht aus, und so haben wir bald Wirbel, Schrauben der angewandten und eine mathematische Methode in der Philosophie von Des Cartes und Spinoza durchgeführt.

Im siebzehnten Jahrhundert ist der Conflict zwischen dem Alten und Neuen, das Wählen und Verwerfen am heftigsten. Die Kirche befindet sich vorzüglich im Gedränge unter den unendlich sich vervielfältigenden Religionspartteyen und Ansichten. Das Ausgleichen wird ein Geschäft aller Wohlgesinnten und Besserdenkenden; und sofort ist Leibnitz mit seiner Theodicee, mit seiner harmonia praestabilita da.

Im achtzehnten Jahrhundert ist die menschliche Anlage auf den zwieträchtigen Gegensatz von Geist und Sinn zurückgesunken. Man weiß nicht, wem man für das Leben, das Seyn und

alles Uebrige, was daraus folgt, das größte Gewicht beylegen, welcher Sphäre die meiste Wirksamkeit zuschreiben soll. Da unternimmt der große Kant beydes auszumessen, abzuwägen, und so zu entscheiden. Doch die Waagschalen stehen nie ein: der Geist schnellt auf, und Fichte's Philosophie kommt empor! Allein eben auch die Last und Macht des herabziehenden und schwer fesselnden Sinnes wird empfunden, und Schelling behauptet das Gegentheil. Die Entdeckungen, Forschungen in der Natur, die Beobachtungen am Himmel, die Reisen um die Erde haben nicht etwa geruht; die Menschengeschichte wird immer weiter und wunderlicher als ein durchlöchertes lückenhaftes Blatt aufgerollt. Uraltestes tritt zu Neuestem, Jüngstem, dazu bricht Kunst und Dichtung aufs Neue hervor, um für ihren Schein das wirkliche Leben zu gewinnen, und durch ihn die Täuschung einer höhern Wirklichkeit zu geben: und so erhalten wir eine Philosophie, die stufenweise wächst, und Erd' und Himmel, Vergangenes und Gegenwärtiges, Menschliches und Göttliches, Künstliches und Natürliches, Religiöses und Poetisches als ihren großen Stoff zu verarbeiten sucht, um der Aufgabe zu genügen, daß der Mensch der kleine Mikrokosmus sey,

der das Alles besitzt, ist, begreift, genießt und möglich und wirklich machen kann.

Und so wird man finden, das dunkele Ziel aller Philosophie sey, überall und stets, und zwar für Wort, Begriff und Idee auszusprechen, die Welt und alle ihre Kräfte von oben und unten als Werden und Entstehen, Beleben und Vernichten seyen ein Ganzes, Gleiches, Verhältnißmäßiges, in sich Vollendetes.

Aber wir sehen auch sofort dieses Bestreben, die Welt, die Natur, die Gottheit als ein Ganzes zu fassen, an Einzelnheiten unterliegen. Denn, wenn die nähere Angabe im Besondern Statt finden soll, wo dieses Ganze am meisten zu finden, worin es sich am stärksten manifestire, so ist es bald Stein, bald Feuer, Wasser, Erde, Luft, bald Staat, bald ein dunkeles Unbegränzte, bald Nichts, bald Sanct Peters Schlüssel, Mathematik, Geschichte, Natur, Geist und Sinn, Religion, Kunst und Poesie u. s. w. Niemand will sich auf ein kleines Ganze für den Menschen beschränken, das in einem Paare zweyer kleiner, kurz ausgesprochener Gebote der Gottes- und Nächstenliebe und der damit verknüpften Selbstüberwindung besteht, zu denen Wissen und Kunst, Gut und Geld, Wechsel und Fall, Son-

ne, Mond und Sterne, Erdbeben, Finsterniß und Licht als Zugaben treten, die der behalten mag, der sie halten kann, und über die sich Niemand beklagen soll, wenn sie sich drehen, wenden, verschwinden. Denn die kleine Menschenwelt ist ein Kreis, über den die Theile, Halbkreise der großen Welt mannichfach hinwegziehen, bald sich mehr einsenken, bald wieder schwinden, so daß der Mensch die Seiten eines unendlichen Ganzen gewahrt, jedoch sich hüten mag, aus seinem kleinen Kreise und den geschanten Enden des Vielen das Alleine zu entwerfen. Läßt er den Versuch nicht, so ist es ein größerer, oder kleinerer Theil, an dem er sich als an dem Ganzen irrt, und seine Philosophie ist das unaufhörlich falsche Bild des Geistes und Sinnes, des Himmels und der Erde.

Wie viel besser trifft es nicht der wahre Dichter! Er faßt den Menschen nur als ein kleines Ganzes, wovon Nichts und Etwas, was es ist, in ihm selber nur liegen, und überläßt ein jegliches andere Ganze Gott, der Natur, Engeln und Dämonen, und wer es bewegen mag. Von einer bestimmten Mitte aus stellt er Trug und Wahrheit, Haß und Liebe, Gram und Freude, Entbehren und Genießen hin, wie sie sich am

Menschen als glückliche und unglückliche Eigenschaften, Kräfte und Wirkungen begegnen und mischen, fliehen und wiederfinden, und ihn bald Göttern zu verähnlichen scheinen, bald dem Thier gleichmachen. Und so überzeugt er in lebendiger, anschaulicher Darstellung, führt Jedermann auf den Punct, wo er Genügen und Versagen menschlicher Geschicke zweifellos eingestehen muß. Und so irrt ihn der plötzliche Wechsel, die bunte Mustercharte der Weltgegenstände nicht. Ihre endlosen Reihen zugebend, entgeht er dem ängstlichen Irrthum des Philosophirenden, der sich vergeblich bemüht, die Enden alles Wesens zu fassen, und ohne Wahn und Trug die langen Fäden niemals abbricht, den Knaul der Welt endlich einzuwickeln und zu beschließen.

VI.

Daß der Apostel Paulus die menschliche Natur wohl gekannt, und derjenigen ihrer Seiten lebhaft sich bewußt gewesen, welche es fast unmöglich machen, daß der Mensch das Ziel reiner Menschlichkeit, und den Willen der Gottheit hierin erreiche, beweist jede Zeile seiner drang- und bewegungsvollen, ja leidenschaftlichen Episteln.

Bey dem heftigsten Triebe nach einem Wahren und Rechten hatte er hiermit dennoch in früherer Zeit sich die größten Uebereilungen zu Schulden kommen lassen. Wir finden an dieser Natur einen ungeheuren Drang, jedes innerlich wahrgenommene Gute sogleich zu einer äußern That umzusetzen; und so entspringt jene Hitze, jene Raschheit, jene Gewaltsamkeit des Handelns, das in seinen Erfolgen gerade das Widerspiel von der uranfänglichen Absicht wird.

Je mehr nun aber der eifrig Handelnde den Mangel vollkommener Reife und Rechtmäßigkeit der gefaßten Vorsätze durch die unverzögerte Ausführung und den Umfang derselben zu ergänzen, und ins Gleiche zu bringen sucht, bildet sich jenes Extrem der That, welches, da es sein äußerstes Ende erreicht, jene Umwendung unvermeidlich macht, die den ungestümen, blinden Verfolger des Christenthums in seinen größten, lebhaftesten Anhänger und Bekenner verwandelt.

Auf ein so leidenschaftliches, ungebändigtes Gemüth mußte jener stille, duldende, leidende Gegensatz des Christenthums, besonders das Begeben alles Selbsthandelns, alles Widerstrebens bis zur Uebernahme der größten Leiden und des

aufopfernden Todes, diese fromme, liebevolle Ruhe und Standhaftigkeit und Gelassenheit, welche gegen den Schluß der Begebenheiten Jesu immer mehr hervortritt, und der einzige höchste Geist, die Seele alles Geschehenden ist, um so unwiderstehlicher wirken, als leider dem raschen Saulus der gefährliche Gipfel, auf den ihn seine Natur durch den ungestümen Drang, sich möglichst zu veräußerlichen, hinaufgetrieben, und das Grundfalsche und Unwahre, zuletzt mit einem Verruchten unvermeidlich Endende dieser ganzen bisherigen Art, in ihm selber nicht mehr verborgen bleiben konnte.

Und so dürfen wir uns denn, da diese Natur im äußersten Conflict doch noch den Muth hatte, das Falsche lieber von sich zu stoßen, als sich ihm für immer zu überliefern, über den dogmatischen Enthusiasmus nicht verwundern, mit dem der gewordene Apostel das Sterben, den Tod Jesu als den höchsten und wichtigsten Moment des gesammten Christenthums verehrt, da gerade hierin, und in der liebevollen Art dieser gänzlichen Preißgebung und Entselbstung, dieses höchsten Beweises der Uneigennützigkeit, der Rücksichtslosigkeit der Absichten der Gottheit, welche durch das Christenthum der Menschheit als Wahr-

heiten überliefert werden sollten, die so dem Hasse, wie der Neigung, dem Leben, wie der Zerstörung gewachsen wären, als ein von all' diesem Unabhängiges, Unerschütterliches, in sich selbst Bestehendes, Wahres, Ewiges, das dauert und ist, und seyn soll, es werde nun bekannt, oder verworfen, da, sage ich, gerade hierin sich der größte Contrast anbieten mußte gegen jedes hadernde, verketzernde, das Gute und wahrhaft Menschliche in dem Sinne einer bloßen Partey behandelnde Verfahren, wo die Mehrung und gewaltsam durchzusetzende Ausbreitung der einzige Weg sey, sich selbst und Andere in dem vermeintlichen Guten und Rechten zu behaupten.

War dieß der gefährliche Punct, an dem alles Wahre, was der Apostel in seiner Natur besaß, den ewigen Gesetzen des sittlichen Wesens nach, scheitern und sich verkehren mußte; war er an dieser Klippe wirklich zu Grunde gegangen, der gefährlichsten und größten jeglicher Selbstsucht, die den Menschen befallen kann: so mußte er hinfort wohl das wirkliche und wahrhafte Gute des Menschen in einer solchen Höhe gestellt erblicken, daß es ihm nur als Gnade Gottes erschien, als eine Verzeihung und Vergebung für verfehltes Rechte, die der Mensch von oben sehn-

lichst zu erharren habe, da er, durch eigenes heftiges Streben selbst begnügt, sich niemals zu dem Vollkommenen aufschwingen werde.

Und so entspringt denn jenes Bekenntniß von der Unwürdigkeit, von der Unfähigkeit des Menschen, das er mit so vieler Lebendigkeit, so eindringlich, so zuverläßig, so überzeugungsvoll ausgesprochen, und nach Kräften in Wirksamkeit gesetzt.

Daß aber dieses Bekenntniß in der Welt so viel Antheil gefunden, daß es fast zur allgemeinen Christlichen Ansicht sich erhoben, dieß beweist wohl die Richtigkeit jener Erkenntniß und jenes Geständnisses des Apostels: daß der Mensch mehr geeignet sey, von einem Puncte des ursprünglich Rechten und Wahren, auf den ihn Gott und die Natur allemal stellen, auszugehen, und sich davon sogleich zu verlieren, als rein und unverrückt darin zu behaupten; da es denn allerdings schon wohlgethan ist, wenn er das Gute, Wahre und ächt Menschliche als etwas ihm Unerreichbares bekennt, und die Schuld des Entgegengesetzten eingesteht.

Und so scheint denn auch das Evangelium auf wenige der Söhne zu zählen, die in der Behausung des Vaters verharren. Die Mehrzahl

der Geliebten und Glücklichern sieht es in solchen, die nach der langen Verirrung in der Fremde wenigstens die Neigung, den Ausdruck zur Rückkehr wieder bezeugen gegen jene, die nicht einmal zu der Gesinnung und dem Bestreben mehr gelangen können, das verlassen zu wollen, wofür sie doch niemals geschaffen worden sind, und worin sie nie gedeihen können.

Paulus kann demnach als Repräsentant jenes größten Theiles der Menschheit angesehen werden, der sich anfangs das Ungemessenste vorsteckt, und es für erlaubt hält, sehr ehrwürdig und schätzenswerth aber wird, wenn er dennoch einsehen lernt und einzugestehen im Stande ist, daß dieß Verfahren wohl nicht das rechte und geziemende sey, und wenn er nun das höhere über ihm schwebende Ursprüngliche und Rechte um so williger und lieber verehren und heilig halten mag, es erscheine wo und wie es wolle, je weniger er selbst ihm zu genügen, und es in sich hervorzurufen im Stande war.

VII.

Der Deutsche ist ursprünglich dem Romantischen eben so fremd, als dem Antiken. Er kann aber beydes für seine Zwecke gar wohl nüz-

zen, um sich wahrhaft dichterisch in diesen Elementen aufzuerbauen, wenn sie ihm gerade vorliegen. In der That besteht der Unterschied der ersten Periode Deutscher Poesie von der zweyten darin, daß jene unter Einflüssen des Romantischen hervorging, diese unter Einwirkungen des Antiken. Den Beweis von dem Einen liefert der Nibelungen-Dichter, den Beweis von dem Andern Goethe.

Wir werden weiterhin nähern Anlaß gewinnen, ausführlicher zu zeigen, wie der Nibelungen-Dichter des romantischen, fratzenhaften, barocken Elements auf eine wahrhaft überraschende Weise sich zu entledigen gewußt, welche beweist, daß das Genie und was ihm gleicht, nie mehr am Platze ist, als wenn Umstände zusammentreffen, die dem gewöhnlichen, selbst wohlorganisirten, tüchtigen und zu verehrenden Menschen nur ein Unmögliches darzubieten scheinen.

So auch hat Goethe das Antike wahrhaft glücklich genützt, um uns die Vortheile unserer eigenen Art und Natur immer anschaulicher zu machen, so daß vielleicht mit der Zeit einst ein Stellen auf die eigensten Füße hervorgeht; denn unwahr, falsch und abgeschmackt ist es, ja albern, wenn Wolf in seiner Zueignung an

Goethe im Museum der Alterthumswissenschaft sagt:

„Denn woher ließ solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher ließen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissenschaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufschloß?“

Es ist zu bedauern, daß wir nicht mehr vollständige Exemplare der ersten Ausgabe Goethescher Werke bey Goeschen, und sodann der neuen Ausgabe bey Unger besitzen. Wir würden sogleich eine deutliche Absonderung der Werke Goethe's haben, wo die Einflüsse alter Ueberreste nationalen Lebens, der Niederländischen und Altdeutschen Kunst, wie die unmittelbarste Aufnahme der Gegenwart und ihrer Gegenstände nebst der nächsten umgebenden Natur das Bildungs- und Zeugungselement des Dichters waren. Und dann würde die Ausgabe bey Unger die Reihe der Werke darlegen, welche unter Einflüssen eines fremden Himmels, der Betrachtung ferner, ausländischer Kunstwerke und einer veränderten Natur entstanden. Mögen die Werke dieser zwey-

ten Ausgabe reicher an Ansichten, mannichfaltiger, umfassender an Ideen, kurz, an Gedanke, Kunst, Durchdachtem, Umfang vollständiger, ausgeführter seyn, als die Werke der ersten Ausgabe: an Poesie, Gefühl, Wahrheit, Wirklichkeit, Unmittelbarkeit, Leichtigkeit, Production stehen sie unendlich hinter den Werken der ersten Epoche. Und wenn denn nun Goethe durchaus selbst alles modern Vollendete, Vollkommene mit dem Ersten Heft des zweyten Bandes über Kunst und Alterthum als antik benamset wissen will, so ist er gerade in den Werken der zweyten Epoche, wo er die Alten vor Augen gehabt, sie sorgfältig studirt, weniger antik, als in den Werken der ersten frischen Jugendepoche, wo er von ihnen nur aus der Ferne vernahm, und sie als dunkele, blaue Massen am äußersten Horizont ins Endlose, Unsichtbare sich verlierend, gewahrte.

So lassen denn thatsachlich jene Behauptungen Wolfs sich als die eines Halbkenners sowohl des Modernen als Antiken zurückweisen. Und fürwahr, es sollte kein Philologe sich unterstehen, solche Dinge uns in's Gesicht zu sagen, der beym Antiken selbst ein abgeschmacktes Hysteron-Proteron begangen, und vom Alexandriner Zeit-

alter her verkehrt seine Lehre des Antiken angefangen, gleich einem Bildner und Mahler, der vom Rücken und von der hintern Region zum Haupt und Angesicht und der edlern Vorderseite mahlend, durch solche schlechte Originalität sich prostituiren mag! Wo hat Wolf eine lebendige Uebersicht der sich folgenden, wechselnden, steigernden, überbietenden und zuletzt in Nichts ohnmächtig versinkenden Epochen des Alterthums? Wo ist die richtige Eintheilung und Absonderung von Anfang, Mitte und Ende bey ihm? Den Homer hat er uns schon compilirt, als ob es ein Philologenmachwerk wäre, aus Allerley von Großvaters und Enkels Rock bettelhaft zusammengesetzt! Die Perikles-Epoche, die durch ihre Ueberanstrengung nach allen Seiten den nachmaligen Verfall und das dumpfe Zurücksinken der Griechischen Anlage bewirkt, zeichnet er als Musterepoche auf, statt hier den gefährlichen Wendepunct zu bekennen und der Wahrheit und Natur nicht zu spotten, daß jeder Nation kein gefährlicheres Beyspiel empfohlen werden könne, als sich diesem Zeitalter zu verähnlichen! Und welches Unverschämte, Unnatürliche preist er mit halber Entschuldigung uns im Aristophanes an? — So ist die ganze gepriesene Alterthumswissen-

schaft ein wahres kleines Ungeheuerchen, das alle diejenigen werth anzubeten sind, die, noch weniger von Natur geschickt, am Antiken Einsicht zu gewinnen, als Wolf, in der Rolle unwissender Sisyphus und Danaiden, als ein für allemal des Verkehrten Verurtheilte, so sich selbst zu foppen verdienen!

VIII.

In Beziehung auf den Gang der neuern Geschichte, die aus abenteuerlichen, zum Theil wüsten Anfängen zu immer größerer Freyheit, Ordnung, Reinheit und Gestalt sich entfaltet, dürfte wohl das Nibelungen-Lied einer Hauptերwähnung würdig befunden werden, wo wir, überraschend genug, wenn wir vom Schluß des Gedichts zu seinem Anfange uns zurückbegeben, auf denselben Gang hingewiesen werden, daß ein romantisches, abenteuerliches, nebelhaftes Element zu den heitersten Figuren einer sittlichen, auf ihren bloß menschlich gemüthlichen Anlagen ruhenden Welt sich aufklärt. Dietrich von Bern, Markgraf Rüdiger, Etzel, zeichnen sich sämmtlich durch diesen heitern klaren Geist aus; der am Schluß über den wunderlich fratzenhaften Anfang vorwaltet. Ein Nahes, ein Gemäßigtes,

angewandt, hervorbringen; als jene beyden berühmten Griechischen Epen, die auf einen Anfangs- und Ausgangspunct einer menschlichen Entwickelung weisen, zu deren Charakter und Art wir Neueren nie durch volle Natur, immer nur durch eine leidig-künstliche Abstraction und reflectirende Empfindungsweise uns erheben werden.

Goethe selbst kann uns hier wieder zu einem großen Belege dienen. Denn wir fragen: in welchem Alter hat er seinen Erlkönig, seinen Fischer, den König in Thule, das Blümlein Wunderschön, das Veilchen, den Zauberlehrling u. s. w. natürlich und unwillkürlich gedichtet? und zu welcher Zeit, nach welchen Vorbereitungen ist es ihm möglich geworden, seine Römischen Elegien mit Absicht und Kunst nachzubilden? — Wenn ist ferner der Faust angefangen und vollendet worden? und wenn ist es ihm so gut geworden, antike Form und Maaße für seine Pandora einigermaßen zu gewältigen, die ihrer ganzen Art und Natur nach doch voll modernes Geistes und Deutsches Sinnes ist, und das äußere und innere Maaß aller antiken Poesie unaufhaltsam überschreitet, trotz der mit Vor-

liebe beybehaltenen und durchgeführten antiken Nomenclatur?

So weisen also die vorzüglichsten Erscheinungen der Gegenwart auf einen durchgreifenden Unterschied alles Antiken und Modernen hin. Und hier mag ich nochmals die Frage aufwerfen: wer sind die Griechen, daß sie verdient haben, so überschwänglich im Besitz alles ursprünglich Schönen, Rechten und Wahren einzig und allein zu seyn? und wer sind wir Neuern, daß wir es verschuldet haben sollen, auf so gemeinen Anlagen gegründet zu seyn, um ewig und ewig immer nur nachahmen und entlehnen zu müssen? Der Affe ist dem Menschen doch sonst ziemlich verhaßt: giebt es denn einen Welt- und Gottesplan, nach dem ein Mensch des andern Affe zu seyn die traurige Bestimmung hat?

L. den 20sten Juny 1818 und November 1819.

Ueber
Poesie und Critik unserer Tage.

Unserer Poesie wird man es größtentheils stets ansehen, daß ihr bey ihrem Entstehen die Critik vorangegangen, und sie bedingt hat, statt daß, nach dem naturgemäßen Gange, die Critik sich hätte hinterher finden sollen, und nicht etwa gesetzgebend, bestimmend, sondern dasjenige entwickelnd, was in allem bisherigen Leben als Poesie und Kunst sich entfaltet.

Die Critik muß eine Folge der Poesie seyn, wenn sie ächt, fruchtbringend und unschädlich seyn soll; keineswegs muß umgekehrt die Poesie als ein Erzeugniß der Critik bestehen. Wenn daher die wahre Critik erst nach einem Leisten entspringt, ein lebendiges Thun und Wirken voraus-

setzt, auf dem sie, wie auf ihrer Basis, ruht, so ist es gewiß, daß, wofern wir überhaupt noch wenig eigentliche Poesie besitzen, weil alle unsere Poesie größtentheils aus Critik entstanden und von Critik geleitet worden, wir viel weniger noch eine ächte, wahre Critik besitzen, die auf tüchtigen Grundsätzen ruhte, da die ächte Critik erst nach einer vorhandenen trefflichen Poesie entspringt, und allein so zu entstehen vermag.

Ich will mich nicht an die Geschichte der Poesie der Griechen und anderer neuerer Nationen, die in gewissen Epochen wenigstens eine wirkliche, ächte Poesie besessen, wenden, um diese Vordersätze und dasjenige, worauf sie ruhen und was aus ihnen von selbst folgt, zu bewähren. Ich wende mich vielmehr an unsere eigene Poesie und Nichtpoesie, und wähle mir Beyspiele, die das, was hingestellt worden, bestätigen mögen.

Es ist bemerkenswerth, daß unser größter und wohl einziger Dichter, der diesen Namen nicht etwa bloß als ein gefälliges, wohltönendes Beywort verdient, daß Goethe erst in seinen spätern Jahren, nachdem das productive Vermögen, dem naturgemäßen Schritte nach, zur Ruhe gekommen, anfängt, die Maximen genauer anzugeben und zu entwickeln, nach denen er bey sei-

nen Werken und ihrer Hervorbringung verfahren.

Auf welchem lebendigen Wege aber sind ihm nun jene leitenden Maximen geworden? Unmittelbar, unbewußt und unwillkürlich, mehr durch ein getreues, sich selbst zur Entwickelung bringendes Anschauen und Aufnehmen, als durch ein mühsames Denken, ein gewaltsames Heranziehen, ein leidiges, auf die Spitze getriebenes Abstrahiren, in scharfem Absondern und Bestimmen nach vorgefaßten Begriffen gegen alle Natur und Wirklichkeit willkürlich thätig.

Dasjenige Werk, welches uns die Critik seines Lebens und seiner Productionen liefert, und den Commentar zu beyden bildet — ich meine seine angefangene Selbstbiographie — welch eine lebensvolle und reiche Darstellung ist es, an sich selbst nicht! und wie abweichend, in Beziehung auf Inhalt und Form, von alle demjenigen, was der gemeine Begriff von einem Werke der Critik fordert, und als seine Bedingungen feststellt und erkennt! — Wie spricht sich nicht jenes Wort auf allen Seiten ausdrücklich und unausgedrückt aus: „wie denn alles Theoretisiren auf Mangel oder Stockung von Productionskraft hindeutet!“ Und wie zielt nicht die ganze Confes-

sion darauf, „die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke als unschätzbar" darzustellen „die man genießend, ohne zersplitterndes Urtheil, in sich aufnimmt!" — „Die Jugend," heißt es, „ist dieses höchsten Glückes fähig, die nicht critisch seyn will, sondern das Vortreffliche und Gute, ohne Untersuchung und Sonderung, auf sich wirken läßt."

Das Geständniß Goethe's — Zur Morphologie S. 95 des ersten Heftes — daß erst in Folge eines zehnjährigen Umgangs mit Schiller, seit seiner zweyten Italienischen Reise, sich die philosophischen Anlagen in ihm entwickelt, wenn überhaupt die Natur dieselben in ihn gelegt, ist in jedem Betracht äußerst beherzigenswerth, selbst durchaus abgesehen von aller Anwendung auf Poesie, nur darauf bezogen, um den rechten Begriff von ursprünglicher Einrichtung einer menschlichen Natur zu gewinnen.

Denn gerade, wenn wir dagegen Goethe's Freund, Schiller, betrachten und näher in's Auge fassen, so finden wir, daß seinem meisten Leisten die Reflexion, die Critik voranging, die gesetzgebend bestimmte, was da jedesmal Poesie seyn und werden sollte; und wenn erst dergestalt

der Begriff von Poesie ausgemittelt war, so begann das productive Vermögen sich thätig zu erweisen. So liegt Schiller's einzelnen Werken in der Regel ein anderer Begriff von Poesie zum Grunde. Don Carlos, die Jungfrau, die Braut von Messina, Wallenstein, Tell bezeichnen poetische Kreise, die, abgeschieden von einander, oft sich geradezu widerstreben, und das, der Natur der Sache und den Gesetzen der Wirklichkeit nach, Unvereinbarste hinter und neben einander als poetische Mittelpuncte ergreifen und festhalten. Denn alles, was auf Einheit hinführt, entspringt aus einem unbewußten Streben, dagegen alles Bewußtseyn schon von Trennung ausgeht, zu Trennung hinleitet, und sie erhält.

Ja, in wiefern es Schillern fast nicht möglich war, aus freyer Hand — die Räuber etwa und noch einige der Jugendversuche vielleicht ausgenommen — mit Zurückweisung und Ablehnung jedes vorgehenden reflectirenden Calculs und auf philosophische und critische Weise erst gebildeten Begriffs irgend etwas zu Stande zu bringen, dürfen wir wohl auf eine viel schwächere, weniger unmittelbare Anlage und Bestimmung zur Dichtung zurückschließen, wenn anders überhaupt der Satz irgend eine Wahrheit in sich enthält, wodurch

Geschichte der Poesie und Kunst in ihren vorzüglichsten und größten Erscheinungen künstlerischer und dichterischer Natur bestätigt, und durch alle Sphären menschlicher Thätigkeit, von der sittlichen an bis zur künstlerischen durchführbar wird, daß nämlich alle Critik und alles ihr verwandte reflectirende Denken und Empfinden, das nur wieder zu jenen beyden führt, und sie zuletzt als äußersten und höchsten Lebensstoff, ja einzigen Lebensgehalt behandelt, für alle Kunst auf einen Mangel an Productionskraft, für's Leben auf einen Mangel an Vollbringen und Thatfähigkeit, für beydes auf ein Stocken und Erlöschen des Vorzüglichsten in ihm entschieden hinweist.

In Beziehung auf Kunst und Poesie wird wenigstens die Wahrheit dieses Satzes durch unsern größten und berühmtesten Critiker — den Vater und Schöpfer der neuen Deutschen Critik — durch Lessing, augenfällig bestätigt, indem er es selber kein Hehl hat, daß er seine Anstrengungen in der Critik aus Mangel an aller Productionskraft verdoppelt, und auf diese Weise überhaupt zur Critik gelangt sey. Man bedenke nur genau, was er in Beziehung auf sich bey der Vergleichung seiner mit Shakspeare

äußert; noch mehr erinnere man sich seiner Aeußerungen in Beziehung auf Corneille! Da wird sich denn ergeben, daß vorzüglich der Aerger über letztern, daß ein entschiedenes Talent, durch Nationalvorurtheile und eine beengende, unrichtige Geschmackslehre gehindert, bey weitem nicht das seiner Würdige und Gemäße geleistet habe, sondern etwas, was ein auf gleiche Weise entschiedenes Un- und Nichttalent eben so gut, ja noch weit besser machen könne, ihn zu den verwegenen Versuchen und Anstrengungen verleitet, aus denen Critik und Poesie bey ihm entsprungen, und wodurch er beydes bey der Nation eingeleitet.

Zu welcher Unpoesie, zu welchem Abirren und gegenseitiger Verbildung bey Urtheilenden sowohl, als hervorzubringen Bemühten Lessing durch sein Beyspiel und den täuschend glücklichen Erfolg die Anleitung gegeben, wird sich einst mehr darthun lassen, wenn so manches, was in der Gegenwart überschwänglich hochgeschätzt, und unbedenklich als ein lebensvolles, gesundes Wesen anerkannt wird, durch das bloße allmählige Fortrücken und leise Verändern der Zeit und Umstände und seiner es tragenden Umgebung sogleich sich von selbst als unhaltbar und auf ei-

nen Sandboden hingepflanzt darthun wird. Gegenwärtig möchte, ohne große Anfechtung und lebhaften Widerspruch, davon nicht zu reden seyn. Indessen läßt sich als Einleitung hierzu einstweilen wohl Folgendes festsetzen:

Die Gelegenheit macht allenfalls auch Poeten, wie man von ihr zu sagen pflegt, daß sie Diebe macht. So mancher poetische, selbst vielleicht glückliche Versuch würde wohl nie aus innerm, eigenem und selbständigem Anlaß seines Urhebers zum Vorschein gekommen und in die Wirklichkeit getreten seyn, wenn die so ansprechende Anregung von außen nicht vielleicht dazu verholfen und alle Mittel geliehen hätte. Wie man nun aber auch solche Leistungen aufnehmen und behandeln mag, so haben sie auf die Länge das Nachtheilige, wenn ihnen zuviel Nachsicht und Gunst erwiesen wird, daß sie nach und nach eine höchst schädliche Verwechselung und Umstellung des Begriffs von Kunstvermögen, Kunstleistung und Kunst für's Allgemeine vorbereiten und zuletzt bestimmt einführen. Sie begründen es nämlich, daß der Begriff: Kunst, mit allen den übrigen zu ihm gehörigen Begriffen, an etwas Abgeleitetes geknüpft wird, das sich wohl allenfalls fortpflanzen, übertragen, nach und nach ausbil-

den, und weiter verbreiten, besonders aber durch Raisonnement und dadurch bewirkte Einsicht vollkommen befassen, und unter die Idee, als etwas durchgreifend über allem stehendes Gesetzliche, bringen lasse. So entsteht denn nun die Aesthetik, wie sie überhaupt auf einem solchen Bedürfnisse ruht, und unternimmt es, jenen Wahn wissenschaftlich zu begründen, durch Lehre, Theorie, zuletzt eine völlige, als absolut sich bezeichnende Kunstphilosophie; statt die Kunst und Poesie und alles, was sie erfordert, ursprünglich auf sich selbst beruhen zu lassen, und es einzig von der Gunst des Geschicks und dem Willen der Natur abhängig zu machen, ob sie von Zeiten zu Zeiten — etwa in Jahrhunderten und drüber — ein großes, entschiedenes, unzweifelhaftes Talent hervorgehen lassen wolle, welches den Kern alles innern Menschlichen, wie alles äußern Vorhandenen, auf seine poetische und künstlerische Weise einmal aufgreift, zur Anschauung bringt, und ob so in einer Zeit die Kunst und Poesie in einem einzelnen Individuum vollständig zur Wirklichkeit gelange. Denn alle Kunst und Poesie eignet nur dem Künstler und Dichter, der das Kunstwerk, oder Gedicht hervorzubringen im Stande ist und alle übrigen Nichtkünstler und

Nichtdichter sind auf eine ziemlich unbestimmte Nachwirkung, eine unzuberechnende Aneignung beschränkt. Daher ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander ohngefähr das eines vollkommen sittlichen Individuums ist, was sich nicht eben Rechenschaft über das giebt, was es solle, weil es das unaufhaltsam thut, was der Sittlichkeit gemäß ist, und dann eines eben so entschieden unsittlichen Individuums, welches aufs deutlichste sich bewußt ist, was es solle, dabey jedoch dem völligen Unvermögen unterliegt, dieses Sollen zu üben, und nun um so mehr zum Wissen, zum Bewußtseyn getrieben wird, je weniger es vermag.

Ich bediene mich der Worte Goethe's aus dem dritten Heft über Kunst und Alterthum, um das, was hier eigentlich gemeint ist, bestimmter zu bezeichnen:

„Wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden

Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.“

Hieraus mag man den Irrthum einsehen lernen, woher es kommt, daß Kunst und Poesie, sobald sie erscheinen, als etwas Allgemeines behandelt werden und die Täuschung erregen, inwiefern der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale von ihnen gleichfalls durchgearbeitet wird, daß sie etwas Gemeinsames seyen. Sodann aber läßt sich auch hieraus begreifen, wie es kommt, daß eine Unzahl von Dichtern durch eine, zwey und drey Productionen, oder auch ein überschwänglich bändereiches Wesen poetischer Phraseologie dennoch für den Moment im Stande sind, auf das Publicum, die Masse, einen Effect hervorzubringen, wie dieß bey den außerordentlichsten und größten Talenten kaum der Fall ist. Und so bezeichneten sich hiermit zwey Hauptquellen, welche gewisse Epochen hindurch Kunst und Poesie als etwas durchaus einem allgemeinen Kreise Zuständiges, Angehöriges und aus ihm Hervorgehendes erscheinen lassen, da in ihnen doch nur selbst von Natur die höchste Isolirung sich ausspricht, die dieses Besondere wählte, weil sie das Allgemeine schon

nicht mehr zu behaupten im Stande ist, oder es doch bald aufgeben wird müssen.

Man soll von dem Verkehrten eigentlich nicht sagen, daß es verkehrt sey. Denn, wenn es schon bedeutend ist, und, trotz seiner entschiedenen Falschheit, sich Gunst erworben hat, so unternimmt man ein Unmögliches, seine Blöße darzustellen und es zu widerlegen; ja, man macht es viel bedeutender, und es mehrt sich das Uebel, jemehr man sich angelegen seyn läßt, über ein entschiedenes Nichts etwas zu sagen.

So thut es denn nicht Noth, weder Dichter, noch Critiker namhaft zu machen, auf welche jenes Goethe'sche Wort paßt. Wenn aber Goethe absichtlich und vorsätzlich über manches, was in seiner eigensten Region in unsern Tagen vorfällt und vorgefallen ist, ein Wort zu reden Bedenken trägt, oder nur indirect und im Allgemeinen, ohne Jemand zu verletzen, darauf hindeutet, so darf man sich nicht wundern. Denn jenes kecke Jünglingswort, das er seinem Herakles einst in den Mund gelegt: „Und versteht sich, ein rechter Mann giebt sich nie mit geringern ab, nur mit seines Gleichen, auch größern wohl," wird er in der Vollendung der Jahre wohl so schön zu vollenden gewußt

haben, daß daraus mehr, als ein bloß kluges, verständiges, nach außen friedfertiges, und darum bloß Verneinung und Anfeindung zu vermeiden suchendes Benehmen entstanden ist, vielmehr eine Art höherer sittlicher Nöthigung zu solcher Enthaltsamkeit ihn hinleitet und sie gebietet, weil die Vollendung der Kunst, die Ersteigung der höchsten Stufe als Mensch und Dichter unmittelbar damit zusammenhängt.

K. den 1sten July 1818.

Ergänzungen.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Irrthum, daß wir durch Verstand und Einsicht ergänzen zu können glauben, was uns die Natur an wirklichen Anlagen versagt hat. Befindet sich der gebildete Mensch eigentlich stets in dem Falle, mit Gegenständen sich zu beschäftigen, die über seine Natur hinausgehen, so wird er immer einem Ziele zustreben, wodurch er das Unmögliche, Unwahrscheinliche wirklich und möglich zu machen sucht. Und hierin liegt eben so sehr das Erfreuliche, als Nachtheilige aller Bildung. Denn worin besteht der Unterschied des gebildeten Menschen von dem ungebildeten, als daß ersterer ei-

nen bedeutenden Kreis noch da zu übersehen im Stande ist, wo jener in seiner ihm möglichen Fähigkeit abgeschlossen und begränzt ist? Nun entspringen freylich die reinsten und dauerbarsten Wirkungen der Welt und Natur, die sich auf eine wirkliche Fähigkeit und Anlage stützen; jene Wirkungen dagegen, die sich auf ein bloßes Wissen und Bewußtseyn gründen, haben nur einen einzigen Moment, in dem sie ihre Gültigkeit behaupten können. Sie sind kaum zum andern Male zu wiederhohlen, ohne sodann nicht als Falsches sich darzustellen. Und so finden wir denn, daß alle gebildeten Epochen mehr, oder weniger sich einer schnellen Auflösung nähern, und daß die Menschheit, um sich vor dem Falschen zu retten und zu bewahren, einem Zustande der Nichtbildung wieder sich überliefern muß, wo sie den Vortheil aufgiebt, Gegenstände zu behandeln, die sie nur durch Einsicht und Verstand mit ihrer Natur in Verbindung bringen kann.

Ich halte dafür, Lessings poetisches Talent erstreckte sich ursprünglich nicht über das Gleichniß, die Fabel, die Parabel. Hiermit will ich aussprechen, daß es in Lessing's Berufe gar nicht lag, für Poesie in jedem höhern, ja eigentlichen Sinne etwas zu thun, wie er doch hat

thun mögen, sondern daß seine eigentliche Bestimmung war, das verdorbene, erhärtete, erstarrte theologische Element seiner Zeit zum Leben, zum Fluß zu bringen und dergestalt auf eine glückliche Weise das höhere religiöse Interesse zwischen dem engherzigen Dogmatismus und einem kecken, gränzenlos ausschweifenden, zügellosen Naturalismus für Wort, Lehre, Ueberlieferung durchzuführen. Gehörte hierzu, daß diese höhern Gegenstände auf eine unmittelbare Weise an das allgemeine Leben angeschlossen würden, durch ein heiteres, leicht faßliches, fortschreitendes Element, frey von allen abstrusen Absonderungen und einseitigen Stocknissen: so ist nicht zu läugnen, daß jenes Talent zur Allegorie, zur Fabel, zur Parabel ein sehr wirksames Rüstzeug hierfür war. Denn eigentlich ist ja dieß das ursprüngliche Element der Christlichen ächten Ueberlieferung selbst, während jene dogmatische Ueberlieferung, als eine abgeleitete, auf gewisse Begriffe, gewisse fixe Ideen zurückgeführte, mehr, oder weniger schon als eine einseitige, beschränkte und unwahre anzusehen ist. Und ohnstreitig hat das Christenthum nur durch sie jenen seltsamen Character gewonnen, daß es, als eine das Leben hemmende, seine Entwickelung aufhaltende Er-

scheinung angesehen worden ist, während es doch nichts so zur Absicht hat, als das Leben auf diejenigen Hauptpuncte zurückzuführen, von welchen aus die einzigfreye und reine Entwickelung desselben in einem ungeheuren Conflicte mit einer gränzenlosen Außensphäre und den verwickelten Verhältnissen derselben möglich ist.

Lessing selbst hat wohl ziemlich spät gefühlt, was eigentlich seine Bestimmung gewesen, indem er sich am Schlusse seiner Laufbahn auf Theologie entschieden warf, und seinem ästhetischen Interesse dieselbe Richtung gab. Der Nathan, die Erziehung des Menschengeschlechts, die Fragmente über Religion, der theologische Nachlaß beziehen sich alle auf einen solchen Kreis. Aber Lessing war schon zu erbittert, seine Kraft, sein Wesen zu sehr zersplittert und gelähmt an den frühern poetischen Bestrebungen, bey denen er sich doch unaufhörlich bekennen mußte, daß er etwas ihm wenig Zustehendes und Geziemendes unternehme, um nun noch anders, als unerfreulich, drückend, ja unwahr und falsch auf diesem ursprünglichen Felde wirken zu können. Denn dieß ist das Nachtheilige aller falschen Bestrebungen, daß sie uns zuletzt sogar dasjenige unmöglich machen,

wozu reine Tendenzen unserer Natur uns allein auffordern und was sie uns als möglich und erlaubt anbieten. Und so leitete denn Lessing denselben Irrthum für ein anderes Gebiet, nämlich für Kunst und Poesie, ein, den er in der sittlichen Region zu haben berufen war.

Diese Anmaßung aber, durch Kraft und Einsicht der Abstraction, des Verstandes, der Bildung auf einem versagten Felde wirken zu wollen, wird um so einleuchtender, wenn wir bedenken, daß die Natur gleichzeitig eines der größten Talente hervorgehen ließ, welches dasjenige, woran Lessing theoretisch und experimentirend sich vergeblich versucht hatte, späterhin verwirklichte und zwar auf eine Weise verwirklichte, wovon auch nur den Begriff der Möglichkeit davon aufzustellen Lessings ganze Ansicht nicht einmal hinreichte. Und so würde uns denn Lessing die sicherste Gewähr für jene oben bezeichnete Gefahr des Individuums liefern, welches sich durch eine gewisse Einsicht, Ansicht, Wahrnehmung, durch ein bis zu einem gewissen Grade vollkommenes Wissen, um so mehr in ein Falsches und Verkehrtes zu verlieren droht, je weniger der Gegenstand selbst, auf den es sich Kraft dieses Wissens wirft, ein solcher ist, der durch Einsicht und Erkenntniß al-

lein entsteht, und von Natur auf der Maxime eines bloßen Wissens und Erkennens seinem ganzen Seyn nach beruht.

Wie mächtig hat gleichwohl Lessing sein Zeitalter und die Nachkommenschaft nicht aufgeregt! Denn würden wohl seine Nachfolger in der Kunstcritik und Theologie, wie die Gebrüder Schlegel und Fried. Schleiermacher, ohne ihn das geworden seyn, was sie geworden sind? und jene späterhin ebenso den Versuch fortgesetzt haben, durch Critik, ohne eigentliches wahres productives Talent, Poesie und Kunst unter uns zeitigen zu wollen, wie dieser den Begriff einer geschichtlichen Behandlung der Religion und des Christenthums der vorbereitenden und einleitenden Anregungen in der Erziehung des Menschengeschlechts, dem Nathan u. s. w. allein verdankt?

Die unfähigsten, beschränktesten Naturen dogmatisiren am liebsten, und werfen sich sofort auf ein solches Verfahren. Daher es in der Kunst, in der Wissenschaft, wie im Leben und Sittlichem das sicherste Zeichen des Verfalls und der Abnahme ist, wo die dogmatische Behand-

lung überhandnimmt, und hervortritt. Solche Zeiträume sind daher in der Geschichte als lahme, halbe Epochen stets zu umgehen. Schon didactisch zu seyn erfordert eine große Selbstbeschränkung, die ohne ein gewisses Selbstbehagen und eine bedeutende Zuversicht zu sich nicht leicht möglich ist. Daher wir denn wahrhaft productive, fortschreitende Naturen stets einen Abscheu, eine Abneigung vor allem Dogmatischen, ja vor allem Didactischen haben sehen. Und doch sucht derjenige, der didactisch verfährt, in reiner Folge, ein gewahrtes, erkanntes Ganze, ohne darin abschließen zu wollen, nur zu überliefern und zu weiterer Nutzung und Mehrung brauchbar zu machen, während der Dogmatiker diesen Kreis despotisch als das allein Mögliche und Wahrzunehmende uns aufdringen möchte, und sogleich ein Gesetz daraus herleitet, das alles umfaßt. Wenn zum Didactischen heitere, ruhige, klare, einer mäßigen Bewegung und Erregung fähige Naturen die geschicktesten, bequemsten sind, so gehören zum Dogmatischen allemal starre, düstere, unbewegbare Charactere. Bey beyden aber können wir uns hieraus das Halten an gewissen Formen und Formeln, das Einherschreiten in einer gewissen, gemessenen Bahn, das Ceremoniöse

und Umständliche, ja Feyerliche der ganzen Behandlung leicht erklären, während die wahrhaft productive Natur aller dieser Umständlichkeiten und Hülfsmittel nicht bedarf, da sie bey ihrer unermeßlichen Schnellkraft von jedem Puncte aus zum Ganzen vorzudringen im Stande ist. — Daher denn Universitäten, Academien und Schulen, als Institute, die einen herkömmlichen Kreis des Wissens zu behandeln zur vorzüglichen Aufgabe haben, um das Ueberlieferte zu erhalten, zum Gebrauch stets bereit zu machen, eine eigne Einrichtung sowohl von innen, als außen besitzen, die oft, wenn der Kreis des Wissens von einer productiven Natur nicht wieder einmal belebt und umgestaltet wird, zu einer gänzlichen Erstarrung und Leblosigkeit führt, woraus zuletzt eine dumpfe Gährung entspringt, die, statt zu beleben und zu bewegen, zu einer seltsamen Anarchie alles Wißbaren, und einer entschiedenen Unsicherheit in den Wissensanlagen selbst führt. Hiervon gewährt uns die ganze Cultur und Richtung seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie sie sich besonders in diesen Bezirken offenbarte, und einzelne Erscheinungen zuletzt herbeygeführt, den entschiedenen Anblick.

Man kann eigentlich behaupten, daß überall da, wo nicht ein reiner Kreis des Wissens Statt findet, d. h. also da, wo die Production von Natur ausgeschlossen ist, es kein einzelnes abgesondertes Erkennen geben kann, sondern Erkennen, Vollbringen immer Hand in Hand gehen müssen. Wo daher das Erkennen hier sich einzeln hervordrängt, herrscht allemal eine Unordnung, ein Mangel, eine Auflösung. So ist die Aesthetik, als Kunstwissenschaft, das sicherste Zeichen einer vorherrschenden Kunstunfähigkeit, wie alle Philosophie, in sofern sie unternimmt, die Wahrheit und Wirklichkeit der höchsten Angelegenheiten des Menschen auszusprechen, zu lehren, zu bestimmen, zur Anschauung zu bringen, der Beweis ist, daß die ursprüngliche Wirksamkeit und Wahrheit von allem diesen beym Menschen aufgehört, den Philosophirenden nicht ausgenommen. Daher können die Sokrates und Platon nur dem Worte, dem Begriffe, der Idee nach hochgestellt werden, während sie der That, der Wirklichkeit, der Unmittelbarkeit nach in einem sehr kläglichen Zustande sich befinden, so daß eine unverwüstete, ursprüngliche Menschennatur mit Abscheu von ih-

nen und ihrem Verfahren sich stets abwenden wird.

Um das durchaus lebendige, freye und heitere Element der theologischen Region zu bezeichnen, das, wie ich behaupte, Lessing seinen Zeitgenossen für Wort, Ueberlieferung flüssig und beweglich zu machen eigentlich nur begabt war, will ich hier derjenigen beyden einzigen symbolischen Handlungen, die das Christenthum festgestellt hat, gedenken, da es sonst alles Symbolische verwirft und verneint, und durchaus auf Wahrheit, Wirklichkeit und ein Seyn des ganzen Menschen mit ganzer Seele und allen Kräften des Leibes und Geistes gegründet ist. Denn, war eigentlich die Religion in aller Welt zu etwas Symbolischem herabgesunken, im Orient unter den Juden durch jenes starre Buchstabengesetzliche, in Griechenland und Rom durch die Idee und die an sie geknüpfte Speculation, so wollte der Urheber des Christenthums einer symbolischen Behandlung, in die sein Werk herabgezerrt hätte werden können, dadurch selbst zuvorkommen, daß er zwey Symbole fixirte, in deren Natur der ganze fortschreitende Kreis, das Lebendige,

Wirksame, Gegenwärtige, Unmittelbare sich darstellte, was er beabsichtigte, dergestalt, daß selbst im Zeichen, im Abbilde noch die menschliche Natur an das ursprüngliche Element erinnert würde, in welchem sie einzig dem Sinne und Willen der Gottheit nach sich wahrhaft gebärden und gedeihen kann.

Denn Wasser, Wein und Brot, sind das nicht die lebendigen Zeichen eines wahrhaft Existirenden? die Elemente, die alles aufnehmen, an sich tragen muß, was da bestehen will? — Nimmt nicht unsere höchste Erkenntniß über Bildung organischer Natur einen Act der Entzweyung des Wassers als den Uract alles Entstehenden wahr? Welche schicklichere Wahl konnte es nun wohl geben, um den Anfang einer geistigen höhern Wiedergeburt des Menschen durch ein Symbol auszudrücken, als die Wahl gerade dieses Elements, in welchem sich die Uranfänge alles dessen, was da zunächst physisch entsteht, bereits manifestiren? Denn

Da, wo das Wasser sich entzweyt,
Wird zuerst Lebendiges befreyt.

Doch wir dürfen zu einer höhern geistigen Deutung fortschreiten, die dieses Symbol ge-

währt, indem wir uns anderer Worte unsers Dichters bedienen, um die vielfache reiche Beziehung dieses Symbols auszudrücken:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es.

Und welche Auslegung man diesem Symbole geben mag, das den Uranfang des neuen Christlichen Lebens eben so bezeichnen soll, wie das andere Symbol in Wein und Brot das Zeichen des wirklich Lebenden, Gedeihenden, Wachsenden, sich Nährenden, Aufgesprossenen ist. Denn wie alle Anfänge zwar einen heitern, angenehmen Eindruck gewähren, doch auch zweifelhaft und unsicher, schwankend und ungewiß sind, so darf auch hier die weitere Ausführung und Bedeutung nicht zurückgewiesen werden:

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Wir wollen Niemanden diese Vorstellungs-art aufdringen, noch als zu der einzig richtigen ihn herausfordern. Genug, wenn es uns nur gelingt, faßlich und anschaulich zu machen, welch eine, Geist und Sinn von einem Untersten bis zu einem Höchsten aufregende Region sich hier darbietet, wo das Wesen des Christenthums in den Elementen seiner symbolischen Ueberlieferung uns bloß dargeboten ist; und wie ein solches an den höhern, lebendigeren Ausdruck reichendes Talent in Wort und Sprache, wie es Lessing besaß, für diese sittliche Region am Platze war, ohne daß die eigentliche Region der Poesie, welche ein ganz anderes Gebiet befaßt, hiermit im mindesten berührt, durchstreift und angeregt werden sollte.

Es ist durch die neuere ästhetische Schule vorzüglich eingeführt worden, Poesie, Kunst und Religion als eins anzusehen. In wiefern Lessing durch eine ungehörige Mißdeutung solcher Anlagen seiner Natur, welche den eigentlich poetischen zunächst stehen, als der erste angesehen werden kann, der zu dieser Vermischung Anlaß gegeben, so ist es wohl schicklich, hier Einiges

kürzlich dagegen zu bemerken, und zwar besonders deßhalb, damit das, was bisher über eine freyere, lebendigere Behandlung in der theologischen Region durch Lessing gesagt worden, nicht gegen den Sinn des Verfassers auf ein ästhetisches Interesse bezogen werde.

Das Ahnungs-, Schauer- und Dämmerungsvolle sind Elemente, deren sich die neuere Poesie und Kunst zu vorzüglicher Wirkung bedienen kann. Aber daß man diese dunkeln, auf ein Fernes, Unbestimmtes, Gränzenloses weisenden Anregungen in das Gebiet der Religion hineinziehen hat mögen, ist das Unglücklichste von allem, was die neuere Zeit versucht hat. Denn schon der Begriff der Allgegenwart und Liebe Gottes weist auf etwas ganz anderes hin, und steht hiermit in völligem Widerspruch. Jene religiöse Poesie also der Neuern, die, wie zum Beyspiel Novalis, in der Darstellung des Göttlichen, Himmlischen, als eines Fernen, Unermeßlichen, Dunkeln, Geheimniß-, Ahnungsvollen sich gefallen mögen, hat sich in der That ganz falsch erlaubt, Wirkungen, welche eigentlich bloß der Natur und der Richtung des Menschen gegen sie angehören, wenn er sie als ein zweytes, abgesondertes Daseyende außer ihm selbst

und ihre Einflüsse auf ihn zu gewahren beginnt, auf das Göttliche, Himmlische überzutragen. Denn dieses erfüllt den Menschen nie mit den Empfindungen eines Fernen, Dunkeln, Unbegränzten, Schwankenden, sondern bewirkt allemal Nähe, Deutlichkeit, Gegenwart, Licht, Milde, Klarheit, Gewißheit.

Dieß wird um so entscheidender, wenn wir durchzuführen im Stande sind, daß auch jene Altdeutschen Kirchen, als Denkmale der Verehrung Gottes, diese Verehrung Gottes nicht in seiner unmittelbaren Anwesenheit auszudrücken zur Absicht haben, sondern durch jenes Riesenhafte, Ungeheuerliche, Ahnungsvolle seine Nähe nur heranleiten, auf sie weisen wollten. Die älteste Kunst also unserer Nation, würde uns schon auf eine Scheidung künstlerischer Effecte von jenen Wirkungen der Religion hinführen, und wir würden aus ihr jene widernatürliche, unrechtmäßige Confusion poetischer, künstlerischer Anlässe mit religiösen nachweisen können, welche durch die moderne ästhetische Schule unter uns eingeführt worden.

Jene Meister und Künstler, darf man sagen, wollten in der That einen wirklichen Gegensatz hervorrufen, und bedienten sich der Kunst

und ihrer Mittel, um auf eine künstliche Weise ein Fremdes, Seltsames hervorzubringen, das den Effect im Kleinen darstellen sollte, den das Gewahrwerden der unendlichen Welt und Natur im Großen macht. Diese Wirkung sollte aber zuletzt das nämliche Ziel erreichen, wozu alles Anschauen und Gewahrwerden der Welt und Natur als eines Ueberschwänglichen, Unermeßlichen, Unendlichen, ja Ungeheuern endlich hinführt.

Nämlich alle Naturwirkungen machen, was Größe, Umfang betrifft, einen ungemeinern Eindruck auf den Menschen, als dasjenige, was ihn sittlich zu erregen vermag. Der Mensch wird geneigt, im Moment ihnen sogar einen Vorzug vor jenem Mächtigen und innerlich Würdigen, das ihn bisher zusammenhielt, zuzuschreiben. Und doch übertreffen jene sittlichen Wirkungen an innerm Gehalt um eben soviel den ungeheuern Effect jener Naturwirkungen, als Gott größer, als die Natur ist, wiewohl diese eine scheinbare Größe aufstellt, die sie selbst zu etwas Göttlichem und Gottähnlichem zu machen scheint.

Nun, behaupte ich, lag es im Sinne jener Künstler, diesen Gegensatz eines ungeheuren Unermeßlichen als Kunsteffect jenem Sittlichen,

scheinbar Geringeren, woran der Mensch gewiesen ist, so gegenüberzustellen, daß jenes Ungeheure hieran doch zuletzt sich verlöre, sich auflöste, gewissermaßen verdampfte, zerschmölze, indem es gezwungen würde, ein Gleichniß von Maaß, Vertheilung, Ordnung, Schicklichem von ihm anzunehmen. Die Absicht also jener Künstler ging dahin, die Unscheinbarkeit jener sittlichen Wirksamkeit menschlicher Natur und derjenigen Offenbarungen Gottes, die sich hierin hervorthun, über jedes von außen her als eine unendliche Größe sich Ankündigende zu erheben, und so die Gewißheit durchzusetzen, daß der Mensch keine Vergleichung mit irgend etwas zu scheuen habe, es zeige sich in welcher Ungemeinheit und Bedeutung es wolle, wenn er dem Wahren seiner Art und Natur nur treu bleibt, das seinem Scheine nach als ein bey weitem Unbedeutenderes, Kleineres sich immerhin darstellen mag.

Nun ist aber gewiß, wie nichts so sehr mit den Absichten dieser Kunst im Widerspruch steht, als bey jenem ahnungsvollen, unermeßlichen, scheinbar unendlichen Element derselben stehen zu bleiben, und ihre Wirksamkeit von hier auszusprechen, ohne die gerade das Gegentheil beabsichtigende Auflösung, welche sie diesem Elemente

zu geben sucht, mit zu erwähnen, welche darauf geht, aus dem Fernen ein Nahes, aus dem Undeutlichen ein Faßliches, dem Verwickelten ein Einfaches, dem Ungeheuren ein Gemäßigtes, kurz dem Unwahrscheinlichen, Unmöglichen ein Wahrscheinliches, Wirkliches, Mögliches zu bewirken.

Es könnte Niemand den Neuern des Tags einen größern Dienst erweisen, als wer ihnen die bestimmte Scheidung von Religion, Kunst und Poesie nachweisen wollte. Da würde sich denn ergeben, daß die Kunst allemal ein von der Religion abführendes Gebiet behandelt, doch so, daß durch die gegebene Behandlung immer eine Rückwirkung auf das Ursprüngliche erfolgt. Die ächte Kunst steckt daher ihr Gränzgebiet nur bis an das der Religion ab, und hat niemals mehr, als eine Vorhalle derselben, nicht aber mit ihr eines und dasselbe zu seyn verlangt — wie es die Anhänger des Heinrich von Ofterdingen, der Hymnen an die Nacht, und der wunderlichen philosophischen, ethischen und ästhetischen Fragmente desselben Verfassers verkünden, lehren und glauben.

Es ist gewiß, die Gefühle jugendlicher Menschen, wie ungebildeter Völker, nehmen leicht die Richtung gegen das Unendliche. Daher wir uns über den Kampf mit dem Ungeheuren, den die altdeutsche Baukunst zu bestehen sich aufgefordert fand, nicht verwundern dürfen. Denn der als ein volles, gesundes Ganze sich gewahrende Mensch weiß sich dieses Gefühl nicht anders vollständig auszudrücken, als so, daß er den Kampf mit dem Unmöglichen eingeht. Ruhe nun dieses Gefühl zugleich auf einem wahrhaft sittlichen Sinne, wird es von ihm geleitet, gezügelt, zusammengehalten, so müssen die schönsten, erfreulichsten Wirkungen hervorgehen. Und so ist auch dieser Zauber ganz bey jener Kunst, die eigentlich durch den Gegenstand ihrer Wahl, durch das Unförmliche, Ungeheuerliche, das sie umfaßt, über die menschliche Sphäre hinaus sich zu verlieren droht.

Alle Kunst geht eigentlich aus einem Kampf des Menschen mit der Natur hervor, die er sich gegenüber gewahrt und die er sich unterwürfig machen mag, indem er ihr Element zwingt, seinen rohen Naturcharakter aufzugeben und menschliche Form, menschliches Maaß und menschliche Ordnung anzunehmen. Je gewaltiger die Be-

rührung ist, je gewaltiger, kühner ist auch die Kunst, die hieraus entspringt. So läßt sich denn auch jener eigenthümliche Charakter der Altdeutschen Kunst begreifen, die eben deßhalb von der Griechischen eine so verschiedene ist und eine ganz andere Wendung genommen hat, weil bey dieser die Berührung des Menschlichen und Natürlichen auf einem sehr gelinden Wege vor sich ging, und die Natur als Gegensatz gegen den Menschen weniger wahrgenommen wurde.

Daher denn auch der sittliche Bezug, der die Altdeutsche Kunst so sehr auszeichnet, ihr fehlt. Denn überall, wo der Mensch sich von außen stark berührt fühlt, wird er sogleich zu einer scharfen Sonderung seines Grundwesens und der ihn umgebenden Weltgegenstände veranlaßt und es entspringt sogleich eine Opposition, ein Conflict, indem der Mensch das Außen sich als feindlich gegenüberstellt, es durch eine ungeheure Kluft von sich getrennt erblickt. Daher denn der Neuere von vorn herein nicht leicht die Richtung gegen die Natur ohne eine starke Apprehension des Bösen annimmt, und spät und langsam zu einer entgegengesetzten Behandlung übergeht; wie dieß die Vorstellung von einem Teufel, das Gewahrwerden desselben und seines

Wirkens bey allen neu beobachteten und entdeckten Naturwirkungen im Mittelalter so offenbar darthut.

Weil nun bey den Südländern die Berührung mit der Natur ein geringerer Conflict ist, der auch mehr auf der Oberfläche derselben vorgeht, als in ihre innere, abgewendete, geheime, verborgene Wirksamkeit eindringt, so finden wir auch die Vorstellung von einem Teufel unter ihnen nicht, so wie ihre Kunst und Dichtung zwischen dem Gegensatz eines Bösen und Guten, Wahren und Falschen, Häßlichen und Schönen überhaupt bey weitem weniger sich bewegt, ja eigentlich diese Gegenüberstellung in der Entzweyung und als solche nicht kennt. Daher denn der Deutsche, weil er nicht leicht in jener Kunst und Poesie diesen Kampf ausgedruckt sieht, den er zu bestehen mit Leib und Seele stets sich aufgefordert findet, leicht geneigt wird, Griechen, Römern und Italienern eine Gleichgültigkeit hierin vorzuwerfen, und sie zu beschuldigen, in einem heitern, reinen, glatten, ebenen sinnlichen Wesen ganz untergegangen zu seyn.

Ueberhaupt wird nicht genug bedacht, daß der ganze antike Kunst= und Dichtkreis von Natur aus andern Elementen zusammengesetzt ist, als der neuere, und daß zugleich diese Elemente dort eine andere Folge und Ordnung, als hier haben.

Um hiervon nur das Allgemeinste zu bemerken, so baut sich die antike Kunst und Dichtung bey weitem mehr aus solchen Elementen auf, die nicht bloß ein verwandtschaftliches, ähnliches Verhältniß zum Ganzen haben, sondern unter sich selbst schon zusammenstimmen, während die neuere Kunst und Dichtung fast durchaus im Einzelnen unähnliche, disparate Elemente nicht sowohl unter sich überein, als zu einem Ganzen zusammenstimmend machen mag. Die antike Kunst und Dichtung sucht also ein Ganzes zu erbauen aus Gleichem, die moderne aus Ungleichem.

Von Natur ist beydes möglich, und zugleich recht und wahr, aber den Wirkungen nach geht durchaus ein Grundverschiedenes hervor. Denn, wenn jener Kunst= und Dichtkreis, der vom Gleichen ausgeht, auf seinem höchsten Gipfel das Schöne zum Vorschein bringen wird, so wird der andere, der aus ungleichen Elementen sich er-

haut, höchstens zu einer Milderung des Häßlichen sich erheben können. Und so ist denn die Dichtung von Nord und Süd auf eine ungeheure Weise getrennt.

Der Neuere, der Deutsche gewahrt eigentlich das Schöne nie, und selbst im Antiken sieht er nur das gemilderte Häßliche für das Schöne an, so wie der Südländer in dem Schönsten, was der Nordländer hervorbringen kann, stets nur ein schattiges, dämmerndes, abstractes, empfundenes geisterhaftes Schöne erblicken wird.

Dieß darf nicht parador gefunden werden, weil es der Allmacht der Natur offenbar gelingen mag, sowohl aus Aehnlichem, als Unähnlichem ein Ganzes hervorzurufen, das eben auch ein Vollkommenes, Vollendetes zu seyn vermag, wenn es auch der Erscheinung nach verschieden ist, und bey dem einen ein Schönes bewirkt wird, bey dem andern ein Häßliches.

Und so wußte die Natur das Schöne sowohl, als das Häßliches zur Grundbasis, zur Urmaxime einer doppelten Kunst und Dichtung zu machen, die gleich groß, bedeutend und eingreifend seyn sollte, freylich aber sich nicht austauschen und verwechseln läßt, ja überhaupt von beyden Seiten nur an eine gewisse Annäherung

zu denken erlaubt, die jedoch eine völlige Vereinigung ausschließt.

Alle Nordländer und mit ihnen die von ihnen mehr abstammenden Südländer haben demnach nur eine Aesthetik des *Häßlichen*, und Goethe, Shakspeare, der Nibelungen-Dichter, die altdeutschen Baukünstler, die Niederländischen Mahler befinden sich alle bloß auf höhern, oder niedern Stufen des Häßlichen; wie umgekehrt der Italiener der besten Zeit gegen alle Antiken auf einer höhern, oder geringern Stufe des Schönen in Kunst und Dichtung sich befinden.

Fassen wir den Irrthum der Neuern näher in's Auge, wodurch die Vermischung religiöser, künstlerischer und dichterischer Anlässe bey ihnen veranlaßt worden, so finden wir ihn darin, daß man die Kunst, so wie überhaupt auch die Wissenschaft, als etwas viel zu Allgemeines, den Menschen in seinen menschlichsten Beziehungen Berührendes angesehen hat. Und das ist doch keineswegs so sehr, und gerade in dem wesentlichen Sinne der Fall.

Freylich wirken Kunst und Wissenschaft gewöhnlich allgemein, sobald sie sich in ihrer Er-

genheit und Absonderung als ganz einzige Phänomene und Wirkungen darstellen, welche von der gewöhnlichen Anlage und Fähigkeit des Menschen kaum nachgeahmt und wiederhohlt werden können. Allein man bedenkt nicht, daß die Natur das Ungemeine wohl nur darum einmal hervorbrachte, um die gewöhnliche, genügende Anlage, sobald der Kreis des in ihr Möglichen und Liegenden durchgemacht ist, nicht zum Trivialen ganz herabsinken zu lassen.

Sogleich nämlich entspringt der Irrthum, sobald Kunst und Wissenschaft die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, als wären sie einer allgemeinen Behandlung fähig und wir sehen eine Unzahl von Individuen sich mit beyden beschäftigen, und Kunst und Wissenschaft sind es, woran Jedermann theilnehmen zu müssen glaubt.

Indem aber Alle diese sich zum Besten haben, sich an dem Unmöglichen versuchen und dadurch die Kunst und Wissenschaft selbst gemein und trivial machen, erreicht die Natur ihren Zweck, die gewöhnliche allgemeine Anlage des Menschen wieder zu adeln und daran, als an das der Menschheit Gemäße, Rechte, Passende auf so lange zu verweisen, als Schuld, oder

Leichtsinn des Geschlechts es nicht nothwendig machen, das Herkömmliche, Gemäße, Gewohnte abermals bey Seite zu lehnen.

Hierauf beruht das Fallen und Steigen aller Litteratur, Kunst und Wissenschaft in der Menschheit, und wir sehen in der Geschichte den unaufhörlichen Wechsel des Ungemeinen mit dem Gemeinen, je nachdem das eine, oder das andere den ihm von Natur aufgedrückten ursprünglichen Charakter zu behaupten im Stande ist, oder ihn zu verlassen sich gezwungen sieht.

Wie sich die Kunst aus der Technik und dem gemeinen Handgriff entwickelt, so die Wissenschaft aus dem Wissen und der einzelnen Beobachtung.

Technik und Wissen gehören ursprünglich beyde dem Bedürfniß des Menschen an. Es wird durch sie bis zu einem feinsten und höchsten Gipfel hinaufgesteigert. Aber da die Natur den Menschen doch nicht für das Bedürfniß und seine Veredlung geschaffen hat, so entwickelt sie zugleich aus demselben Element etwas Höheres,

was sogleich über alles Bedürfniß hinausgeht und, indem es sich im Gegensatz, in einer vollkommenen Unabhängigkeit davon befindet, indem es ein An=sich darstellt, erinnert die Natur den Menschen auf diese Weise: wie jede, auch die geringste seiner Kräfte mehr einen Zweck für sich habe, jedes Daseyende mehr um seinetwillen selbst vorhanden und geschaffen sey, als dazu, daß es zu einem bloßen Mittel diene, die Existenz des Menschen lediglich zu fördern, und ihn und seine Art über alles emporzuheben. Und wie demnach die Wissenschaft auf ihrem reinsten Gipfel ein Wahres und Gutes darstellt, das zuletzt außer aller Berührung mit dem Menschen sich befindet, und als ein Unermeßliches, Unerreichbares sich ihm entzieht, so zeigt die Kunst das nächste Außen, als sinnliche Erscheinung, auf einem ähnlichen Gipfel, der, indem er durch seine Schönheit, seine Ungemeinheit, seine Vollendung und Großheit den Geist entzückt, diesen lehrt, das Sinnenelement, die Sinnensphäre für etwas mehr, als ein bloß gefälliges, gemeines, niedriges Wesen anzusprechen, worüber er sich nur herrschend zu erheben habe.

Geben wir auf die Bemühungen der Lessing und aller ihnen ähnlichen Naturen Acht, so können wir wahrnehmen, daß ihr Verfahren allemal etwas erst von außen bey ihnen Angeregtes sey, etwas Traditionelles, Ueberliefertes, Angewöhntes, dergestalt, daß, ohne ein äußeres Beyspiel und Muster, sie aus innerm Anlaß nie das hervorgebracht haben würden, worin sie sich hinterher so eifrig erwiesen.

Wenn zum Beyspiel Goethe ein Dichter geworden wäre, möchte es nun schon einen Homer, Shakspeare, Hans Sachs, Klopstock, Wieland vor ihm gegeben haben, oder nicht, wenn es nur eine Deutsche Sprache gab, so wäre wohl dagegen Lessing nie ein Critiker geworden, wenn es nicht einen Corneille, Racine, Shakspeare, Euripides, Sophokles, Aeschylus gegeben hätte. Ja, ich behaupte sogar, wenn Shakspeare auch nur ein Corneille und Racine und desgleichen alle Alten es gewesen wären, es würde Lessing nicht eingefallen seyn, an der Vollkommenheit der Franzosen zu zweifeln.

Dieß ist der ungeheure Unterschied zwischen Sinn und Talent. Wenn man den Sinn nur die Hälfte, den Theil eines Talents nennen kann, so erklärt sich auch, wie er allemal bloß auf die Refle-

xion beschränkt sey, während das Talent mit der vollsten Production überall da eintritt, wo sich der Sinn mit der Reflexion einer ihm gegebenen Anregung zu begnügen hat. Hat man das Auge ein ruhendes Licht genannt, so kann man sagen, verhält sich der Sinn zum Talent, wie das empfängliche Auge zur bildenden, schaffenden Gewalt des Naturlichts, welches allemal mit seinen Schöpfungen vorhergehen muß, wenn das Auge zu einer Thätigkeit, zu seiner Nachwirkung gelangen soll. Das Talent ruft demnach den Sinn allemal hervor, wie das Licht das Auge erst möglich macht. Nicht das Talent kann sich am Sinne bilden, wohl aber gelangt der Sinn durch das Talent einzig zu seiner Ausbildung und zu jedem höhern Daseyn.

Nun kann man sich aber hiernach überzeugen, wie abgeschmackt es zum Beyspiel sey, wenn Critik und Aesthetik Künstlern und Dichtern es zum Vorwurf macht, daß diese nicht zu reflectiren verstünden. In der That heißt das nicht viel weniger, als das Geringere, Schlechtere von dem Künstler statt des Höhern fordern, was er besitzt. Denn Reflexion der Production gegenüber, ist allemal ja nur etwa das Procent

eines Capitals und es heißt demnach jene Anforderung so viel, als: die Künstler und Dichter sollen den Genuß, den unbedingten Gebrauch, das volle Eigenthumsrecht und den Besitz an einem Capital gegen die wenigen abwürfigen Interessen aufgeben, die der Critiker und Aesthetiker aus jenem reichen Capital des Künstlers für sich herauszubringen gewohnt ist.

Diese Anforderung kann ganz und gar lächerlich erscheinen, und sie ist allein im Stande, das Armselige aller Critik und Aesthetik auf eine belustigende Weise herauszusetzen. Allein wir haben Ursache, ernster gestimmt zu werden, wenn wir bedenken, daß in jener Anforderung des reflectirenden Menschen in der That das Gefühl und Anerkenntniß des Unzureichenden seiner Art ausgesprochen ist, was zu heben er nur das falsche Mittel ergreift, indem er verlangt, der Künstler und Dichter solle zu ihm sich herablassen, da zu jenem heraufzusteigen ihm unmöglich ist.

Denn, wenn ein Schwacher und Starker zusammenkommen, so wird der Erstere, wenn er nicht den Muth und die Energie hat den Stärkern freywillig anzuerkennen, es allemal gegen diesen als eine natürliche Forderung aufstellen

und zu begründen suchen, jener solle eher seine Stärke aufgeben, weil ihm dieß allemal möglicher sey, als Ersterem sich zum Gegentheil zu erheben. Und so, sehen wir, fordert der Arme allemal vom Reichen, er solle nicht reich seyn, und der Unausgezeichnete wird es stets billiger finden vom Ausgezeichneten, wenn dieser ihm zu Gunsten seine Auszeichnung niederlegen will, als wenn er darauf besteht, der Unausgezeichnete solle sich zu gleicher Würde des Werthes und der Auszeichnung erheben. Diese democratische Gesinnung muß auch in der Kunst und Dichtung und kurz in aller Production überhaupt entstehen, sobald die der Production Unfähigen ihre Beschränkung nicht eingestehen, sondern auf irgend eine Weise in dem ihnen Versagten einen gleichen, allgemeinen Zustand herbeyführen wollen. Und so werden Critik und Production im steten Kampfe liegen; Erstere, als schwächere, wird stets ihre Schwäche der letzteren aufprägen wollen, und so wird der gebildete, künstliche, reflectirende, bloß reproducirende Mensch jeden, der sich dieses Weges begiebt, und eine freyere, kühnere Behandlung wählt, als einen Widersacher, als einen in Mangel Befangenen darzustellen suchen. Wir werden von dieser Ohnmacht der

Critik im Folgenden noch einige Beyspiele aufzustellen Gelegenheit haben.

Es ist von neuerer Critik häufig (unter andern auch von A. W. von Schlegel) als ein Mangel an Goethe bemerkt worden, daß er zwar unendlich viel dramatisches, aber kein theatralisches Talent besitze. Diese Bemerkung, wenn sie auf Einsicht und einem wirklichen Grunde beruhete, müßte in der That als bedeutend anerkannt werden. Gewöhnlich aber sprechen sie unsere Critiker nur als einen Mangel, als eine Rüge aus. Und so zeigt sich hierin bloß jene Sucht, womit Critiker so gern an einem Autor ein Makel rügen, um dadurch das Ansehen zu gewinnen, daß der Autor ihnen eigentlich noch etwas zu verdanken habe, was ihm ohne Beyhülfe der Critik als Zeichen der Vollendung und Vollständigkeit durchaus abgehen würde.

Wie nun aber? wenn Gott und die Natur, damit Goethe der erste Dichter der Deutschen werden könnte, gerade es für gut und recht befunden hätten, ihm kein theatralisches, sondern ein rein dramatisches Talent allein zu verleihen? Und wenn sie ferner für gut befunden hätten,

da der Deutsche Parnaß ohnedieß mit mehrern Regionen und Gipfeln und Stufen verschiedener Art ausgestattet seyn sollte, Schillern gerade das vermißte theatralische Talent, und fast bloß dieses, zu verleihen, und zwar, damit an dieser theatralischen Poesie Schillers, als einer Vorstufe und Vorschule von Poesie, der Deutsche nach und nach an den Mängeln und der Beschränktheit dieser Poesie sich gewöhnte, die höhere, reinere und vollkommnere Poesie Goethe's, welche ihm zugleich früher gegeben worden, aufzusuchen, um zuletzt an ihr alleiniges Gefallen, als an dem Wahren und Rechten, zu finden? — Man erlaube uns hier einmal, in der Poesie durchzuführen, was Lessing in der Erziehung des Menschengeschlechts für die sittliche Region durchzuführen gedachte, indem er für die höchste Sittlichkeit des Menschen und der mit ihr sich entwickelnden theologischen Einsicht ganz falsch jenen Stufengang als ursprüngliche Natur- und Weltmaxime annahm, der doch nur in Kunst und Wissenschaft, Poesie und Cultur allein zu beobachten ist. Und auch hier hat die Natur nicht selten das Höchste gleich an den Anfang gestellt, wie bey der Genese der neuern Deutschen Poesie in dem Vor-

gange Goethe's und der Nachfolge Schillers es sich hinreichend manifestirt.

Und so möge hiermit ein doppelter Irrthum berichtigt seyn, besonders da unsere neuern Theologen, zumal die sogenannten geschichtlichen, eben nicht die Fähigkeit gezeigt haben, sich von dem Lessing'schen Irrthum loszureißen, sondern vielmehr diesen Irrthum als eine Vernunft- und höchste Naturmaxime aufs eifrigste auszubilden haben. Wie denn kein einziger unter ihnen einen originellen, ursprünglichen Sinn zu entwickeln im Stande gewesen, sondern alles Transposition und Umbildung, selbst bey den als geistreichst Angesehenen, ist.

Ueber den Unterschied des Theatralischen und Dramatischen aber mehr und Näheres zu sagen, findet sich wohl noch im Verlaufe dieser Arbeit eine Gelegenheit. Doch ist das Beygebrachte hinreichend, auf die Hauptsache zu führen; und wem es nicht genügt, dem werden wohl mehr Worte die Sache auch nicht verdeutlichen.

August Wilhelm von Schlegel findet Voltaires Aeußerung, daß Shakspeare's Hamlet das

Werk eines besoffenen Wilden sey, unverzeihlich. Was indessen dieser Critiker über Goethe's Faust sagt, ist, wenn auch nicht den Worten, doch dem Sinn nach, fast eben so schlimm und überbietet vielleicht noch, weil es als ein besonnenes Urtheil ausgesprochen worden, alles Barbarische und Wilde des Franzosen.

Es heißt in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur:

„Der jugendlichen Epoche gehört sein früh entworfener, aber erst spät erschienener Faust an, der auch in seiner neuesten Gestalt immer noch ein Bruchstück ist, und in dessen Natur es vielleicht lag, immer ein Bruchstück bleiben zu müssen. Es ist schwer zu sagen, ob man mehr zu der Höhe hinanstaunt, die der Dichter oft darin erschwingt, oder mehr an den Tiefen schwindelt, die sich vor unsern Blicken aufthun. — Viele Scenen sind stehende Schilderungen von Fausts innern Zuständen und Stimmungen, Entwickelungen seiner Gedanken über die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens und über das unbefriedigende Loos der Menschheit, in langen Monologen oder Gesprächen; andere Auftritte, wiewohl an sich äußerst geistreich und bedeutsam, haben den Schein der

Zufälligkeit für den Gang der Handlung; viele, sehr theatralisch gedachte sind nur flüchtig skizzirt: es sind rhapsodische Bruchstücke ohne Anfang und Schluß, worin uns der Dichter einen überraschenden Anblick gönnt, und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt, da in einem dramatischen Gedicht, welches auf der Bühne mit sich fortreißen soll, die einzelnen Theile nach dem Bilde des Ganzen gegliedert seyn müssen, so daß man sagen kann, jede Scene habe ihre Exposition, ihre Verwickelung und Auflösung. Einige Scenen, voll von der höchsten dramatischen Kraft und von zerreißendem Pathos, z. B. die Ermordung Valentins, und Gretchen und Faust im Kerker, beweisen, daß dem Dichter die populäre Wirkung auch zu Gebote stand, und daß er sie nur umfassenderen Absichten aufgeopfert hat. Er fordert oft die Einbildungskraft der Leser auf, ja er nöthigt sie, seinen fliehenden Gruppen zum Hintergrunde unermeßliche, bewegliche Gemählde zu geben, die keine theatralische Kunst vor Augen zu bringen vermag. Bey solcher Unfähigkeit zur äußern Darstellung ist dennoch aus dem seltsamen Werke erstaunlich viel für die dramatische Kunst sowohl in der Anlage, als Ausführung zu lernen.

In einem vermuthlich spät hinzugedichteten Prologe erklärt der Dichter, warum er, seinem Genius treu, sich nicht den Forderungen eines gemischten Haufens von Zuschauern fügen könne, und schreibt gewissermaßen dem Theater einen Scheidebrief.“

Man hat ein Sprichwort: wie der Mann, so sein Gott! Parodisch könnte man sagen: wie der Critiker, so seine Critik! In der That sollte man aus dieser Schlegelschen Darstellung schließen, den Faust habe irgend ein dichterischer Geck verfaßt, dem es gefallen, in einer übermüthigen Laune bloß zu zeigen, was er könnte, wenn er ernsthaft wollte, dem es aber nur beliebt, Einzelheiten, Enden, Anfänge, Vorderseiten, Erhabenes, Hohes, Tiefes, Närrisches und Abgeschmacktes willkürlich zusammen zu paaren, damit es „rhapsodische Bruchstückchen ohne Anfang und Schluß“ wären, „worin uns der Dichter einen überraschenden Anblick gönnt, und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt,“ so daß es „schwer zu sagen, ob man mehr zu der Höhe hinanstaunt, die der Dichter oft darin erschwingt, oder mehr an der Tiefe schwindelt, die sich vor unsern Blicken aufthut.“

Fürwahr! nichts ist an diesem confusen Durcheinander wirklich und ächt, als der Schwindel und die Tiefe — das Grab! — worin man wünschen muß, daß für alle Ewigkeit solches Albernè, Närrische, Ohnmächtige, Abgeschmackte, Falsche, Ungesunde, Untaugliche, Vernunftlose hinabgestürzt und versenkt bleibe! —

Wie? in Faust hätte nicht jede Scene ihren Anfang, Mitte und Ende, ihre Exposition, Verwickelung und Auflösung? und wäre nicht aus dem Geist des Ganzen hervorgegangen? Aber freylich es ist Geist! und dessen volle Offenbahrung vernimmt Niemand, als wer sie selber schon besitzt; dem Pöbel, dem Aftermenschen, wenn er etwas davon zu schauen beginnt, ist er nichts, als ein Gespenst, eine Halbheit, ein Bruchstück, eine Unvollkommenheit, Wahn, Trug, Thorheit, Gauckelspiel und Possenreißerei! — Doch wir haben Schlegeln für seine Critik zu danken; denn er hat uns mit ihr, freylich ohne es zu wissen und zu wollen, eine sehr gelungene Exposition des Blocksberg gegeben und aufs anschaulichste die Möglichkeit entwickelt, wie der Unsinn, der Irrthum, der Wahn die von Gott und Natur zur Vernunft geschaffene Seele des Menschen benebeln und ihr dasjenige, was nicht ist, als eine wirk-

Besonnenheit und völliger Nüchternheit geschautes Wirkliche vorgaukeln könne! — So ist also jene dampfende, verworrene Hexenküche, so sind die Nebelschleier des Brockens, die unreife Gestalten verhüllen, kein Trug und Dichters Erfindung allein! Da an dem blassen Schein des Dichters, seiner künstlichen, nicht wirklichen Magie schon die ganze neuere Critik sich benebelt und verhalbet hat, jener Halbhexe durchaus ähnlich, die von unten her ihr

Ich tripple seit so langer Zeit;
Wie sind die Andern schon so weit!
Ich hab zu Hause keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

hinauf wimmert und, jener Stimme gleich, umsonst sich quält:

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich steige schon dreihundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen;
Ich wäre gern bey Meinesgleichen.

Gewiß wird sich Schlegel durch seine Uebersetzungen Shakspeare's, Calderon's den Dank der Nachwelt erwerben. Aber seine Theorien, seine critischen Entscheidungen und übrigen die Production nachahmenden Arbeiten, werden als eben so viele und große Denkmahle jener traurigen Bildung und Cultur nur bestehen, durch welche

auf das unglücklichste die Individuen vom Schluß des 18ten Jahrhunderts an immer mehr getrieben wurden, das zu versuchen, wozu ihnen die Natur schlechthin die Anlage und Kraft versagt hatte.

Hoffentlich ist gegenwärtig diese Periode des Universalismus, wie man das wunderliche Bestreben, nach allen Seiten vorzudringen, nennen kann, zum größten Theil vorüber und wir werden unsern Nachbarn, den Franzosen, wenigstens nicht darin nachstehen, wenn ihr Naturalismus uns früher auf übele Weise fortgerissen, in dem Universalismus ein krampfhaftes, falsches Bestreben zu besitzen, dessen Anfang, Entwickelung und Schluß seiner vollen Ausbildung nach rein Deutschen und bloß Deutschen Ursprungs ist. Denn es ist wohl in neuerer Zeit Sitte geworden, wenn dem Deutschen irgend etwas Abgeschmacktes, Verkehrtes, Schlechtes, Unheilvolles und Uebeles begegnet, in sich die Quelle davon am wenigsten aufzusuchen. Demnach hielt man für ganz unmöglich, daß die Hauptursachen aller seiner größten Unfälle gerade in derjenigen verkehrten Sitte und Art gelegen haben könnten, die er nur geradezu als Tugenden den Sünden des Ausländers gegenüberzustellen gewagt, während doch jene Untugenden

ses Ausländers schwerlich Eingang und Kraft gefunden hätten, wenn eben diese gepriesenen deutschen Tugenden nicht die natürlichsten Bundesgenossen eben jener ausländischen Unarten gewesen wären. Freylich war es ein heimliches unsichtbares Bündniß, weil beide sich einander unähnlich sahen, oft beim Auftritt schwer mit einander haderten. Doch wenn die Montague's und Capulets sich beyde auch tödtlich hassen und beschuldigen, so weiß doch jeder aus seinem Shakspeare, daß, wenn die einen mit Recht schlimm zu nennen, die andern für nicht minder Böse, Verkehrte und Schälke zu halten sind.

Aesthetische Aphorismen.

Die Neigung und Sucht moderner Individuen, die kunstvolle und sogenannte künstlerische Behandlung da anwenden und gebrauchen zu wollen, wo sie der Natur der Sache nach nicht angebracht, unmöglich ist, fällt oft ganz ins Unverständige und beinahe Kindische.

So haben wir einen Commentar eines berühmten Theologen, der einen Neutestamentlichen Gegenstand betrifft, wo bedauert wird, daß dem Ganzen die künstlerische Vollendung nicht hätte gegeben werden können. Es ist derselbe Theologe, der von Einfalt und Naivetät oft einen verfehlten Gebrauch macht; Eigenschaften, die allerdings, weil sie die Schuldlosigkeit und Unverdorbenheit einer menschlichen Natur bezeugen, in ihrem reinen unverfälschten Hervortritt auch einem Theologen geziemen würden!

Die Vermischung sämmtlicher Redearten als der poetischen, rhetorischen, prosaischen, schildernden, darstellenden, erzählenden, erörternden, lehrenden ist vielleicht niemals in einer Litteratur größer gewesen, als gerade in unserer neuesten. Diese Vermischung der Redearten entspringt allemal, wenn eine Vermischung der verschiedenen Gegenstände selbst eintritt, und die jedem eigenthümliche Behandlung für gleichgültig genommen wird.

Unter den Griechen stellt die erste bedeutende, absichtliche, sogar als etwas Höheres betriebene Vermischung verschiedener Sprecharten Platon dar, dessen philosophischer Vortrag ein Amalgama von Poesie, Rhetorik und Didactik ist. Die Ausartung des Griechischen Sprachelements, die Verwechslung und Transposition der verschiedenen Arten der Rede, welche durch Platon das erste große Beyspiel gewinnt, läßt späterhin kein Product der Griechischen Litteratur mehr aufkommen, welches einen reinen Styl behauptete, und nicht vielmehr ganz und gar in dem sich bewegte, was man untergehende Manier nennen kann.

Denn außer dieser untergehenden Manier giebt es auch eine aufsteigende, die sol-

chen Schriftstellern eigen ist, die zwar die wahre Region, wo für sie Talent besitzen, nie verlassen, aber zu einem sichern, festen, geübten Gebrauch darin noch nicht gelangt sind. Für geschichtliche Meldung und Ueberlieferung kann in dieser Hinsicht unter den Griechen Herodot als Beyspiel aufgeführt werden; so wie unter den Neuern Goethe zum Belege angeführt werden kann, wenn er gesteht, daß er nach Abfassung des Werther und Goetz, bey einer jeden neuen Arbeit, doch immer wieder von vorn habe tasten müssen.

Dieses wäre die sich erhebende Art eines entschiedenen Talents, das sich zuletzt zum höchsten Gipfel steigert, auf dem es das, was man den Styl des Schriftstellers nennt, zuletzt gewährt.

Bey Goethe findet sich in Wilhelm Meisters Lehrjahren die höchste Vollendung der Sprache unter den in Prosa geschriebenen Werken. Bey den Wahlverwandtschaften zeigt sich schon ein Sinken, ein Zurücktreten der Sprache, obwohl die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks einen Umfang, eine Vermehrung gewonnen, die sich in den spätesten Arbeiten Goethe's nicht etwa verläugnet, sondern vielmehr zunimmt. Mir wenigstens scheint es, als sey der Sprachkreis im

Meister ein weit engerer, genauer bestimmter, als derjenige, welchem die Selbstbekenntnisse angehören.

Von den nicht in Prosa geschriebenen Werken scheinen mir der Faust und die kleineren Gedichte das Vollendetste in Beziehung auf Sprache und die einmal gewählte Region darzulegen, wiewohl man den Styl des Faust mit demjenigen der Lehrjahre Wilhelm Meisters nicht vergleichen kann. Ich möchte diesen den obern Styl nennen, wenn ich jenen den untern nennen mag. Dort herrscht mehr Höhe, Reinheit, Licht; hier mehr Tiefe, Klarheit, Durchsichtigkeit.

Und ich möchte beydes gemäß finden; denn dort hat ein Gemeines, Bekanntes, zum Theil Verkanntes in seinem vollen Werthe hervorgehoben und beleuchtet, hier ein Allgemeines, seiner Natur nach Höchstes, Bedeutendes in gedämpftem Lichte faßlich und sichtbar gemacht werden sollen. Und so ist der tiefere niedrigere Ton für dieses letztere im Faust eben so gewählt worden, wie für jenes andere in Wilhelms Lehrjahren der höhere.

Denn was man Talent in Sprache, Ton, Marmor, Farbe, Licht zu nennen hat, ist bedingt

lich ein Vermögen der Form, worin sich im Kleinen ein Gleichartiges, Verwandtes des großen Naturkreises derjenigen Region zeigt, für welche das Talent geschaffen ist, und in der es darzustellen unternimmt. Das Talent ist eigentlich ein Mittel, von der Natur hervorgebracht, um für eine gewisse Oberfläche den Geist und das Wesen der Weltgegenstände zu bannen, den die Natur auf einer Oberfläche und in solcher selten, oder nie erscheinen läßt und hervorbringt.

Man sieht hieraus, wie jede Kunstform von der Naturform durch eine ungeheure Kluft geschieden und wie wahr jenes Wort ist, daß auch die gefühlteste Kunstform immer etwas Unwahres habe. Demnach kann man sagen, jedes Talent stellt etwas dar, was man eigentlich nicht sieht, und was, so wie es dargestellt ist, in Wirklichkeit nirgends wahrgenommen wird, was aber dennoch dem Geist, dem Wesen der allgemeinen Wirklichkeit, wie sie die Natur auf andern Wegen bezielt, gleich und nächst kommt. Das Talent also ist ein Zauberstab für den Sinn, den äußern und innern, wodurch für diesen ergänzt, enthüllt wird, was ihm eigentlich sonst nicht erscheint, und wodurch er überrascht wird, das Unwahrnehmbare wahrzunehmen.

Hat man dieß einmal gefaßt, so läßt sich wohl einsehen, warum die Natur das Talent so selten hervorgehen läßt. Nämlich, ihr ist um Wirklichkeit, Wesen selbst, nicht bloß den Schein einer höhern Wirklichkeit und des Wesens zu thun. Wenn sie daher das Talent nur von Zeiten zu Zeiten wählt, um auf eine gewisse Oberfläche ihr bedeutendes, allgemeines Wirken, das in der Breite ihrer Erscheinung verschwindet und den Ausdruck des Unansehnlichen, Gleichgültigen leicht gewinnt, faßlich, klar und bedeutend erscheinen und hervorgehen zu lassen, so sieht man, daß der eigentliche Vorzug und Werth des Talents in Beziehung auf die dem Menschen im Allgemeinen zugestandene Anlage nicht in einem Vorzuge wesentlicher menschlicher Eigenschaften besteht, sondern bloß in der Darstellung dieses menschlichen Wesens in einem Kreise, der für die Mittheilung, für den Ausdruck, die Veräußerung, einen größern Umfang, eine entschiednere Stufe erreicht hat. Denn da der Mensch angewiesen ist, seine menschlichen Vorzüge nicht bloß für sich einsam und in Abgeschiedenheit, sondern in Verbindung im Wirken und Bezuge auf mehrere Seinesgleichen zu hegen, so ist das Talent das Mittel, diese Mittheilung zu befördern, zu

erleichtern, zu beleben, zu steigern und einen Vereinigungspunct auf die höchste Weise hierin, für die auf die Dauer doch immer wieder zu einer Absonderung, zu einer Gleichgültigkeit zurückfallenden Individuen zu bilden.

Kehren wir zum Styl des Faust und Meister zurück, in wiefern in der Wahl beyder ein zum Gegenstande Verhältnißmäßiges sich hervorthut, so hat man wohl schon bemerkt, daß der Meister eigentlich nur durch seine vollkommene reine Sprache und den gebildeten edlen Styl das Interesse errege, und hierin eigentlich poetisch sey, während der Inhalt beynahe der wirklichen Poesie angehöre. In der That aber hat man mit dieser Bemerkung nur das ganze Wesen der Poesie bezeichnet. Nämlich der Zauber derjenigen Form, wodurch der Dichter die gemeine Form, welche auf den Dingen gewöhnlich ruht, verdrängt, und nur ihren reinen, tiefer liegenden Gehalt beibehält, ist es, worin sich die Kraft der Dichtung zeigt. Wo es daher dem Dichterindividuum gelingt, die gemeine Naturform wegzustreifen und nur den Gehalt des Gegenstandes übrig zu lassen, mit dem es dann seine höhere Kunstform verbindet, da wird es an dem in seiner natürlichen Form gleichgültigsten, ja geringsten

Gegenstande stets jene Täuschung hervorzubringen vermögen, daß uns das Bekannte, Gewohnte als ein Ungemeines, Neues und Höheres erscheint, wie dies beym Meister unter andern so deutlich der Fall ist.

Freylich aber, wenn diese Wirkung nur dadurch erreicht wird, daß das Dichterindividuum seine Kunstform an die Stelle der Naturform zu setzen unternimmt, ohne mit der gleichgültigen Naturform auch zugleich den edlern Gehalt des Gegenstandes wegzustoßen, so muß das Gegentheil hervorgehen, so bald das Talent die gleichgültige unansehnliche Oberfläche der Dinge als Gehalt und Stoff selbst zu behandeln, und bloß zu veredeln sich bemüht; ein Irrthum, wie ihn das große Talent wohl oft zu begehen vermag! Dann wird zwar immer etwas Außerordentliches entstehen, aber man wird auch immer gewahren, daß das Dichterindividuum nicht die Täuschung einer höhern Wirklichkeit uns zu geben versucht, sondern nur das Gemeine als edel behandelt hat.

Alles dieß nun, was wir bisher über die Form zu sagen uns bemühten, kann hinreichend beweisen, daß die Form des Dichters nichts Willkürliches sey. Auch daß nicht jede Form, jeder

Art von Gegenständen, die der Dichter behandeln will, gemäß sey, ist schon hierdurch ausgedrückt. Wir berühren, außer dem Angeführten, noch einige Fälle. So zum Beyspiel, ist die theatralische Behandlung nur bei einer bestimmten Klasse von Gegenständen, Personen, Handlungen und Gesinnungen möglich. — Es werden lauter solche seyn, die von Natur nach außen hin den Schein einer Größe behaupten, welche zu ihrem innern Gehalt nicht ganz in Verhältniß steht. Die dramatische Behandlung dagegen wird allen solchen Gegenständen gemäß seyn, deren innerer Gehalt größer ist, als die Erscheinung, in der sie sich geben, vermuthen läßt. Da dieß die allerhöchsten Gegenstände sind, so wird ein Dichter, welcher auf ihre Region vorzüglich in seiner Poesie gewiesen ist, das Dramatische vor allem Theatralischen zunächst durchführen; wie jener andere Dichter, welcher Gegenstände zu behandeln hat, die von Natur nicht so hoch stehen, auf der theatralischen Wirkung bestehen wird müssen, um seine Gegenstände hinreichend herauszusetzen zu können.

Ganz in derselben Art bewährt sich dieser Unterschied der Form schon am Faust und Meister. Denn, wenn z. B. Goethe die höhere, edlere

Behandlung des Meister verhältnißmäßig im Faust hätte durchführen wollen, so würde er gewiß seinen Gegenstand verdüstert, verdämmert und seines Lichtes beraubt haben; während derselbe durch die scheinbar geringere, niedrige Form und den tiefern Ton erst Nähe und Deutlichkeit gewinnt, und nun um so mehr ergreift, weil das Erhabene durchs Gewöhnliche, ja sogar Niedrige durchgeführt und behauptet ist.

Man kann behaupten, wenn die Dichter und Schriftsteller der ersten Epoche der neuern Deutschen Litteratur sich alle, in Beziehung auf Sprache und Wahl des Ausdrucks, in einem aufsteigenden Verhältniß befinden, so sind die Dichter und Schriftsteller des zweiten darauf folgenden Zeitraums, welches der noch gegenwärtig dauernde ist, sämmtlich in einem größern, oder mindern Absteigen begriffen. Klopstock, Wieland, Herder, Lessing, Goethe behaupten alle den ungemeinen Vortheil, sich ihre Sprachregion, die Form und den gemäßen Ausdruck der zu behandelnden Gegenstände selbst geschaffen und erbaut zu haben. Dahingegen jene Dichter und Schriftsteller, wie Schlegel, Tieck, Novalis, Fouqué, Schleiermacher schon in einem herkömmlichen, überlieferten, fixirten Element sich bewegen, und es

haben anwenden müssen, wie sie es schon vorgefunden. Abänderungen, Modificationen, Umbildungen des Vorgefundenen sind daher das Bedeutendste, was diesen Talenten möglich und vergönnt gewesen; und so behauptet denn auch ihre Sprache mehr die Eigenschaften einer geübten Technik und Eleganz, einer künstlichen Zierlichkeit und Annehmlichkeit, als jenen leichten, klaren, heitern Fluß der Quellen eines unaufhörlich frisch hervorströmenden Lebens. Hiermit ist jene Vermischung und die mit ihr verbundene Manier, worauf bereits oben hingedeutet wurde, zugestanden, vermöge welcher diese Talente mehr zu einem Anempfinden, Nachempfinden geschickt sind, als einem ächten neuen Hervorbringen. Wie denn die Bereicherung durch fremde Originale, das Hereinziehen entfernter, entlegener, zum Theil vergangener und abgestorbener Denk- und Empfindungsweisen in die Gegenwart und das bestehende Leben, welche durch diese Talente vorzüglich bewirkt worden, ihre geringe Selbständigkeit, Ursprünglichkeit und Kraft darthut.

Sogar diejenigen unter ihnen, welche noch am meisten productiv sind, haben sogleich von Nachahmung, Nachbildung und einer äußern Anregung begonnen. Nehmen wir in die-

sem Sinne Franz Sternbalds Wanderungen von Tieck, so sind in diesem, den Lehrjahren Wilhelm Meisters in Beziehung auf Inhalt und die Richtung, daß Künstlerleben das vollkommenste, ja einzige Leben sey, ganz falsch und mit Mißverständniß nachgebildeten Romane solche Seiten aus Wilhelm Meisters Lehrjahren verarbeitet worden, welche die Einbildungskraft und ein gewisses sinnliches Gefühl vorzüglich anregen. Gleich dasjenige Hauptmittel, wodurch das Interesse der ganzen Production gespannt, ihr Leben und Anregung gegeben werden soll, — das Erblicken und Verschwinden der schönen Unbekannten, ist ganz dem Kommen und Verschwinden der schönen Amazone nachgearbeitet. Aber was läßt Goethe noch folgen auf diese Scene, die für die Einbildungskraft von so vielem Werthe, nicht mehr bloße Einbildung, sondern eine hohe, reine, vollendete Wirklichkeit ist! Wie ist jene, die Phantasie so angenehm anregende Scene benutzt, um darzustellen, daß angenehme Spiel der Einbildungskraft werde von der Natur nur eingeleitet, um aus der Ferne dem Menschen das Wünschenswerthe als ein Mögliches vorerst zu zeigen, das er als wirklich in höherm Grade endlich gewinnen, finden kann und

soll, wenn er Muth und Ueberwindung genug hat, die Anstrengung, die Aufopferungen und den Ernst nicht zu scheuen, der allein zu den Gipfeln alles Vollkommenen und Höchsten führt. Tiecks Roman endet ganz stumpf mit dem bloßen Finden der schönen Unbekannten.

Philine ist in Wilhelm Meisters Lehrjahren von Anfang bis zu Ende in einer gewissen zierlichen Sinnlichkeit gehalten, die sich getreu bleibt, und in ihren Bereich nicht leicht Gegenstände hereinzieht, die nicht ursprünglich sinnlicher Natur sind. Der Dichter läßt sie ganz in diesem Element walten; und selbst die kleine Bestrafung, die er ihr zuletzt zugedenkt, ist nicht aus der sittlichen Region genommen, sondern eine sinnliche, indem er diese zierliche Sünderin an die so sehr gefürchtete, verachtete, verhaßte Wackelfalte bringt. Mit diesem kleinen Zuge schildert er das Bedenkliche dieser Region treffender, als wenn er eine volle moralische Büßung Statt finden lassen hätte wollen. Denn was muß das für ein menschliches Wesen seyn, für dessen Bestrafung schon eine Wackelfalte das höchste Maaß ist? Was darf und muß wohl erst das Gleichniß und Maaß ihrer höchsten Tugend seyn!

Dagegen soll uns in Franz Sternbald anfangs ein frommes reines Gemüth gezeigt werden, allein ohne daß dieser gemüthliche Charakter behauptet und durchgeführt würde; denn es tritt zuletzt ein ganz seicht, ja gemein sinnliches Wesen ein, das, weil es jenen gemüthlichen Character nicht etwa ausschließen und aufheben, sondern begleiten und nebenher gehen soll, Eckel erregt. Die Schauckel- und Badescenen sind in dieser Hinsicht ganz albern, lüstern, und wahrhaft widrig erfunden. Und so ist hier schon die volle Manier, die einen größern Effect hervorzubringen hofft, indem sie Richtungen combinirt, die von Natur stets getrennt sind.

Um wie viel anders ist doch Wilhelm in den Lehrjahren gehalten, den dieser Sternbald auf seine Weise ähnlich darstellen und wohl überbieten soll! Hier wird uns zu Anfange auch ein Jüngling gezeigt, der sich die erhabensten Gesinnungen und das Beste in Worten, Gedanken und Stimmung unaufhörlich vorführt. Aber während wir hiervon eingenommen und ganz bestochen werden, sorgt der Dichter geflissentlich, daß wir mit diesem Helden in Lagen und Verhältnisse versetzt werden, wo uns gar bedenklich zu Muthe wird; wir zweifeln und verzweifeln fast, und als wir

uns endlich doch am Ziel finden, ist es mehr Glück, als Verdienst und innere Würdigkeit, das uns zu demjenigen, was wir erreicht haben, doch noch hingebracht. Einen Begünstigten, nicht einen Würdigen, will uns der Dichter von Anfang bis zu Ende zeigen, und in diesem Sinne verhehlt er die Schwächen seines Helden nirgends, so daß ihm am Schlusse noch zugerufen wird: „Du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand." — „Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht," versetzte Wilhelm, „aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte."

Hat Tieck für seinen Franz Sternbald aus Wilhelm Meisters Lehrjahren vorzüglich solche Seiten gewählt, welche auf Einbildungskraft und eine frische, frohe, behagliche, auch kecke Sinnlichkeit gehen, aber durch Zusätze einer gemüthlichen Art, um nicht ganz als Nachahmer dazustehen, ein Ungeheuerliches, den reinern Sinn, das reinere Gefühl Verletzendes hervorgebracht: so hat Novalis in seinem Heinrich von Ofterdingen das ahnungsvolle, religiös-sittliche,

sinnlich auf eine Beschränkung, Bedrängung und Einengung hinweisende Element der Lehrjahre als vorzügliche Anregung benützt, um durch eine Steigerung, eine Verdoppelung darin einen noch seltsamern Effect hervorzubringen. So ist die wunderliche Richtung dieses Romans entstanden, alles höchste Wirkliche des Menschen und der Welt als bloßen Traum für die lebendig vorhandene Gegenwart zu schildern, und dagegen diese als das eigentliche Nichts und Nichtseyende darzustellen, wie folgende Reimzeilen, die aus dem Mährchen entlehnt sind, welches die Rückbildung alles Endlichen ins Unendliche und den zuletzt erfolgenden Eintritt des höhern Lebens auszusprechen bestimmt ist, beweisen können:

Nicht lange wird der schöne Fremde säumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebes-Glut zerrinnt.
Die kalte Nacht wird diese Stätte räumen,
Wenn Fabel erst das alte Recht gewinnt.
In Freyas Schooß wird sich die Welt entzünden,
Und jede Sehnsucht ihre Sehnsucht finden.

Noch seyd ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberey

Geht furchtbar in die Höhle
Und neckt die heil'ge Drey.

Schmerzhaft muß jenes Band zerreißen,
Was sich um's inn're Auge zieht,
Einmal das treuste Herz verwaisen,
Eh' es der trüben Welt entflieht.
Der Leib wird aufgelöst in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt von bangen Sehnen,
Das Herz als Asche niederfällt.

Es ist nicht zu verwundern, wenn bey krankhaften Gemüthern, denen eine zerstörte, aufgelöste Lage das Beste im Menschen freylich nur als ein aus der Ferne winkendes Gute erscheinen lassen mußte, dieser Roman so viel Beyfall fand; und man wird allerdings sogar zugeben müssen, daß diese ihrer Wirklichkeit freylich wohl nicht den Namen einer großen, werthen, würdigen Wirklichkeit beyzulegen Ursach hatten. Trüben sich jedoch auf diese Weise die Quellen gar sehr, aus welchen für jene Production aller Beyfall etwa fließen kann, so ist nicht zu läugnen, daß doch diese Poesie, die so gern allem Weltlichen gram zu seyn und im Himmlischen allein lebend erscheinen möchte, einer ganz abstrusen Sinnlich-

keit zuletzt nicht entgehen kann. Ich will nur aus den berühmten Hymnen an die Nacht an nachfolgende Stelle erinnern:

„Sie wissen es nicht, daß du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt, und zum Himmel den Schooß macht."

Und so wird man noch mehrere Stellen der Art finden können, wo Wollust, Trunkenheit, Taumel und anderes dergleichen auf eine stark erregte, bis zur vollkommenen Ohnmacht erhitzte Sinnlichkeit Hinweisende eine große Rolle in dieser himmlischen Poesie spielt und zwar gerade, um das himmlische Wesen selbst damit zu bezeichnen. Da denn auch hieraus sich begreifen läßt, warum ein gewisses Publicum diese Poesie und den in ihr ausgedrückten Glauben so hochzuschätzen und begierig zu ergreifen sich getrieben fand; denn ein Himmel, der seine Erde noch mit sich führt, ist wohl das Allereinleuchtendste und Faßlichste. Doch schelten wir nicht die blinde Menge, die rathlos immer das Rathlose begehen muß! Denn selbst Männer, die den Beruf als Lehrer des Volks, als Theologen nicht scheuten, haben wohl die Reinheit und Heiligkeit dieser Poesie anzuerkennen nicht verschmäht.

Wie anders ist doch Mignons Gesang gegen die vorhin angeführten Hardenbergschen Zeilen, die in eines Mädchens Schooß den Himmel bekennen:

Und jene himmlische Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

So wird es die reine Sehnsucht immer aussprechen, die, weil sie das Irdische, die Natur, nicht unverstellt behaupten kann, auch für immer sich ihrer entledigen, und geschlechtlos zum reinen Seyn an sich hinaufeilen möchte.

Das größte und bedeutendste Talent, das die Natur nach Goethe, und zwar so der Zeit, als dem Range nach, hervorgebracht hat, ist unstreitig Schiller. Das Bemerkenswerthe und Auszeichnende an diesem Talent ist die Neigung, dem Außerordentlichen, Ungemeinen, Bedeutenden auf irgend eine Weise sich zu nähern.

Leider war die ganze Zeitumgebung der Stimmung eines solchen Talents nicht günstig. Denn außerdem, daß das Gemeine die ganze

Zeit beherrschte, war wohl nichts Ungemeines in ihr. Somit erklären sich denn alle Vorzüge und Tugenden, wie alle Mängel Schillers. Denn seine ganze Poesie drückt eigentlich den Kampf des Ungemeinen mit dem Gemeinen aus, und zwar so, daß er letzteres gern veredelt hätte. Wie vergeblich, wie unthunlich das sey, wird jeder Einsichtige einzugestehen wissen. Und so offenbart denn schon das erste Product, die Räuber, diese Tugenden und das Mangelhafte, welches den Dichter sein Lebenlang verfolgte. Denn in diesen Räubern sehen wir jenen Trieb nach dem Außerordentlichen gleich auf die unglücklichste Weise befriedigt, indem der Dichter ein an sich durchaus Verwerfliches und Abgeschmacktes höher zu behandeln unternahm.

Aber alle übrigen spätesten Arbeiten sind von diesem Fehler nicht frey. Es sey der Tell, Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau, immer kehrt derselbe Mißgriff, nur in anderer Gestalt, wieder! Ich will hier über die Stuart in diesem Sinne Einiges bemerken.

Um die Wirksamkeit der Religion, des Heiligen darzustellen, konnte der Dichter wohl kein unglücklicheres Individuum, als die Stuart, ergreifen, die er uns zuerst noch recht geflissentlich

als die schöne, reizende Sünderin vorführt, die sich das Ungeheure selbst früher erlaubte, und deren körperliche Vorzüge er uns noch recht empfinden läßt, und sogar vorrechnet, bis er uns zu dem Puncte führt, wo das schöne Haupt vom schönen Körper sich lösen, und die freye Seele, die wir vorher ebenfalls einsegnen und befreyen sehen, dem Heiligen für immer vermählt wird.

Weil aber die ganze Bekehrung und Umwandlung der Sünderin bloß in äußern Acten, durch das eintretende Ceremoniel einer kirchlichen Handlung vorgeht und der Dichter vorher sich bemüht, das schwache, reizbare, rasch zu entflammende Weib noch bis zum letzten Moment in den Handlungen, Gefühlen, Träumen und Wünschen ihrer irdischen Hoheit uns vorzuführen: so wird das Ganze zu einer Posse, und der Dichter macht uns verdrießlich, daß er uns zutraut, wir könnten etwas wahrscheinlich finden, was nach allem Vorhergehenden durchaus unmöglich ist. Wollte er uns aber damit darstellen, wie der entschiedene Weltmensch, selbst in der größten Bedrängung, sich zuletzt dessen nicht entschlagen könne, was den Menschen allein emporzutragen vermag, daß er jedoch dann die

Schaale für den Kern ergreife und mit ihr sich befriedige, so könnte zwar gegen eine solche Absicht nichts eingewandt werden; immer aber würde der Dichter in der gesammten Behandlung und Ausführung seiner Stuart nicht genug gethan haben, um uns in dem Scheine den bloßen Schein empfinden zu lassen. Und so wird der Beschauende, der Lesende immer in den erst angegebenen Irrthum verfallen.

Die Stuart, als ein unheilvolles Weib, das diese Wirkungen mit schönen körperlichen Eigenschaften verband, läßt sich wohl mit der Helena der Griechen in eine Vergleichung bringen. Homer zeigt uns in diesem Weibe gleichfalls das Ueberragen einer sinnlich = geistigen Eigenschaft, die es selbst und die ganze mit ihr lebende Menschheit dem Verderben nahe führt. Wie schön Helena gewesen seyn müsse, beweist jener Zug, daß die berathenden Greise auf der Troischen Mauer, bey deren Herannahen die sie gar wohl als die Urheberin der schrecklichen Zwietracht kannten, ganz hingerissen und zu einer Ansicht umgestimmt werden, die sie gewiß, wenn sie dem Zustande der Besonnenheit wiedergegeben sind, verwerfen. Wie weiß nicht Homer durch diesen Zug das Vergehen des Paris zu mildern, indem

jene greisenhaften Alten selbst von der Entführten jünglingshaft = unbesonnen erregt werden! Aber dennoch läßt der antike Dichter uns die ungeheure, unheilvolle Wirkung, welche eine so schöne Kraft durch ihr losgerissenes, einzelnes überwältigendes Hervortreten hervorbringt, auch nicht einen Augenblick im geringsten verborgen bleiben; denn Troja, die heiligen Mauern Ilions stürzen nieder, und ein großes, berühmtes Reich, eine blühende Stadt, ein edles Königsgeschlecht, das durch Glieder seiner Familie dem Olymp selbst verwandt ist, geht unter. Und welch Bewußtseyn trägt nun Helena, das schönste Weib, das Kraft dieser einen Eigenschaft Griechenland in Nord und Süd, West und Ost zu entzweyen, zu erregen vermochte, so daß um ihrentwillen das Größte unternommen, gelitten, ausgeführt wurde, was Menschen bis dahin konnten, in ihrem Busen für alles dieses? Ist es nicht das Bewußtseyn ihrer vollen Unwürdigkeit und Niedrigkeit, bey aller Macht und Herrschaft dieser Wirkung? Kann sie sich zuletzt anders, als eine Hündin nennen?

So nur glaubte der edle Grieche das schöne weibliche Ungethüm einigermaßen achtungswerth aus unsern Augen entlassen zu können. Aber

der moderne, wetteifernde, überbietende Dichter will uns die Sünderin, die Buhlerin auf einmal zur Heiligen umwandeln, ohne daß er mehr, als sehr willkürlich jene Mittel dazu anwendete, in deren ursprünglicher Natur es gar nicht liegt, daß man das Heilige, Reine nach einer bloßen Grille an die Stelle des Gemeinen und Unreinen setze. Gewiß hat Homer, als Dichter, für seine Helena nicht weniger empfunden, als Schiller für die schöne Stuart fühlen konnte. Aber das Ungewöhnliche wollte und durfte er nicht thun, so lange die kühnste, freyeste, verwegenste Kraft des Dichters immer noch an die heilige Ordnung der Natur gebunden ist, und so in Wahrheit und Wirklichkeit, wie in Dichtung, nicht über, sondern unter ihr steht.

Man hat in neuerer Zeit in Beziehung auf Goethes Faust eine Rettung des letztern lebhaft verlangt. Hier hat Goethe einer ähnlichen Gewaltsamkeit, einem ähnlichen Unmöglichen nachgeben, und eine verwandte Machtvollkommenheit üben sollen, wie sie Schiller für ein mitleidiges, die Gränzen zwischen Wahrem und Falschem eben nicht sehr unterscheidendes Publicum übte. Allein nicht zu gedenken, daß ja dieser Goethesche Faust, als eine dichterische, bloß ein-

genommene Persönlichkeit, welche ja kein lebendes Individuum darstellt, wirklich auf ernste Absolution nicht Anspruch zu machen hat, so soll ja der ächte Dichter überhaupt den Irrthum nicht entwickeln und darstellen, damit er Verzeihung finde; sondern er thut das Hinreichende, wenn er ihn als das Ungeheure darstellt, wozu der Mensch nach und nach gelangen könne, und er setzt hierbey voraus, daß die Lesenden, seine Arbeit Betrachtenden keinesweges in einem ähnlichen, gleichen, sondern ganz ungleichen Falle seyen, dergestalt, daß sie durch seine Schilderung in die vollste Befreyung gesetzt werden, um positiv in der Region des Guten und Wahren immer weiter fortzuschreiten, woran sie der Dichter nur heranbringen will, worein er sie aber nicht einführen kann. Es ist eine ganz verkehrte Anforderung an die Kunst, wie an die Dichtung, daß sie Wirkungen hervorbringen sollen, wozu einem jeden nur die eigene Sittlichkeit, der eigene gute Wille verhelfen kann. Das Ungereimte dieser Forderung muß um so mehr einleuchten, wenn wir bedenken, daß Kunst und Poesie nur auf einer Oberfläche wirken, nur für den Schein und im Sinne dessen, was erscheinen kann. Nun ist aber das Sittliche in seiner Voll-

kommenheit gar nicht für den Schein und die Erscheinung da, sondern für Seyn und Wirklichkeit. Der ächte Künstler und Dichter wird sich daher hüten, das Sittliche selbst zum Gegenstande seiner Darstellungen zu machen, weil er weiß, daß das Sittliche, wenn es nicht selbst zum Schein werden soll, ohnmöglich auf solchen Wegen durchgeführt werden kann. Es ist ja überhaupt hierfür gar nicht vorhanden. Haben selbst aber Dichter, wie Calderon und Dante, das Sittliche und das mit ihm verbundene Religiöse zum Stoff ihrer Dichtungen gemacht, so bezielten sie doch nicht eine sittliche Wirkung, sondern immer nur eine poetische an einem sittlichen und religiösen Stoff. Das Sittliche und Religiöse war ihnen ein Anlaß, nicht Gegenstand der Poesie selbst; denn sonst müßte Poesie und Religion bey ihnen ganz gleich und ein und dasselbe seyn. Dann aber müßte auch ihre Poesie noch die Natur, das Weltall und Gott selbst seyn. Dieß ist aber alles ganz ungereimt und unsinnig.

Um jedoch hierüber alles zu sagen, was sich in der Kürze sagen läßt, so gehört der Dichter mit seinem Bestreben, Leisten und Wissen gar nicht der Sittlichkeit an, sondern der Natur. Alles aber, was der Mensch natürlich in der reinen, äch-

ten Weise thut, schließt nicht etwa das Sittliche aus, noch steht es im Widerspruch mit ihm, sondern es ist nur eine andere Richtung und Seite menschlicher Natur, die neben dem Sittlichen hergeht und so weit und so lange hergeht, als weder die Gesetze des Wahren, noch Falschen dieser Region selbst, oder des Sittlichen vermischt und vermengt werden. Der natürliche Mensch ist an ein bloßes Können, Mögen, Dürfen gewiesen. So weit er hierin keine Beschränkung, keinen Widerstand, der das Unmögliche wirkt, findet, ist er ungebunden und frey. Wir sehen in diesem Sinne, daß selbst die Natur in der Hervorbringung der verschiedenen menschlichen Individuen sogar keine Gränze kennt; indem sie fast jedes dieser Individuen anders auftreten läßt, und dem einen als wirklich und zuständig verleiht, was dem andern schlechthin unerreichbar ist. Auf gleiche Weise zeigen die verschiedenen Zeitalter einen verschiedenen Charakter, und das eine offenbart Eigenschaften, Fähigkeiten, die in einem frühern ungeahnet waren. Alles dieß ist nun im Sittlichen ganz anders: hier gilt kein Dürfen und Können und Wollen, sondern ein Sollen, welches eine bestimmte Gränze festhält, wo das Wollen, Können und Dürfen aufhören soll, ohne zu fra-

gen, ob es von Natur nicht noch etwa weiter gehen könne. Und von Natur kann es noch weiter gehen; daher in der Regel bald ein Conflict zwischen der natürlichen Fähigkeit des Menschen entsteht und seiner sittlichen Verpflichtung, indem sich in der natürlichen Fähigkeit noch ein Ueberschuß findet, der auf ein Mehr, ein Weiteres weist, als es das Sittliche bezielt. Nun bleibt dieß immer noch natürlich, weil es an sich möglich ist, wenn es auch nicht sittlich ist. Daher darf auch der Dichter, in wiefern er selbst der Natur und einem Natürlichen, seinem Wirken nach, angehört, diesen Punct immer noch behandeln, wo die natürliche Kraft des Menschen das sittlich Gemäße übersteigt. Ja, es wird das Interessante seyn, weil das, was nicht geschehen soll, geschieht, und zwar, indem es das Individuum noch wollen und vermögen kann. Und wenn der Dichter nur hierin nicht das Unwahrscheinliche, Unmögliche, ja Unnatürliche, mit dem Möglichen, Zulässigen vermischt und vermengt, so steht er immer noch auf einem reinen, ächten Boden. Und so darf er uns die Fauste zeigen, die von einem Höchsten zum Niedrigsten absteigen, er darf den Gang vom Himmel durch die Welt zur Hölle nehmen. Natürlich ist dieß noch

ein Wahres, Wirkliches, Mögliches; aber sittlich ist es ein Falsches, Unächtes, was nicht seyn soll: denn kein Sittliches soll im Sinne der Gottheit zu Auflösung, sondern im Gegentheil zu Sammlung, Erhebung führen. Demnach sieht man, wie der Dichter, seinem dichterischen Verfahren nach, ganz umgekehrt handelt, als es sittlich-gemäß ist, und wie also seine Kraft, sein Wirken ganz außerhalb der Sittlichkeit liegt. Es genügt vollkommen, sobald er die Auflösung darstellt, wenn er nur nicht zur Absicht hat, das Aufgelöste als das mit der Sittlichkeit wohl zu Vereinigende darzustellen, oder es an die Stelle desselben zu setzen, sondern, wenn er es als das Ungeheure, Lügenhafte, Wahnvolle, wie es ist, zeigt und schildert. Und so kann man hierdurch darthun, daß eigentlich diejenigen, welche eine Begnadigung des Faust verlangen, eine Unsittlichkeit fordern, ja, indem sie dieselbe vom Dichter verlangen, diesem zumuthen, die Stelle Gottes einzunehmen, von welchem allein, dem allerhöchsten sittlichen Bewußtseyn nach, Bestrafung und Verzeihung hierin ausgehen kann.

Die Poesie und Religion sind demnach bloße Nachbargebiete. Die Poesie hat es eigentlich mit

etwas Sittlichem und einem sittlichen Zweck gar nicht zu thun. Sie hat das Hinreichende gethan, wenn sie das Sittliche, indem sie es nicht darstellt, nur nicht zu verläugnen, auszuschließen zur Absicht hat. Und so, kann man sagen, gleichen beyde Gebiete einem sich von der Erde zu dem Himmel erhebenden Bogen. Da, wo die Biegung den höchsten Punct erreicht hat, sich zu neigen beginnt, und gleich bis zu einem Unteren herabfällt, ist die Region der Poesie; da aber, wo die Erhebung von unten nach oben Statt findet, und ein fortwährendes Aufsteigen sichtbar ist, kann man das Gleichniß des Sittlichen, und was ihm gemäß ist, finden. Somit wird denn der Dichter immer geneigt seyn, nur die Wirkungen darzustellen, welche hervorgehen, wenn das Sittliche als höchste Maxime in allen bedeutendsten Fällen für den Menschen von einem dichterisch angenommenen Individuum verkannt, abgeläugnet und zuletzt irgend ein anderes Wirksames, Bedeutendes aus der Natur im wirklichen, oder eingebildeten Sinne an seine Stelle gesetzt wird. Seine Region ist demnach das Mögliche, oder Unmögliche, was Statt finden kann, wenn der Mensch frey und ungehemmt seiner natürlichen Kraft sich bedient, wobey sogar

vom Sittlichen gänzlich abstrahirt werden kann; nicht etwa, weil es der Dichter selbst als gleichgültig ansieht, sondern vielmehr, indem er menschlich wohl überzeugt ist, es sey das Wichtigste, nur alles das darlegt, was erfolgen kann und muß, wenn einmal Jemand das Sittliche nicht anerkennen wollte. Für sich selbst also kann sich der Dichter einer durchaus sittlichen Gesinnung nicht entschlagen; aber, einmal hierin gesichert, wird er als Dichter keine höheren Wirkungen hervorzubringen vermögen, als wenn er seine Kraft in dem Möglichen und Wirklichen, oder Unmöglichen und Erträumten, Wahren und Falschen schweifen, sinnen, bilden, erfinden läßt, was zunächst möglich ist außer, unterhalb und nach allem Sittlichen. Sein Element also wird das Natürliche, oder Unnatürliche, das Menschen Gemäße, oder Unmögliche seyn, wie es der Mensch außer dem Sittlichen, welches das ist, was der Mensch ein für allemal soll, noch erfahren, gewahren, woran er sich erheitern, verdüstern, über- und verbilden kann, so daß die schönsten und unseligsten Wirkungen zugleich hervorgehen.

Wird man hierin die vollste Uebereinstimmung bey allen großen und entschiedenen Dich-

tern der verschiedensten Zeiten und Zonen finden, so stehe die Bemerkung hier, daß antike Poesie immer einem Gewissen, Wahrscheinlichen, Möglichen, Wirklichen, dessen Vortheile sie auf das Günstigste herauszusetzen sucht, sich wieder nähern wird, während die moderne Dichtung nicht gern das Unwahrscheinliche, der Natur nach Unmögliche, oder den Verhältnissen nach Unerwartete vorbeygehen lassen wird, um sich in den Vortheil zu setzen, wenn auch nicht ein Wirkliches im erhöhten Sinne erscheinen zu lassen, doch ein Ungemeines, Bedeutendes, Seltenes mit desto größerer und ergreifenderer Wirkung hervorzubringen. Sehen wir als Repräsentanten des in der einen Art Liegenden Homer, und dessen, was der andern zukommt, vorzüglich Shakspeare an, so wird man an Letzterem besonders die große Gewalt bewundern müssen, mit der er einem Unwahrscheinlichen, Unerwarteten sich jedesmal so zu nähern weiß, daß eigentlich die lebhafteste Rückwirkung auf ein Aechtes, Wahres, Gemäßes, ächt Menschliches daraus immer erfolgen muß. All' seine große, ungemeine Wirksamkeit beruht eigentlich hierin.

Der Deutsche aus älterer und neuerer Zeit sucht schon weniger aus dieser Maxime Kunst

und Dichtung zu entwickeln. Vielmehr wird er immer geneigt seyn, das Unwahrscheinliche in ein Mögliches, Wirkliches zu verwandeln, und obwohl er sich des Unmöglichen, bloß Eingebildeten nicht ganz entschlagen kann, steht er doch dem Antiken vielleicht dadurch am nächsten, ohne darum vollkommen in seine Behandlung überzugehen, die, mit Uebergehung des Unwahrscheinlichen, sogleich dem Möglichen und Wirklichen zustrebt. Eine sorgfältige Betrachtung und Vergleichung Homers, Aeschylus, Sophokles, Goethes, Schillers, Shakspears, des Nibelungen-Dichters würde das Genauere ergeben.

Nachdem wir jedoch durch Schillers Stuart zu diesen Bemerkungen über die Trennung der beyden Gebiete, Poesie und Sittlichkeit, veranlaßt wurden und an dieser Production die Behandlung des Heiligen, als sichtbarer äußerlicher Wirkung auf den Menschen, fehlerhaft finden mußten, so möge hier über den Tell noch Einiges gesagt werden, in welchem der Dichter eine menschliche Naturthat viel zu hoch, ja höher behandelt hat, als sie ihrem wirklichen Werthe nach dasteht und worin sich nun gleichfalls jene oben angeführte unglückliche Behandlung in der Vermischung des Höheren und Geringeren,

worin der Dichter bedeutend zu werden sucht, zeigt.

Wenn ein Volk von seinen Tyrannen, die es quälen, ängstigen, unterdrücken, sich loszumachen sucht, so kann von etwas Sittlichem hier nicht die Rede seyn. Der physische Mensch fühlt sich angegriffen, und dieser hält es nicht mehr aus, Widerstand zu leisten, zu tragen, zu dulden, und so sucht er der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. In diesem Sinne fanden sich die Schweizer veranlaßt, ihre Tyrannen zu verjagen. Es kann von Rechtmäßigkeit dieser Handlung nicht die Rede seyn, sondern von Nothgedrungenheit; denn in dem Vernünftigen menschlicher Zustände ist weder eine Unterdrückung, noch Losmachung von Unterdrückung begründet, sondern sie weisen auf ein ganz anderes hin, das durchaus den Ausdruck eines Gesetzlichen, Ordnungsvollen hat. Kann jedoch kein Zweifel seyn über den Werth und die Natur dessen, was in solchen Fällen geschieht, so ist nicht zu läugnen, daß durch die Art und Weise der Kräfte und Mittel, der Anstrengung, welche aufgeboten wird, die Wendung und den Gang des Kampfs ein sehr Anziehendes, Ungemeines entstehe.

Die Befreyung der Schweiz, als nacktes historisches Factum in seiner ungeschminkten Wahrheit genommen, gewährt eigentlich den Anblick von etwas Gemeinem. Ein in sinnlicher Beschränkung lebendes, geistig mäßig erhobenes Volk wird von seinen Obern auf die abgeschmackteste Weise gequält. Es ist kein Mißbrauch überwiegender, gewaltiger sinnlicher Kräfte und geistiger Eigenschaften, die, weil ihnen nichts gleicht, schonungslos alles andere niederhalten und sich zum Gesetz in den Kreisen eines bestimmten menschlichen Daseyns aufwerfen. Hier findet vielmehr ein Mangel in allen solchen Vorzügen Statt: es ist ein Tyrannisiren, Belästigen, Drücken kaum aus eigenem Antrieb, bloß auf den Dünkel jener kleinlichen, ohnmächtigen Naturen gegründet, die, durch Zufall und höhern Einfluß auf den bedeutenden Ort gestellt, in dem Drucke, den sie ihre Untergebenen fühlen lassen, sich als die Knechte und furchtsamen Sclaven des Willens einer höhern Macht erweisen, den sie aufs niedrigste zu jenen kleinlichen Gewaltthaten, vom ursprünglichen Zwecke fern, mißbrauchen. Denn jene Vögte waren eben auch unfähig, den Sinn jenes kaiserlichen Ansinnens wohl zu fassen: den Schweizern nämlich das Bestehen

im Umfange der Hausmacht Oesterreichs annehmbar zu machen und die Vortheile herauszusetzen, die für den Schwachen, isolirt Stehenden, hervorgehen müssen, wenn er sich an den mächtigen Nachbar anlehnen darf, von dem er schon längst fast von allen Seiten eingeschlossen ist und dem er länger nicht als fremd gelten darf, ohne nicht als Feind zu erscheinen.

Dagegen sehen wir neben diesen unfähigen Vögten ein Volk, das in sich selbst in einer Spannung begriffen, die, durch Mißtrauen und Eifersucht der verschiedenen Abtheilungen und Stämme gegen einander, durch die mehr eigensinnige, als freye Auslegung ererbter Rechte und herkömmlicher Gewohnheiten, hervorgebracht, jenes kleinlich grausame und tyrannische Verfahren der Vögte bis zum Unerträglichen begünstigt. Die Conspiration kommt endlich zu Stande, als Einzelne diesem Unerträglichen nicht mehr auszuweichen wissen. Aber auch hier zeigt sich ein zurückgezogenes, scheues, düsteres, unsicheres, nicht zuverlässiges, noch bewußtes Wesen. Heimlich in den Finsternissen der Nacht, am abgelegenen Ort, verstohlen wird die Befreyung unter mancherley Widerstreit abgeredet. Indessen wird der

erste glückliche Anfang von einem einzeln außer der Abrede Wirkenden gemacht, so daß offenbar mehr der Zufall, das Ohngefähr eine Begebenheit einleitet, die ein Werk des Entschlusses, des Muthes, der Besonnenheit, des bestimmten Willens Aller hätte seyn sollen. Es ist hier fast nur das Entstehen einer Schneelawine, die durch das mechanische Aufballen der ersten Flocken zur verderblichen Größe und Last anwächst, die alles überschüttet. Und wie der Anfang, so ist die Mitte, so der Schluß der Begebenheit. Wir sehen diese nämlichen Schweizer nach errungener Freyheit von selbst im Solde an alle Welt sich feil bieten und verkaufen. So ist denn nichts Großes, Bedeutendes erfolgt, weder für Mit- noch Nachwelt, als daß ein beschränkter, dürftiger, vorhandener Zustand mit Eigensinn, durch Begünstigungen des Zufalls, in seiner Beschränktheit behauptet worden ist; und der Sinn alles Geschehenen ist der, daß es dem Ohnmächtigen, Gemeinen, Unbedeutenden auch einmal gelingen kann, allen Anlässen und Anforderungen zu einer Steigerung und Theilnahme an den fortschreitenden, sich mehrenden Gesammtzuständen der Menschheit zu trotzen und, durch Zufälle begünstigt, eine Art von Recht durchzuführen.

Schiller fühlte vollkommen das Dürftige seines Stoffs, das bloß Sinnliche und geistig Arme der Begebenheit, die er dichterisch zu behandeln begann. Er unternahm daher, da weder bey Unterdrückten, noch Unterdrückenden hohe eminente Eigenschaften und Kräfte sich bewährten, dem Ganzen dadurch eine sittliche Erhebung zu geben, daß er den Kampf als einen in der höchsten Region des Menschlichen vorgehenden darzustellen suchte. In diesem Sinne ist vorzüglich Tell hervorgehoben, der als Mann der That nicht eher auftritt, gegen die physische Noth, die Alle bedrängt und Alle unwiderstehlich finden, nicht eher zu handeln sich erlaubt, als bis er zu einem sittlich Ungeheuren gedrängt worden, nämlich der wahrscheinliche Mörder des eigenen Kindes zu seyn. Allein der Dichter verkennt in all' diesem offenbar das Wesen der Sittlichkeit; denn jeder sittliche Kampf ist ein Kampf, wo das, was bedroht wird, nichts Aeußeres ist, auch nicht von außen bedroht zu werden vermag. Vielmehr sind hier Gegner und Freund in einer Person vereinigt und vom Besiegten hängt es allemal ab, auch Siegender zu seyn.

Schiller hat also ein Unmögliches durchzuführen unternommen, indem er uns die Ueberzeu-

gung anmuthet, jener äußere Kampf um Befreyung von einer äußern Bedrückung sey zugleich ein Kampf innerlicher Freyheit für Tugend, Unsterblichkeit, Gott und alles Heilige und Höchste des Menschen.

Aber die ganze Dürftigkeit und Unerheblichkeit des behandelten Gegenstandes giebt der Dichter vollends durch die unglückliche Einführung des Johann Parricida Preiß. Hier soll offenbar das Verruchte, entschieden Unsittliche mitwirken, uns, über allen Zweifel, den Werth der That Tells und der übrigen Befreyenden recht greiflich und faßlich zu machen. Hierdurch aber hat bey allen zart und rein Fühlenden der Dichter den Charakter Tells herabgesetzt, so wie offenbar die Stärke der Sache der Eidgenossen nicht herausgesetzt wird, wenn der weibliche Redner, Bertha von Bruneck, den abfallenden Rudenz, der zum Unglück noch die Rolle des Liebhabers zugleich spielen muß, der Partey der Freygesinnten wiedergiebt. Und so wird man die Behandlung auf allen bedeutenderen und geringeren Puncten zwar glänzend und für den Schein groß und außerordentlich, im Wesentlichen aber schwach, fehlerhaft und der Wahrheit und dem Aechten widerstreitend finden.

Die Befreyung der Schweiz, als historisches Factum, verdankt ihr Ansehen und ihre Bewunderung bey den Neuern unstreitig vorzüglich der Behandlung Johannes von Müller in seinen Schweizerischen Geschichten. Wir lassen dahingestellt seyn, ob die mehr rhetorische Behandlung, welche Johannes von Müller an den meisten geschichtlichen Stoffen ausübte und die ihm den Beyfall der Zeitgenossen wohl am meisten errungen hat, mit einer wahren, ächten, geschichtlichen Art und Weise übereintreffe und den großen Beruf zum Geschichtschreiber beurkunde, den man Müllern zutraut. So viel ist gewiß, daß Schiller, wenn er sich die Befreyung der Niederlande hätte wählen wollen, unstreitig einen Stoff gewonnen haben würde, bey welchem alle jene Vortheile in wirklicher Ueberfülle obwalten, welche der Befreyung der Schweiz nur angedichtet werden können, in der, sittlich genommen, sich gar nichts Werthes zeigt, in geistiger und sinnlicher Hinsicht aber ein beschränktes, kümmerliches Bild erscheint, welches bis zum gegenwärtigen Augenblick noch nicht verschwunden, oder irgend bedeutender geworden.

Der Dichter sucht eigentlich auch ein Wahres darzustellen, nur mag er es auf einem umgekehrten Wege erreichen, nicht auf demjenigen, auf welchem es der wirkliche lebende Mensch zu gewinnen sucht. Einzig hierdurch wird er interessant. Denn kein Wahres an sich, das in rechter Weise gewonnen wird, ist interessant, weil es das ist, was seyn soll. Der lebhafte Antheil wird nur erregt, indem ein bekanntes, auch anerkanntes Ziel auf eine ungewöhnliche Weise erreicht wird.

Den Werth, die Würde reiner, ächter Natur uns faßlich zu machen, darf uns der Dichter auf einen Blocksberg bringen. Hier wird die Fratze, die Verzerrung unser Gefühl dem Wahren und Wirklichen um so stärker entgegenführen. Unser Antheil aber wird aufs höchste erregt, weil wir einen Abweg auf einem gewohnten Gebiete eröffnet erblicken, den wir uns kaum als möglich vorzustellen wagen.

Ganz in demselben Sinne darf der Dichter den Wahnglauben an einen Teufel benützen, um das Unmögliche als wirklich, wahrgenommen und geglaubt zu schildern. Und je mehr er die Anlässe selbst zum Vorschein zu bringen vermag, durch welche ein solches Ungeheure, Unmögliche

als wahrscheinlich und möglich in eines Menschen Hirn sich erzeigen kann, desto mehr Vergnügen, desto mehr Interesse wird er erregen. Wobey er uns freylich über das höchste sittliche, geistige und sinnliche Wesen des Menschen immer zugleich selbst belehrend aufklären wird, indem er uns anschaulich macht, was den Menschen zu einer solchen Ausartung, die ihn an ein vollkommen entgegengesetztes Ziel seiner uranfänglichen Bestimmung bringt, bewegen kann.

Denn dieß ist nothwendig, wenn die Wirkung nicht widrig werden soll, daß der Dichter das gegenüberstehende Wahre als Basis festhalte, es wohl kenne und zu schätzen wisse. Denn wo die Erfindung, die Ausführung des Verruchten ohne einen solchen Rückbezug auf das Ursprüngliche, Wahre sich findet, da wird sie nicht bloß gemein, sondern auch schädlich. Jedes Ungeheure, das als an sich in der Natur der Dinge bestehend dargestellt wird, nicht als eine Auflösung eines Wahren, Aechten, wobey dieses Wahre und Aechte immer zugleich selbst angedeutet seyn muß, zeigt von einem falschen Spiel des Dichtenden. Und so ist es denn gerade dieser Mangel und Fehler, an dem vorzüglich gewisse neuere dramatische Arbeiten leiden, die das Gräßliche, Unge-

heure behandeln, indem sie es an sich in seiner nackten Wirklichkeit und gräßlichen Möglichkeit darstellen, ohne jene Hauptwirkung zu bezielen, uns denjenigen Wahren und Aechten auf einem Umwege mit Ueberraschung auf die angenehmste Weise wiederzugeben, woran wir alle glauben, und woran wir in reinem Sinn und Herzen einzig festhalten können. Die Absicht solcher fehlerhaften Dichtungen ist, durch ein getreu copirtes Natürliche einen starken Effect hervorzubringen, der jedoch über den Gegenstand, wodurch er erreicht wird, sich nicht erheben und ein höher, edler Liegendes anregen soll.

Betrachten wir in dieser Hinsicht als Gegensatz Goethes Faust, von dem wir Vorstehendes zu sagen Anlaß genommen, so finden wir die Exposition derjenigen Hauptwirkung, der sich die ganze ungeheure Tragödie nähern soll, in dem klar und bestimmt ausgedrückt, was überschrieben ist: Prolog im Himmel.

Hier wird uns ein schlechthin seliger, begnügter Zustand erschaffener Naturen vorgeführt, die sich an dem Werdenden mit unendlichem Entzücken erfreuen, ohne ein Makel daran entdekken zu können, ja es als viel zu überschwänglich vollkommeir anerkennen, um es in seiner Voll-

ständigkeit fassen zu können. Und so wird denn selbst das Hindernde, Verneinende, Hemmende als eine nothwendige, unerlaßliche Gegenwirkung vorgeführt, die dem Schönen, Rechten, Wahren unentbehrlich ist, wenn es aus einer bloßen Möglichkeit, einem bloß Gedenkbaren, Zufälligen, in ein wirklich, lebendig, frey, über alle einseitige Bedingungen erhaben Gewordenes hervortreten soll.

Kann es nun aber wohl eine höhere, edlere und reinere Auflösung, als diese, aller solcher Anlässe geben, die dem Menschen immer nur als das Verruchte, Ungeheure erscheinen, wenn sie ihn zu einer Zusammenraffung in sich selbst auffordern, sobald er das erlangen will, was er wünscht? und immer auch zu erlangen im Stande ist, wenn er es nur als gränzenloses Gut, ohne Maaß und Ziel, als wilde, wüste, in kühnen Bildern der Einbildung ins Unermeßliche geschwungene, das ganze Universum wüthend ergreifende Freyheit nicht besitzen und genießen will?

Auf eine gleiche Weise hat sich Shakspeare im Hamlet genommen, in wiefern in diesem dargestellt werden soll, daß die Erde der trefflichste

Bau sey, wo auch nicht ein Stäubchen anders gelegt gedacht werden dürfe, als es ist, ohne daß das Ganze nicht zu einem Abgrunde, einem wüsten Irrgarten werde. Der Dichter nähert sich seinem Ziele, indem er uns ein Individuum vorführt, das in seiner innern Ansicht der Ueberzeugung fast nahe ist, daß diese Welt nicht vollkommener gedacht werden könne, als sie wirklich ist. Zugleich aber bannt er dieß Individuum, dem äußern Seyn und Wirken nach, in einen Kreis von Erscheinungen, die lauter entgegenstehende Bedingungen und Verneinungen von jenen Aussprüchen des Bewußtseyns ausdrücken.

Gleich vom Anfange, wo wir als natürliche Anfänge alles menschlichen Seyns die Wiege, oder den Schooß der gebährenden Mutter erwarten möchten, eröffnet sich hier das Grab. Ein Abgeschiedenes, Dahingegangenes, Verwestes kehrt zum Leben abermals zurück, um eine Offenbarung zu thun, die im Widerspruch schon damit, daß sie nur an sich möglich sey, eine wirkliche, grauenvolle, verborgene Thatsache des Lebens entdeckt, die, durch ein natürliches Mittel erprobt, sich gleicher Weise als völlig wahr bestätigt.

Soll nun aber Hamlet an Geister glauben? in die Zwiesprache mit ihnen willigen, um die Belehrung des Höchsten, was der Mensch muß, von ihnen zu gewinnen? — Er thut es nicht! Denn es ist der Vernunft und der Bestimmung, die außer Gott Niemand, kein Geist noch Engel, dem Menschen weisen soll, zuwider. Aber ist er darum gebessert, geborgener, daß er sich der Natur, dem Wirklichen eifrig zu ergeben sucht? daß er jenes geisterhafte übernatürliche Schauen für eine unerhörte Täuschung verrückter Sinnen erklärt? Entdeckt er nicht in sich selbst den seltsamen ungeheuren Widerspruch und Zwiespalt, daß, was Seele und Geist muthig und richtig denken und empfinden mögen, zur That zu bringen ein unüberwindlich Unvermögen ihm ist? Fühlt er nicht heldenhaft, ohne Held zu seyn? Und wenn er nun umherschaut, um an einem äußern vollkommenen Muster den innern Gram über solchen vorhandenen Fehl und räthselhafte Unfähigkeit zu lindern, was und wen trifft er, da er sich an die Nächsten, Geliebtesten, an Verwandte, Freunde anzulehnen sucht? Ist es nicht, weil es als die zweifellose, nackte, schale Wirklichkeit sich zeigt, viel wunderbarer und unerhörter, als daß die Hölle im nächtlichen Spuk

Wahrheiten, die zutreffen, verkündigen kann? Eine Mutter-Buhlerin, treulos, wo die Untreue, man hätte glauben sollen, unmöglich seyn mußte! Ein Oheim-Brudermörder, die Natur des Bluts durch kühnsten Frevel verrathend; und sonst schwach, erbärmlich, klein bis aufs Vollbringen dieser einzigen ungeheuren That! Bejahrte Graukopfe, auf deren Weisheit nichts, als ihre Jahre und Runzeln deuten! Die Unschuld des unbewußten Mädchens selbst, verführend und der Verführung gewärtig! Jünglinge, deren rascher Muth nur entbrennt, deren Thatkraft schnell und fertig, wenn es das Gemeine, Niedrige, Falsche gilt! Alles voller Bosheit, List, Verrätherey, Unkraft, Verstellung, Trug, Falschheit, die Tugend nur eine Maske, der vollkommensten Sünde in ihrer Reinheit entgegen wachsend! Und führt ihn denn nun der Zufall, ihn, der den grausamsten Widerspruch in allem schön, wahr, gut Geglaubten, als dieses Glaubens Wirklichkeit finden mußte, zuletzt höhnend noch an den Kirchhof, wo nackte Schädel, vermodernde Gebeine auf das letzte mögliche Ende menschlicher Natur deuten, soll er nicht meinen, der ganze ewige und zeitliche Bestand des großen Cäsar sey, daß dieser vor dem Norden vielleicht das Spundloch eines

Bierfasses verstopfte? Ist das der treffliche Bau dieser Welt? sind das die Pfosten, auf deren Stützen der Mensch sich verlassen mag, wenn ihn das Gefühl von etwas Frohem, Guten, Wahren, was in der Welt seyn muß und soll, anwandelt?

Nein! antwortet unser Gefühl dagegen: es kann nicht seyn! Und das Gedicht spricht es selbst mit. Denn wir sehen, der Dichter hat nur Gespenster, Umgeheuerlichkeiten, Schrecknisse, die wohl durch die Weltgeschichte einzeln ziehen mögen, auf einen Haufen versammelt, um die Einbildungskraft zu ängstigen, und mit allen Schauern das Gefühl, und mit aller Wehmuth das Gemüth zu erfüllen, die es zerreißen müßten, wenn in Natur, im Leben als Tagtäglichkeiten solche Gräuel möglich wären, die des Dichters Phantasie mit seltener Kunst nur einmal in solchem Zusammentreffen zu versammeln gelingt. Und so werden wir denn mit Fortinbras kräftigem Marsch, der von einer glücklichen Unternehmung, einem wohlgelungenen Ereigniß wiederkehrt, außer allen Zweifel gesetzt, hier sey nur ein Stäubchen zerlegt worden, dessen unregelmäßiger Fall noch nicht das Chaos, die Regellosigkeit der immer unendlich bestehenden Welt ist.

Dichter werden die Widersprüche des Lebens und der Welt immer gern behandeln, und ihren auserlesensten Stoff hier finden. Und was thäte denn das, wenn sie das Widerspenstige so leicht, so heiter und ergetzlich nehmen; Ist es doch die beste Art, das unbequeme Ungeschickte dergestalt zu beseitigen.

Ein gewisser Leichtsinn ziemt daher Künstlern und Dichtern. Ruft sie doch die Natur immer hervor, wenn das Ungeheuere möglichst gelinde vorüber zu führen ist, das die Menschheit fast jedesmal bedroht, wenn diese Genien erscheinen. Es soll im Anschauen von ein Paar Glücklichen, die in leichter Rede von dem, was alle bedrängt, sich zu befreyen wissen, die Menschheit gemahnt werden, der gemeinen Verzweiflung sich nicht zu überlassen.

Denn der ächte Dichter ist ein Glücklicher, der vor Unzähligen voll zu genießen vermag, wornach diese traurig unbefriedigt sich sehnen, was sie nie zu erlangen vermögen und, wenn sie es erlangen und besitzen, nicht zu nützen wissen. Denn alles zu genießen, alles aufzunehmen, wie es gegeben wird, erfordert einen eben so hohen und reinen Sinn und Muth, als allem entsagen zu müssen, alles entbehren zu können. Was

klagst Du, Sterblicher, der du an das Letztere gewiesen bist, und den man, wenn du in der kümmerlichsten Beschränkung dich heiter und rein zeigst, gottgesinnt, fromm nennt, über des Dichters Fülle-Loos! Es ist Eine Arbeit, Ein Ziel, ein Mühen, nur auf umgekehrten Wegen, dem ihr euch beide naht; und dir machte es die Natur leichter, der du, um Reinheit zu bewahren, nichts zu verlieren, nichts aufzugeben hast, während dort alle Fülle entzückter Sinne nicht vergessen machen soll, es gebe noch etwas drüber, ohne welches der köstlichste Genuß nicht Wohlthat, nur Plage ist. Siehe doch um dich, wie viele jener Begabten den Preis und den Kranz, der ihnen winkte, glücklich errangen! Wenige findest Du, und von Zehn, ja Hunderten wurde nur einer dessen ganz froh, was er wollte, was er konnte.

Warum die Natur Millionen für den Pfad der Religion bestimmt, und nur einmal dann Einen Menschen im Dichter als Glücklichen erscheinen läßt? Sie thut es, um zu zeigen, was sie thun würde und müßte, wenn sie die Menschheit auf dem irdischen Weltboden für immer zu erhalten gedächte. Aber wenn sie Höherem zueilt und winkt, so soll doch der Mensch auch erfah-

ren, daß diese Erde nicht unwürdig sey, für den Anfang die Menschheit zu beschäftigen. Und so versammelt sie im Dichter die Blüthen des irdischen Wesens, und erschafft durch ihn ein Paradies auf flüchtige Augenblicke hier unten, das alle in Sehnsucht in der Höhe für Dauer und Ewigkeit nur hoffen und glauben. So leistet der ächte, wahre Dichter schon von der Erde, von unten her, dem alle andere nur himmlisch verklärt entgegenharren. Und so ist und bleibt der Dichter ein Vorverkündiger, ein Herold des Edelsten, Höchsten, was der Menschheit als ein gegenwärtiges Besitzthum und künftige Erwartung beschieden worden.

Kein Talent ist ohne einen Keim von Verwegenheit. Was ist, was die Massen des Straßburger Münster in die Lüfte erhob, anders als ein Uebergefühl von Macht, das mit der Natur kräftig wetteiferte, wenn diese in Bergen ungeheure Lasten thürmt? Aber die Natur ist rauh, verworren, ihre Maaße verlieren sich ins Unförmliche. Der Mensch eilt ihr daher abermals zuvor, überbietet sie; denn zu dem Gewaltigen, riesenhaft Erhabenen gesellt er das gefälligste

Maaß zierlicher Abtheilung, so daß nicht die Masse roher Natur, ein Menschliches vielmehr, dir aus diesen Steinen entgegentritt, nnd du bewundernd hier stehst, wo du Natürliches und Menschliches — Unvereinbares — in so traulichem innigem Wechselverein erblickst. Und so erfreut sich die Kunst überall, wenn ihr das unmöglich Scheinende mit Leichtigkeit zu lösen gelingt, und sie stiftet in solchen Gleichnissen den schönsten edelsten Begriff von dem, wozu alles Wollen und Vermögen des Menschen endlich führen kann und soll.

Es ist nicht das Schöne, das Häßliche an sich, was gefällt: es ist die Verbindung, in der es erscheint. Nordische Kunst und Dichtung darf daher nicht weniger ihrer Grazie des Häßlichen vertrauen, als Griechische, südliche Kunst ihrer Grazie des Schönen. Denn ohne jene Verbindung sind Häßliches und Schönes beyde nur Gemeines.

Der Gegensatz von Schön und Häßlich ist nicht dem Gegensatz von Gut und Böse gleich. Oder ist er es, so gleicht das Häßliche nur dem Anlaß zum Bösen, der in den Händen der Na-

tur gelassen, immer noch eine Vortrefflichkeit ist und nur, wenn menschliche Willkür, statt menschlicher Freyheit, sich dazu gesellt, ein das Leben raubendes Gift wird.

Mehr Energie, mehr Freyheit hat der nordische Künstler und Dichter anzuwenden, als der südliche; denn er muß dem Ungleichen begegnen, und es in seine Natur aufnehmen, während der Grieche, vom Element begünstigt, ein dem Innern schon Verwandtes nur heran zu ziehen hat. Daher der nordische Dichter und Künstler, wenn er sich im mindesten, der Gesinnung nach, schwankend zu seyn erlaubt, sogleich so offen ins Widerliche, Frazzenhafte, Gemeine verfällt. Dagegen der Grieche noch immer geborgen ist, weil das glücklichere, ebenere Element alle Ungleichheit und Unebnung des innern Sinnes vertritt. Und so währt denn Griechische Kunst und Dichtung so lange ununterbrochen, während moderne Kunst und Dichtung ein stets zerrissener Faden ist.

Zürnt und scheltet doch nicht, daß nicht alles Eichbäume sind! der Wald von vielerley Gebüsch, Bäumen, Gräsern, Pflanzen in allen Abstufungen sieht sich am besten. Man erkennt

in der Buntheit, in der Verschiedenheit des andern, in der Menge, was ein jedes ist. So erklärt die Natur des einen die Natur des andern; und der Eichbaum würde kein Riese seyn, wenn das Gras munter und lustig darunter zu wachsen sich nicht bequemte. Das Kleine macht nur das Große und umgekehrt würde das Zierliche in der Schöpfung kraftlos seyn, wenn nicht das Erhabene, Große abseits bestände, das aller Form zu enteilen bestrebt ist.

So will die Größe, oder Kleinheit des Talents nicht zum Tadel, oder Lob allein gereichen; es sey nur jedes Talent das vollkommene seiner Art! Freylich liebt zuletzt die Natur das Einzige, und sie sucht es immer einmal herzustellen. Waltet nicht zuletzt über ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit ein einziger Gott, der kein Gleichniß seiner in Andern mehr wieder hat? So lieben edle Völker gleichfalls die Herrschaft Eines mächtig erhobenen, unvergleichlichen Willens! Und in diesem königlichen Sinne hat denn der Grieche in den langen Jahrtausenden seinen Homer nur einmal; der Engländer nicht den andern Shakspeare, und Deutschland mag erwarten, ob die Natur, republikanisch gesinnt, seine mehrern Goethe ihm wieder geben wird.

Der Haß des Einen, einzig Ungemeinen rührt immer von der Liebe zum Gemeinen, Niedrigen her. In der Kunst daher, wie in Staaten, wo kein Einziges ist, noch entstehen kann, zeigt sich die Unfähigkeit der Gesammtheit, einen Gipfel zu erreichen. Und so ist es daher in der Kunst Verfall, wenn die Dutzendkünstler und Dichter überhand nehmen; wie es Athen's Verfall ist, wenn jeder Bengel von Höcker die Sprechfreyheit durchsetzt, weil er der Welt Maul und Zähne weisen kann.

Wählen wir ein Beyspiel anderer Art, um die Einzigkeit in dem, was das Vorzüglichste ist, von Gott und Natur darzuthun! Die Tugend, die ein anderer besitzt, hilft Dir nichts, wenn Du sie nicht allein aus innerm Trieb, den Dir Niemand geben und nehmen kann, besitzest und erwirbst.

So auch, um einem Falle aus der Wissenschaft uns zu nähern, steht Luther in Lehre, Prüfung, Erkenntniß des Sinnes des Evangeliums noch so hoch, daß alle Schleiermacher, De Wette, Daub, Paulus, Plank noch immer nicht fähiger sind, seine Abendmahlslehre minder, oder mehr mißzuverstehen, als Zwingli, Oekolampadius, Melanchthon und die kümmerlichen

Orthodoxen, die durch ihre Steifheit, Trübsinnigkeit wilder Natur den Zügel ließen.

Die alte und neue Welt verliert nichts an Poesie, wenn auch Homer, Shakspeare und Goethe nur allein sich finden sollten. Laßt diese drey jedoch fehlen, und verdoppelt alle andere — es ist ein schöner edler Körper ohne Haupt.

Man wird keinen Dichter aus älterer und neuerer Zeit finden, der einen so tiefen Gehalt mit einer so edlen, vollkommenen Behandlung vereinigte, als Goethe. Dies ist aber auch der Sinnesart des Deutschen ganz gemäß; denn der Deutsche wird vor allem das Gründliche, Rechte, tief Wirksame fordern, ehe er zu dem Leichten, Faßlichen, Heitern, Bequemen der Ausführung sich entschließt. Diese Denkart begleitet die Nation in ihren besten Epochen, und zeichnet sie aus. Man betrachte in diesem Sinne die Baudenkmale aus älterer Zeit, wird man wohl wissen, was man mehr zu bewundern habe, das Gelungene, Kühne, Leichte, Treffliche der Ausführung, oder das Gründliche, Aechte, Ernste, Schwere der Denkart, die sich dabey zugleich hervorthut?—

Um solcher Eigenschaften willen geschieht es, daß Poesie und Kunst bey dem Deutschen min-

der häufig und vollkommen sich finden. Auch geschieht es dadurch, daß die Kunst und Dichtung mehr durch das einzelne Individuum hervorgebracht, und unerwartet dem höchsten Gipfel genähert wird, als daß das Höhere, Vollendete durch einen Antheil der Gesammtheit hervorgebracht würde. Betrachte man in dieser Hinsicht Griechische und Italienische Poesie und Dichtung, so wird man allemal erst einen schwachen, unsichern Anfang bey einer Generation finden, der sich bey der folgenden steigert, bis das Vollkommene erreicht worden. Alles dieses, was sich nun bey Griechen und Italienern in einer Mehrheit dargestellt findet, leistet bey den Deutschen das Individuum; daher die schwächsten Anfänge, wie der vollkommenste Gipfel der Ausbildung, in einer und derselben Person sich finden.

Ich wünschte, es unternähme in dieser Hinsicht Jemand, die gesammten Leistungen Goethes zusammenzufassen, nach ihrer Verschiedenheit zu sondern, und dieser stellte dann eine Vergleichung mit den verschiedenen Epochen der Griechischen Litteratur- und Culturgeschichte an: so würde sich etwas sehr angenehm Ueberraschendes ergeben, nämlich daß hier am Individuum beynahe alle jene Thätigkeiten vereinigt wirkend erscheinen,

welche dort an der Nation in einer Mehrheit in Jahrtausenden hervortraten. Was es sey, Poetisches, und zwar klar und ruhig Erzählendes, enthusiastisch Aufgeregtes, persönlich Handelndes, oder Wissenschaft, Auslegung, Theorie, geschichtliche Schilderung und Darstellung, kurz, was die Homer, Pindar, Anakreon, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes, Herodot, Aristoteles, Pausanias im langen Zuge der Zeiten einzeln entfalteten, davon findet sich hier an einer und derselben Persönlichkeit ein Verwandtes, Aehnliches, Gleichartiges.

Und so ist es gewiß, bey den Antiken und den südlichen Neuern sehe es die Natur mehr auf Nationen, auf Trefflichkeiten, die sich in einer Mehrheit darstellen, ab; bey allen Nordländern und vor allen wieder den Deutschen, legte sie es auf das Individuum, auf eine Einheit der Persönlichkeit vorzüglich an. Daher unsre Denk- und Gesinnungsweise von jenen ewig geschieden bleiben wird. Dieß ist am augenfälligsten, wo es die äußere Darstellung des allgemein Menschlichsten betrifft. Wird nicht der Deutsche, und zwar vor allen der nördliche, über Papst und Clerisey und Concilien, über diese Mehrheit, ewig unruhig seyn? seinen Protest stets einlegen? Und doch

hat er hierin Unrecht; denn der Papst und die catholische Kirche ist dem Südländer von Natur eben so gemäß, als ihm sein Luther und Zwingli es immer seyn kann. Und der Italiener darf mit derselben Wahrheit vertrauen, daß der heilige Geist Gottes von der Engelsburg für ihn ausgehe, und nicht minder, oder mehr dort schweige, als der Deutsche nicht gewisser seyn darf, von den kahlen Lehrstühlen seiner Universitäten ihn immer rein und ächt zu empfangen.

In Beziehung auf Poesie und Kunst also, wird man immer behaupten dürfen, daß der Deutsche nur als Individuum poetisch und künstlerisch sey, während die Nation, die Gesammtheit, unpoetisch und unkünstlerisch denkt und fühlt. Und so wird man denn bey keiner Nation zu gleicher Zeit das Interesse für die verschiedensten Gegenstände so wach und wirksam finden, wie bey den Deutschen. Während das Streben nach Energie beym Italiener, Franzosen, Britten sich dann am meisten beweisen wird, wenn irgend Ein Interesse von allen als allgemeines verfochten wird, gewinnt der Deutsche an Energie, fühlt er sich freyer, heiterer, lebendiger gestimmt, je mehr er sich in sich selbst an dem Verschiedensten ergehen darf und je weniger die Forderung von außen an ihn ergeht, einer gewissen

allgemeinen Uniformität irgend eines Interesses sich zu ergeben. So lähmt ihn, ist ihm schädlich, was gerade andern Nationen den kräftigsten Impuls giebt. Und er fühlt hierin seine Einheit so im Einzeln und Ganzen, wie andere Nationen in demselben Element nur ihre ewige Zerstückelung und Uneinigkeit fühlen werden. Das Gefühl von Nationalität also, was andere Nationen hebt und trägt, ist ihm völlig fremd; und es ist vielleicht gut, während alle andern Nationen in einer Gesammtheit zu leben, in ihr sich zu gewahren angewiesen sind, daß der mittelländische Deutsche einmal den Werth des Einzelnen so entschieden hervorhebt, damit zuletzt nicht alles auf den Begriff und Werth der bloßen Masse hinausläuft. Dagegen der Deutsche von dem entgegengesetzten Leben, Wirken und Seyn den Vortheil haben wird, erinnert zu werden, daß keine Persönlichkeit, selbst die reichste, einem Universum gleiche, sondern durch Anschließen an Verwandtes, Aehnliches, an Mehreres für ihr Selbstleben sogar erst Nahrung und Wachsthum gewinnen könne.

Betrachten wir die Geschichte aller andern Nationen im Verhältniß auf Deutsches Leben und Seyn, so wird das Fehlerhafte beyder sich darin offenbaren, indem die Gesammtheit dort auf ih-

ren Rang und Werth zu stolz war, hier aber das Einzelne dem Ganzen nicht bloß gleich, sondern vielleicht darüber zu seyn sich einbildete. Wenn dort revolutionäre Zustände den endlichen möglichen Erfolg bezeichnen, so hier die hartnäckigste, schwer zu bändigende Anarchie, die im Einzelnen den unermüdlichsten Widerstand leistet, bis durch einen von außen her plötzlich erfolgenden Druck, der alles niederhält, der vernunftgemäße Zustand wieder herangezogen wird. In diesem Sinne haben Deutsche und Franzosen im harten Aufeinandertreffen sich die größten Dienste von jeher geleistet, und sich wechselseitig die Befreyung von anarchischen, oder revolutionären Zuständen gegeben. Und so kann dieß zum Belege dienen, wie heilsam die Trennung der Menschheit in verschiedne, heterogene Nationalitäten zu ihrem physischen Bestehen sey, da die Natur wohl nicht mit Gewißheit darauf rechnen durfte, daß der Mensch der vorgezeichneten höchsten sittlichen Richtung immer getreu bleiben, vielmehr zum Gegentheil sich entfernen werde, wozu die Möglichkeit selbst, eben jener Sittlichkeit wegen, ihm offen gelassen werden mußte.

Eine Betrachtung kann fruchtbringend seyn, nämlich den Werth der verschiedenen Staatsformen auf die Entstehung und Erzeugung der Literatur zu erwägen. Nachstehendes möge einen kurzen Begriff dessen geben, was gemeint sey! Wobey jedoch bloß auf's Antike Rücksicht genommen ist.

Heldenhaftes Königthum, wo der königliche Heros in seiner Würde sich erweist, ohne daß er sich im eigentlichen Sinne Rechenschaft zu geben vermag, wie er zu solcher Würde und Auszeichnung gelangt, Niemanden auch befragt, ob er das Recht, der zu seyn, habe, der er ist; willige Anerkennung, ja Freude von unten, vom Volke, von der Menge her, wenn am Heros die menschlichen Eigenschaften überragend hervortreten und mächtig alles dahin reißen: dieß sind die irdischen Elemente, die ein Dichter, wie Homer, wenn er den himmlischen Gottessinn noch dazufügt, der über der Welt von Helden noch eine Götterwelt waltend erscheinen läßt, aus der das Beste, Größte, was jene Helden so thun, als erleiden können, sich herschreibt, zu ewigem Ruhme und ewiger Freude aller bleibenden, fähigen Geschlechter immer zusammensetzen wird.

Die Unruhe, das Suchen und Treiben des Einzelnen, sein lebhaftes Streben und Begehren, sein Kampf, sich eine Welt zu Genuß für sich zu bereiten, die er, je edler er dabey gesinnt ist, mit allem Höchsten verziert, von der er sich dann bald traurig wegwendet, wenn das Streben nicht gelingt, auch wohl das leidenschaftliche Verlangen als Rache- und Strafempfindung ausströmt, dann wieder ruhig gefaßt, belehrend, mahnend, antreibend das Werk beginnt und fortsetzt, erzeugen jene bunte Mannichfaltigkeit lyrischer und didaktischer Poesie eines Pindar, Anakreon, einer Sappho, eines Archilochus, Solon, Theognis, Simonides u. s. w. Und so wird jeder schwebende Gesammtzustand der Menschheit, wo der Einzelne sich anzusiedeln, eben aufzuerbauen sucht, lebhafte Wünsche hegt, ohne die Mittel immer gleich zu sehen, noch zu finden, die zum Ausgang führen, dann rathlos und hülfsbedürftig schwankt, aber zuletzt durch klugen Beystand und Rath zum Ziele doch gelangt, immer eine Poesie hervorrufen, die der obenbezeichneter Namen gleicht.

Kaum sind aber diese Zustände, so im Einzelnen als im Ganzen, gegründet, gesichert, gegen äußern Anfall beschützt, tapfer vertheidigt,

Oder, kann ein solches dichterisches Gemüth der Gegenwart nicht entbehren, noch seines Vorzugs vergessen, so sucht es im scherzhaften Gewande, in der Maske unschädlichem Lächerlichen den tiefen Widerspruch des Zeitalters darzulegen. Und so entsteht die tragische Dichtung eines Aeschylus, Sophokles, wie die comische eines Aristophanes.

Aber die Menge, einmal dem Gemeinen hingegeben, verstockt sich nur immermehr, jemehr man ihr mit Würdigem zu begegnen sucht. So bleibt denn zuletzt nichts übrig, als Anpreisung des Vorhandenen, Anpreisung dessen, was geschieht und wie es geschieht; und schlaue Kunst wird ihr Ziel zum Edlern selbst nur durch Schmeicheley, durch Uebertreibung des einzelnen Guten, was gethan wird, finden. Hat die hauptlose Demokratie so festgewurzelt, so sind Sophisten, Rhetoren, Philosophen, pomphafte, glänzende Geschichtschreiber das Letzte und Beste, was ein solcher Zeitraum für Litteratur hervorzubringen vermag.

Man sieht hieraus, wie das Epos auf einem zeitlichen und überzeitlichen Gehalt ruht, der das Höchste, Größte, Würdigste und Ungemeinste von Erd und Himmel umfaßt.

Dann ergiebt sich, wie lyrische und didaktische Poesie aus einem einzelnen lebhaft bewußten Streben entspringt, wo das Individuum der Weltgegenstände Herr im höchsten und geringsten Sinne zu werden sucht, sich jedoch zum alleinigen Vortheil, Gewinn und Genuß.

Wenn das Epos höchst klar, einfach, schmucklos ist, und in dem ungekünsteltesten Vortrage der Erzählung von Anfang bis zu Ende sich erhält, so ist hier gar kein Vortrag mehr; der Wunsch, der geheimste Wille, die Persönlichkeit des Individuum offenbart sich hier in Rede getaucht und, wie es eben nicht das Einfache, das was eben da ist, will, sondern nach Abwesendem, Erhöhtem sich sehnt, ein Mehr, ein Uebergewichtiges des Vorhandenen will, so nähert sich der Erguß in der Sprache gleichfalls einem Auserwählten, Zierlichen, Geschmückten, Erhobenen, nicht Dagewesenen.

Tragische Dichtung sucht dann allemal ein Allgemeineres wieder auf, wenn durch das vorgehende einzelne Bestreben der Mensch einer reinen, uninteressirten Weltschätzung doch zu sehr sich entfremdet, und Welt, Schicksal, Daseyn um sein selbst willen zu betrachten, zu achten und zu schätzen, allzusehr verlernt haben sollte.

Als eine Gegenwirkung durch Lyrik und Didaktik stark aufgeregter, allzubegünstigter persönlicher Interessen, sucht sie in vollster Handlung, in höchster Aeußerung menschliches Willens durch Thaten selbst, die Nothwendigkeit der Unterordnung des Einzelnen unter ein höchstes Ganzes darzuthun und herbeyzuführen, durch Aufrufen ungeheurer Geschicke, die das Unmögliche auflegen und das Individuum dadurch seine Begränztheit einzugestehen, zu bekennen, und von der lyrischen, zuletzt selbst in That übergegangenen, Selbstempfindung zu lassen zwingen.

Auf diese Weise ist das Tragische der Form nach eine Steigerung des Lyrischen, indem es das dort durch Empfindung, Gefühl aufgerufene persönliche Interesse in vollster Handlung, als letzte äußerste Willenserhebung, auftreten läßt. Seinem innern Gehalt nach sucht es aber die Natur des Epos zu erreichen, wo ein höheres Allgemeines selbst den einzelnen Hervortritt, je kräftiger, stärker er sich äußert, nur bewirkt.

Und so wäre das Epos die Basis und der Gipfel Griechischer Poesie, lyrische und tragische Poesie aber befänden sich zu ihm in dem Verhältniß, daß das Lyrische den Gehalt, und zwar den allgemeinen, des Epos wegwürfe, und

durch eine Steigerung im Einzelnen, durch eine Erhöhung darin noch weiter zu kommen gedächte, Tragödie aber, zum äußersten Schritt der vollsten Selbsterhebung gedrängt, die Nothwendigkeit fühlte, um sich menschlich wahr zu erhalten, den epischen Gehalt in sich aufzunehmen.

Und so stellt auch comische Dichtung, die andere Gattung des Dramatischen, dasselbe Bestreben dar, indem sie es versucht, ob unter der Form des Scherzes, des lächerlichen Widerspruchs, das Ungeheure, Zwieträchtige, Unbestehende des Zeitinhalts faßlicher, eindringlicher herauszusetzen möglich sey.

Bey allen Alten wird sich sowohl in der Poesie, als Kunst ein Uebergewicht der Behandlung hervorthun; bey allen Neuern dagegen wird Stoff, Inhalt, Gehalt stets das Uebergewichtige seyn. Wenn demnach vielleicht in Beziehung auf den Stoff die Alten im Nachtheil gegen die Neuern sich finden sollten, so werden diese in Beziehung auf Behandlung eben so sehr zurückstehen. Und damit, dächt' ich, könnten die beyderseitigen Verehrer zufrieden seyn, daß

sie ihrer Partey gewisse ausschließliche Vortheile anrechnen dürfen, welche die andere nicht besitzt. Die Natur begünstigt weder Individuum, noch Nationen von allen Seiten, um sie so immer in einem gewissen Maaße zu erhalten, das sie nöthigt, noch etwas außer und über sich zu erkennen, das gleich vorzüglich, ja höher sey. Denn auf ein Hohes, ja Höchstes legt es die Natur überall an und die Einförmigkeit, die Gleichheit geht in dem Umkreise alles Daseyns nur allemal aus einem Bestreben zur Verschlechterung hervor. Wird nicht der Uranfang alles Bösen selbst in kindlicher Ueberlieferung, als ein Abfall, vom Trotze hoher Natur bewirkt, geschildert, die, ein noch Höheres über sich als Unerreichbares anzuerkennen, nicht dulden wollte?

Das mittlere Talent ergreift eben dann oft die Gegenwart allein, und reißt sie mit sich fort, wenn das höhere Talent verzichten muß, nur einer spätern abgekühlten Nachwelt erst ganz willkommen zu seyn.

Wenn ich Schiller und Göthe neben und mit einander betrachte, so fällt mir immer das Geschwisterpaar aus Wilhelm Meisters Lehrjahren ein: die schöne Gräfin, die schon als Kind mit ihrem Aeußern sehr beschäftigt war, von

früher Zeit auf eine in die Augen fallende Weise sich zu putzen und zu tragen wußte und, mit Entzücken im Spiegel beschaulich, die schönen Perlen von ihrer Tante sich umbinden ließ, dann Natalie, mit der herrlichen Fähigheit und Gabe, fremdes Bedürfniß zu fühlen, und aus sich herauszutreten, um sich als bloßes Supplement des reich und herrlich verbreiteten Daseyns bescheiden in Anschlag zu bringen.

Schiller wird der Menge immer gefallen, weil er den Werth des einzelnen Menschen, wie des einzelnen Gefühls und der einzelnen Lage über alle Verhältnisse emporzutragen und es immer so zu stellen, zu halten weiß, daß der leidenschaftlich Wünschende, vergeblich Sehnende gegen seinen Bedränger, seinen Versagenden immer Recht behält. Es sey Gott, es sey ein Gewaltiger dieser Erde, es sey die in ewiger Gesetzmäßigkeit abgemessen sich bewegende Natur, die ungeheure Gewalt des vernunftlosen Zufalls, die Fessel herrschender Sitte: müssen nicht alle diese nach einander sich gefallen lassen, daß der Dichter über sie zürnt, sie unvollkommen grausam, hart, roh schilt, wenn sie seinen Menschen und ihrem Hoffen und Wünschen sich widersetzen, und Verluste über Verluste an die Stelle freu-

devoller Träume und Vorgefühle treten lassen? — Gewiß liegt, wenn irgendwo das Ungemeine, der tiefe Quell alles Poetischen bey Schiller, gerade in dieser Allmacht, Unbedingtheit, mit der er das Individuum, das Subject über die ganze Sphäre der Welt zu erheben sucht. Und so wird seine Poesie, wo die gleiche Ansicht nach außen in allem menschlichen Seyn herrscht, stets von unfehlbarer Wirkung seyn.

Wie anders stellt sich Goethe in folgenden Zeilen seiner Weimarischen Festgedichte von 1818 selbst dar!

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens:
Denn von außen und von innen
Ist gar manches zu gewinnen.

Es ist wohl zu behaupten, daß Goethe von Schillern nie etwas aufzunehmen bedurfte, um in und außer sich zu Vollständigkeit zu gelangen. Aber das sieht jeder, daß Schillers Sprache in seinen letztern Arbeiten einem Ziele

der Veredlung zustrebt, das mit Goethes Iphigenie und Tasso hingestellt worden war.

Die Kunst, wie die Dichtung, selbst wenn sie auf Anerkennung des hohen, unerschöpflichen Werthes der Weltgegenstände, und auf Einsicht des beschränkten Maaßes des Individuums und seiner Fähigkeit ruht, schmeichelt doch immer nur diesem letztern, und sucht seinen Vortheil, wünscht diesen zu begünstigen, indem sie seine Eingeschränktheit bloß zu dem Ende heraussetzt, damit es auf seiner Fähigkeit um so entschiedener endlich beharren könne. Dieß ist selbst das Ziel solcher Productionen, wie der Faust, wo die Eingeschränktheit des menschlichen Individuums der ganzen Weltsphäre gegenüber dargestellt und geschildert wird, wie das Individuum nothwendig scheitern und zu Grunde gehen müsse, wenn es die ganze Weltbreite in sich aufnehmen will.

Dem Dichter genügt aber nicht bloß, diese baare Unmöglichkeit zu veranschaulichen, sondern er wirft sich nebenher sogleich auf Puncte, wo in der größten Beschränktheit, Einengung und Dürftigkeit, ja in dem offenbar Falschen, Ver-

kehrten, Verruchten zuletzt ein menschlich frohes und behagliches Genügen sich doch noch hervorthut und durchleuchtet.

Hierauf beruht der Werth der vielen Scenen und Schilderungen niederes Lebens, ergetzliches Dünkels, ja des ganzen Blocksbergs im Faust. Und der Dichter sucht eben das Recht, die Möglichkeit des Menschen, innerhalb der Gränzen dieser Welt doch entschieden behaglich und froh zu seyn, dadurch darzulegen, daß er diesen frohen, behaglichen Zug in dem tiefsten Irrthum verfolgt und selbst dann aus dieser Welt, aus diesem Geschlecht als nicht zu verbannen darstellt, wenn der Teufel ganz offenbar das höchste Regiment und den Zügel der Weltregierung schon ergriffen, wie es im Faust durchgeführt ist.

Ohne diesen letztern Punct, wo, nach aller Schilderung eines Unmöglichen, Unerreichbaren zuletzt nicht auf ein Mögliches, Wirkliches verwiesen würde, an dem jenes Unmögliche sich auflösen, vergehen muß, würde der Faust ein rein wissenschaftliches Werk geblieben seyn. Denn gerade, wie es der Dichtung ziemt, wenn sie auf Puncte des Unmöglichen irgendwie geräthen, einem Möglichen dann wieder zuzueilen, das in der Fähigkeit des Individuums liegt, ziemt es

der Wissenschaft, das einmal ergriffene Unmögliche um so fester zu halten, um so klarer, heller herauszusetzen, wobey sie von allen Vortheilen und aller Möglichkeit, die dem Individuum zu Gute kommen könnte, gänzlich abstrahirt, ja das Individuum und sein Erforderniß gänzlich ignorirt. Und so wird alle Wissenschaft immer das Bestreben haben, zu entselbsten, wenn die Kunst und die Dichtung auf die angenehmste Verselbstung hinarbeitet. Beydes liegt in der menschlichen Natur gegründet, und so werden wir Epochen finden, wo das Bedürfniß der Menschheit bald dem einen, oder andern zufällt, ja wo die Natur durch Hervorbringung theils wissenschaftlicher, theils poetischer und künstlerischen Talente, der Menschheit die Richtung zu dem einen, oder andern vorzugsweise giebt. Und dann werden wir finden, daß die Menschheit bald durch das eine, bald durch das andere, indem sie sich ihm im blinden Zuge hingiebt, den unersetzlichsten Schaden sich zufügen kann. Daher denn die Natur wohl allenfalls auch beydes braucht, um beydes durcheinander zu beschränken, indem sie, wo die Wissenschaft universelle Tendenzen als oberste menschliche durchzusetzen sucht, gleich die Dichtung und Kunst als Gegengewicht hervorru-

fen wird, um von einem zuletzt kahlen und schmalen, nullen Allgemeinen das Menschenbestreben in den Kreis des Menschengemäßen zurückzurufen. Und so ist es umgekehrt der Fall, wenn durch Kunst und Dichtung eine unrichtige Verselbstung zuletzt als allgemeiner Zustand herbeygeführt worden.

Wie das frische, frohe Hervortreten einer ganz kecken Dichtung im 18ten Jahrhundert jene schaale Begriffsmanier des 17ten Jahrhunderts beseitigt hat, ist Jedermann noch im Andenken. Und wie die Wissenschaft, die mit ihren Anforderungen an Allgemeinheit gegen den Schluß des 18ten Jahrhunderts hervortrat, fast zu einer förmlichen Verrücktheit geführt hat, indem jedes neuere Individuum in allen Verhältnissen Staat, Kirche, Leben nicht viel weniger, als das Ganze selbst darin zu seyn sucht, und keine Unterschiede mehr dulden und anerkennen will: hierüber vermag der noch gegenwärtige Moment aufzuklären. Und so finde man hierin die Bestätigung des oben Aufgestellten!

Jede Scene im Faust hat ihre Exposition, ihre Verwickelung und Auflösung und ist im

Sinne des Ganzen durchgeführt. So daß also jede Behauptung der Art, wie die Aug. Wilhelm von Schlegels in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur, die Behauptung eines Uneinsichtigen ist. Möge Nachstehendes geeignet seyn, über den Zusammenhang des Ganzen sowohl als seiner Theile einigen Aufschluß zu geben! Denn freylich wird ein Ausleger Goethe's und seiner Arbeiten immer auf der Huth seyn müssen, wegen des unermeßlichen Gehalts dieser Arbeiten, sich nicht allzuviel zuzutrauen und wohl thun, dem Verfasser eine Superiorität beyzulegen, der er nicht gewachsen sey. Und so soll auch durch das Nachstehende Niemandem ein glücklicheres Eingehen und Eindringen benommen seyn, dergestalt, daß ihm das Problematische zur völligen Gewißheit wird.

Der Faust von Goethe, indem er die Irrthümer darstellt, welchen der Mensch unterworfen ist, wenn er seine wissenschaftliche Anlage auszubilden beginnt und dabey durchaus im Dunkeln, im Ungewissen ist, wie viel er seiner Fähigkeit hierin zuzuschreiben habe, enthält gewiß einen der Poesie sehr zusagenden Stoff.

Die Wissenschaft nöthigt eigentlich in ihrer höchsten Vollendung das Individuum sich selbst

zu vergessen; der Mensch soll in ihr schauen ohne weitern Bezug, ohne an einen Zweck zu denken, der auf ihn und sein Bedürfniß ferner nach zurückführte. Nun kostet es aber dem Individuum einen ungeheuren Kampf, sich zu einer Thätigkeit zu entschließen, die, je vollendeter sie in sich selbst wird, von ihm und seiner Natur um so mehr abführt. Hier ist eine höhere, erweiterte Behandlung der Dinge, von denen zu practischen Lebenszwecken und Vortheilen der Mensch, bey einer schwankenden Erkenntniß, sich schon so manches zueignete. Nun soll er bey vermehrter, erhöhter Einsicht die Aussicht auf Mehrung des gleichen Vortheils völlig aufgeben, auf sie verzichten. Hier tritt nun die sinnliche Begier, das hülfsbedürftige und lebenslustige Verlangen mit solcher Gewalt ein und bewirkt ein Zusammentreffen, das, indem es auf das Unmögliche, Gränzenlose sich richtet, das Seltsamste, Abentheuerlichste, Unwahrscheinlichste zu Wege bringt.

Das Wunderliche, das Barocke, Tolle, Fratzenhafte der sämmtlichen Hexenscenen beruht größtentheils auf dieser Verwechselung eines Sinnlichen mit dem Wissenschaftlichen und zwar, indem eine Anwendung zu Lebenszwecken noch ferner gefordert wird, wo das reine Schauen nur an sich

möglich und zulässlich ist. Der Dichter hat aber vorzüglich darin seine Kraft bewiesen, indem er die Wunderlichkeiten, das Verkehrte dieses Irrthums von seinen geringsten Stufen bis zum vollkommensten Unsinn und der völligen Verrücktheit hinaufführt.

Mit derjenigen Scene, welche überschrieben ist: Hexenküche, beginnt die Exposition jener sinnlichen Anforderungen, welche das höhere Wesen der Wissenschaft zu gewältigen suchen, um die Sinnlichkeit auf eine gleiche, höhere Stufe zu erheben. Besteht nun die Kraft ächter Wissenschaft darin, daß sie den Menschen auf ein Unendliches führt, welches der Mensch als außer und über ihm unabhängig bestehend gewahren und anerkennen soll, so geht durch jene Scene die Anforderung durch, dieses in seinen unendlichen, weitern Eigenschaften Gewahrte irgendwie zur Natur, zum Charakter des Menschen selbst und zwar, von Seiten des Genusses, des Besitzes machen zu können. Vorerst soll nun das Streben höherer Erkenntniß und Einsicht behülflich seyn, eine das Leben ewig verjüngende Lebenstinctur zu bereiten.

Damit aber ein solch Verfahren des Menschen, ein solcher Mißbrauch der Wissenschaft ein

nigermaßen motivirt und einem vernünftigen Streben zugeführt erscheint, deutet der Dichter in einer frühern Scene auf das verheerende, schreckliche Bild einer alles hinraffenden Seuche und Pest. Hier ist der Mensch unschuldig auf einmal verheerenden und zerstörenden Mächten feindlicher Natureinflüsse wehrlos hingegeben. Soll er nicht nach Hülfsmitteln sich umsehen, die diesem Verderben steuern, in welchem die Natur, uneins mit sich selbst, ihren eignen Zweck aufhebt, indem sie gegen ihre eigne Schöpfung blind wüthet?

Aber der Widerstand, welchen der Mensch von sinnlichen, habsüchtigen, lebens- und hülfsbedürftigen Seiten zu einer reinern Ausbildung in der Wissenschaft erfährt, ist nicht der einzige. Der platte Dünkel, der anmaßliche Glaube, schon zu viel, ein Unmäßiges, ein Letztes gethan und erworben zu haben, ist beynahe eine eben so große Schranke, wenn auch alles Ähnliche einer Anwendung dabey völlig ausgeschlossen wäre. In diesem Geiste ist vorzüglich die Kellerscene durchgeführt, wo jene lustigen Gesellen sich weniger über das Unwahrscheinliche dessen, was Mephistopheles thut, erzürnen, als darüber, daß er sich anmaßt, ihren Verstand zum Besten zu haben;

zu foppen, wie es freylich an so gescheidten, feinen Leuten, die in dem kleinen Paris von Deutschland leben, ein gar unhöfliches Vergehen ist, etwas über ihren Klugsinn und ihre Weisheit zu unternehmen und glücklich auszuführen, mit dem Ansinnen, es nur gut seyn zu lassen, wenn sie auch nicht viel davon begriffen.

Endlich ist in Faust selbst der dritte Irrweg dargestellt, nämlich indem das Individuum das unendlich höhere Wesen des Wissens einsieht, sich frey von allem Eigennutz und aller sinnlichen Anwendung gemacht hat, dafür aber nun auch den gränzenlosesten, unbeschränktesten Aufschluß fordert, wozu es sich durch die Einzigkeit, den hohen Werth sittlicher Natur außerdem noch berechtigt wähnt und hierdurch in einen ungeheuren Conflict verwickelt wird, indem der Werth und die Würde sittlicher Natur des Menschen darin besteht, daß sie zwar auf das Höchste, Ursprünglichste der Welt und Menschheit zurückführt, keineswegs jedoch auf eine schrankenlose und unbegränzte Weise, sondern indem der Mensch die bestimmtesten Gränzen dabey gewahrt und es einsieht, daß in ihrer willigen, getreuen Anerkennung im All der Dinge die ein-

zige Möglichkeit zu seiner Existenz begründet sey.

Und so besteht denn das Kühne der Behandlung des Charakters Faust darin, daß dieser, indem er das entgegengesetzte rechte und höhere Verfahren einzuschlagen scheint, doch um nichts besser daran ist, als jene Gesellen in Auerbachs Keller, als jene, durch sinnlich-groben Wahn zur Hexenküche Getriebene, und um nichts weniger zuletzt auf dem äußersten, schlimmsten Gipfel des Brocken sich findet.

Das große ästhetische Interesse der Darstellung von Faust besteht darin, daß dieser im Anfange den Teufel sogar nicht scheuend und den vollen Wahn des Glaubens an ein solch Widernatürliches, Fratzenhaftes, Unmögliches klar einzusehen andeutend, zuletzt Wünschen entgegengetrieben wird, die ein solch Unmögliches lebhaft fordern, um der Klemme zu entgehen, in die er durch das Bestreben, einem ächten, Gott und der Natur gemäßen Leben sich hinzugeben, gebracht worden.

Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder:
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel seyn.

O, giebt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg zu neuem bunten Leben!

So kann ein leidenschaftliches Bestreben den Menschen so ängstigen, daß er willkürlich, und in stärkstem Verlangen mit den Hoffnungen des Unmöglichen, Unwahrscheinlichen sich hinhält, was er in klaren, ruhigen Zuständen als das nackte Unwirkliche einsieht und zugesteht.

Nun aber soll einmal jenes Unmögliche, Unwahrscheinliche als wahr und wirklich eintreten, der leidenschaftliche Wunsch sich erfüllen: wird der Mensch gefördert, gebessert seyn? Wird nicht das Gefühl auf einem der allgemeinen Ordnung der Natur widerstrebendem Wege zu dem sehnlichst Verlangten, dringend Geforderten und Erheischten gelangt zu seyn, ihn bey dem vollsten Genusse, ja bey der Befriedigung des Liebsten immer quälen und wie eine schwere, ungeheure Last seinen Busen bedrängen? Und so findet auch

Faust keine Befriedigung, je geschäftiger Mephistopheles ist, auch das kleinste Verlangen seines Gebieters auszuführen! Vielmehr nähert er sich dem Verworrenen, Tristen, Abgeschmackten und endlich dem Entsetzlichen, Verruchten, Verworfenen immer mehr, je weniger er nun schrankenlos, unbegränzt jedem Wunsche Gewähr zu verleihen verhindert ist. Und so vermag die dichterisch angenommene Möglichkeit des Mephistopheles zu überzeugen: wie der Mensch, durch das Abgeschmackte getrieben, zu einem immer neuen Abgeschmackten geführt, vergeblich wähnen wird, aus peinlichen Zuständen durch andere Hülfsmittel sich befreyen zu können, als welche freylich mit seiner Ungeduld nicht immer im gleichen Schritt, und mit seiner Bedrängniß gleich eilig, die Natur nach und nach allein ihm anbietet und darreicht.

Der Mensch unternehme nur eigentlich etwas, was an und für sich sogar ein Löbliches, Rechtes seyn mag, wozu er jedoch nicht verhältnißmäßige Kräfte mitbringt; er versäume dann äußere und innere Warnungen, die ihm das Unthunliche, Unrechtmäßige seines Beginnens darle=

gen, zu beachten, und er wird alsbald erfahren, ob er sich nicht dem Falschen, Lügnerischen, Abscheuwerthen, Unwahrscheinlichen, das er vielleicht von vorn herein selbst für das Unmögliche, Unrechte hielt, in die Arme wird werfen, es als einzige Auskunft seiner Schicksale verehren und über sich erkennen müssen.

Dieß ist's, was in Faust's Schicksalen, als dem Repräsentanten der übertriebenen Anforderungen einer höhern Bildung und Cultur, so wahr dargestellt ist, wenn dieser das ächte Bestreben in Wissenschaft über Vermögen seiner natürlichen, eingebornen Kraft zunächst anlegt, dann das wahnvolle Mögliche zu Hülfe ruft und probirt, da ihn die natürlichen vorhandenen Hülfsmittel verlassen und zuletzt auch hier im entschiedenen Mißlingen, durch ein, mit dem Gegentheil offen Hervortretendes, zu Beschränkung und Selbstbegränzung, als letzter und einziger Auskunft verwiesen, endlich verzweifelnd Alles wegwirft und sich tückisch verrathen und betrogen findet, so daß nicht gute Geister einem menschlichen wahren Beginnen auf diesem Weltboden zu Hülfe kämen, sondern das Verworrene, Verkehrte, Mißlingende es sey, das alles beherrsche!

Ist es nicht Staub, was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget?
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hier und da ein Glücklicher gewesen? —
Was grinsest du mir, hohler Schädel, her,
Als daß dein Hirn, wie meines, einst verwirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmrung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit jämmerlich geirret?

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Beßre Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Unauflöslich, endlos aber wird der Irrthum, jede Selbsterkenntniß einer Schuld ausschließend, wenn er nicht aus dem Ergreifen eines schlechthin Unlöblichen, Gemeinen entsprungen, sondern einem Triebe angehört, der das Edelste, was die Welt kennt, zu umfassen suchte. Und so ist

dieß auch der tiefe Antheil, den Faust in uns erregt. Und wir bemitleiden ihn, weil er dem Ungeheuren, Abgeschmackten um so entschiedener entgegengeführt wird, je weniger er bey der Würde und Wahrheit des vorgesetzten Werks zur Aufklärung, zur Erkenntniß des Unverhältnißmäßigen und Unzureichenden, der ihm von innen, wie von außen, aus dem Bestreben Gleichzeitiger verliehenen Mittel zu gelangen vermag.

Wir fühlen es mit ihm, wie unter solchen Umständen der betrügerische Versuch mit der Magie, das mißlingende, unglückliche Beschwören der Geister, ihn nicht heilen, sonden immer tiefer verletzen, und seine ganze Nichtigkeit ihm nur zur höchsten Demüthigung an Tag bringen müsse, so daß der nun auf das reine Gegentheil von Mäßigung und tröstlichem Erharren verweisende Chorgesang des Christlichen Glaubens nur die Wirkung, nach dem eigenen Ausspruch des Evangeliums selbst, auf ihn, den so Eingeengten, ausüben kann, daß dem, wer nicht hat, vollends genommen werden solle, was er noch haben möchte.

Und so wünscht er denn Mephistopheles unsäumt herbey, sieht ihn als die ungeheure Kraft und Gewalt, die das ganze Daseyn und Welt

loos des Menschen beherrscht. Ja, wenn er auch das Falsche, Lügenhafte, Ungeheure ist, so trägt er wenigstens die Wahrheit und Gewißheit an der Stirn, daß es nicht mehr möglich sey, von diesen Seiten an ihm sich zu täuschen, und von ihm selbst noch im Verkehrten hintergangen zu werden. Und so wird aus dem Drange unverfälschter Wahrheit und Gewißheit der Bund mit dem Bösen endlich selbst für die diesseitige und jenseitige Welt eingegangen.

Wenn der, als ein gesundes Ganze sich kräftig fühlende Mensch der mannichfachen Zertheilung des umgebenden Daseyns, und der stets unter der Form einer lebhaften Gegenwirkung und gelinden Erschütterung hervortretenden Art desselben einen eigenen Reiz abzugewinnen vermag, wodurch er in seiner eigenen Lebenskraft sich um so mehr bewußt wird, indem dieselbe sich als überwindende und überwiegende Stärke von ihm entwickelt: so wird das krankhafte, aus seinem gesunden Zustande gestörte Gemüth dagegen an allem diesen den Anlaß und ungünstigen Einfluß zu einer ewigen Einengung erblicken und das Nachtheilige, Unbequeme solcher Wirkungen

allein ins Auge fassend, völlig vergessen, daß dieß nur die eine Seite der Welt und alles Lebens sey, von der sie sich im stehenden, bleibenden Bilde einzig bloß dem Verzagenden, Geschwächten, in aller Kraft Herabsinkenden zeige. Und so vermag derselbe Anlaß, der zuerst eine frohe, frische, thätige Stimmung hervorbrachte, in aufgelösten Zuständen sich, zu dem ewigen Hinderniß und Weltwiderspruch, in dem erkrankten Gemüthe, zu bilden, bey dem es, wenn es einer ehrfurchtvollen Gesinnung nicht fähig ist, sich dem selbsüchtigen Wahne überläßt, die Welt, so wie sie in ihren Wirkungen sich als Widerspruch manifestirt, sey in ihrem innersten Grunde und ihrer höchsten Nothwendigkeit ein bloßer Widerspruch, und auf ihn gegründet.

Diese Unlust, dieses Unbehagen wird aber um so größer, je lebhafter das Individuum von seinem Werthe und dem Rechte aller seiner Anforderungen an das gesammte vorhandene Daseyn überzeugt war und hierin sich ein Unbedingtes, Schrankenloses zuschreiben mochte. Denn der, in einer bestimmten Mitte und naturgemäßen Begränzung sich haltende Mensch wird sich freylich, weil ihn das innere Maaß von falschen Bestrebungen zurückhält, so leicht, so glücklich,

so froh in der Mitte des Daseyns fühlen, daß ihm nicht zu verdenken ist, wenn er überall die glücklichsten Erfolge gewahrt, sich einzubilden: die Welt sey für ihn einzig erschaffen und alle diese unzähligen Wirkungen nur wie ein Kleid, eine gerechte Hülle einzig seiner Existenz angepaßt und ihr zugemessen.

Allein er verrücke diese natürlichen Gränzen um ein Weniges, verliere seine erste Unbefangenheit und er wird gewahren, daß er sich in einem ungeheuren, complicirten Element befinde, wo es auf die Förderung eines menschlichen Daseyns keineswegs bloß allein abgesehen sey. Er wird auf Spuren einer Thätigkeit für ein Daseyendes stoßen, dessen Beschaffenheit vom Zweck, von der Art menschlicher Natur ganz abweichen müsse.

Kann nun aber das Individuum nach dieser zweyten Erfahrung seine erst geglaubte Priorität nicht verläugnen, indem es sich zu der Idee eines unermeßlichen, verschlungenen Ganzen zu steigern sucht, von dem ihm zu Aufnahme wie Uebersicht nur ein kleinster, bestimmter Theil zugewiesen sey; so wird es in einen dumpfen Zwiespalt gerathen, wird sich von seiner gewähnten Höhe herabgebracht, erniedrigt sehen und verzweifelnd den höchsten, ersten Vorzug als einen

Betrug und das ganze Daseyn als eine ungeheure Unwahrheit und Lüge betrachten, vor deren blendender Erscheinung, als der gleißenden Decke eines Falschen, Betrüglichen, sich die Menschheit vergeblich zu hüten suchen werde. Und so verfinstert sich das All, die Welt, die Natur, und jene Teufelslarve entsteht, die das ganze Athmen und Leben zur Fratze herabzieht.

Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Beßre Trug und Wahn.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah' gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgestreift den Erdensohn;
Ich, mehr als Cherub, dessen freye Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und schaffend Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nur keine Furcht, daß ich das Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist g'rade das, was ich verspreche.
Ich habe mich zu hoch gebläht:
In deinen Rang gehör' ich nur.

Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.

Und so vermag denn von außen, wie von innen an allen solchen Anlässen, über die das Individuum theils durch Erhebung, theils durch Selbstbeschränkung sich nicht zu steigern im Stande ist, sich die Vorstellung von einer dunkeln, feindlichen Kraft dem Menschen zu entwickeln, die, als Hauptimpuls, in diesem ganzen Weltall bloß thätig sey. Und der Mensch ruft verzweifelnd diesem Feindlichen, Niedrigen zu:

In deinen Rang gehör' ich nur!

Mephistopheles im Faust ist das dichterische Bild des vereinigenden Complexes aller solcher Anlässe, die, indem sie theils über das Daseyn des Menschen hinausgehen und der breitern Natursphäre, die auf noch andern, als menschlichen Lebenszweck gerichtet ist, angehören, theils als Gegenwirkungen, unter der Form des Widerspruchs in das menschliche Leben selbst eintreten, — wahnvoll von einer menschlichen Natur als das Ungünstige, Ungeheure, Verruchte, das Le-

den Hemmende einzig ausgelegt und dafür angenommen werden. Dergestalt, daß nun ihre erste, in der Natur wohlbegründete, Wahrheit auf ein solch verschobenes, dünkelvolles Gemüth, indem es darüber zu reflectiren beginnt, nur als schneidende Ironie wirken, und mit den verletzendsten Effecten zum Fernern sich offenbaren kann, und endlich dem Individuum bis zur Vernichtung und Zerstörung gefährlich werden muß.

Unter den verschiedenen geistigen und sittlichen Motiven, durch die hier eine Lösung des Charakters Fausts versucht worden, muß insbesondere noch als mehr äußeres historisches Motiv hervorgehoben werden der Kampf des Genies, des außerordentlichen Talents mit den unvollkommenen Weltzuständen, inwiefern diese die hinreichenden Mittel, das innerste Bedürfniß einer solchen Natur zu befriedigen, nicht darreichen.

Wer es weiß, wie das Genie, das große Talent Jahrhunderte seiner Zeit vorauszueilen vermag, wird sich eine Vorstellung von den peinlichen Zuständen zu machen vermögen, indem mechanische und technische Unvollkommen-

heiten seiner Zeit ihm keineswegs erlauben, dasjenige auch äußerlich vollständig und vollkommen darzustellen, was es von innen in gewissem Sinne als ganz und vollständig schon besitzt. Da muß denn der Drang sich zu veräußern zuletzt auf manches Abstruse führen, indem eine solche Natur wohl das Ziel erblickt, ohne jedoch die Mittel genau zu kennen, welche allein dazu leiten.

Dieses Bedrängniß nun, was bey dem Unzureichniß der mehr regelrechten, ordnungsmäßigen, ja natürlichen Mittel zu verwickelten, verworrenen Hülfsmitteln endlich greift, um jenen Drang zu befriedigen, ist an unserm Faust in dem Auffassen des magischen Elements dargestellt, als das wissenschaftliche Element seiner Zeit ihm nicht taugt und zureicht.

Findet sich nun aber noch ferner, daß eben die naturgemäßen, ordentlichen Mittel, wie die gesammte ausgearbeitete, vorhandene Wissenschaft, durchaus nicht bloß unzureichend sind, sondern auch im völligen Widerspruch stehen mit jenem innern, nach Leben und höchster Naturwahrheit ringenden Bedürfnisse eines solchen Individuums: so ist es nicht zu verwundern, wenn es ins Ue-

bernatürliche, Unmögliche flüchtet, ja, ohne es selbst recht zu wissen und im besondern zu beabsichtigen, sich mitten drinne findet. Da denn freylich, wenn es hier nicht die zarten sittlichen Regionen betreten will, die den Menschen über sich, wie über die ganze Natur auf eine eigene neue Weise emporheben, es sich dem sinnlichen Element zugetrieben finden wird, indem der Sinn noch immer eine gewisse Frische und Lebendigkeit behauptet, und als lebendiges Band jener geforderten gefühlten Naturgemeinschaft am Menschen bleibt, wenn auch der Geist mit der Natur sich gänzlich entzweyt, davon abgewandt und in sich selbst versunken ist, indem er irrig wähnt, in sich allen Stoff zu seinem Daseyn und seinem Leben finden zu können, wie es das abstruse, verknöcherte Wissenselement aller Zeiten darthun kann.

Schönstes Bild des duldenden Odysseus, dem die Götter das Glück gönnen, alle Kräfte menschlicher Natur in Gefahr und Ungemach, und scheinender trügerischer Ruhe zu erproben, bis der Held unwissend auf dem ersehnten heimischen Boden sich mit einmal findet!

Und jenen Freyern, die schwelgten und praßten, in gemeinsamer Versammlung stets sich berathend, daß alles nach gleichem Loose vertheilt sey, im Gleichgewicht des Einerley sich erhaltend, gedieh es ihnen am Schluß zum Vortheil? Da alle wie Ein Mann waren, keiner einen abweichenden Vorzug vor dem andern hatte, so vertilgt sie der Eine vorzügliche Heros wie Einen feigen, weichlichen, ausgearteten Menschen. Denn nur alsdann, wenn in einem Lebenskreise mannichfache Unterschiede herrschen und die Stufenleiter derselben viele Sprossen zählt, wird das Streben des Besten, Höchsten in einem jeden wach und lebendig erhalten. Und so schwingt nur da, wo der einzige göttergleiche Heros, mit dem sich nichts messen darf, besteht, auch der Sauhirt allenfalls sich zu etwas Heroischem empor, wie jener göttliche Sauhirt des göttergleichen Odysseus.

In der Odyssee, wie im Faust, wird uns ein kämpfendes menschliches Bestreben gezeigt; aber wenn der moderne Dichter, um sich zu einer gleich hohen Wirkung aufzuschwingen, dieses Bestreben bis dahin zu verfolgen sich genöthigt sieht, wo es in ein völlig Abstruses, Bodenloses sich verliert, so sehen wir, führt der antike Dichter den

Helden aus allen Abentheuern, aus allem Ungewohnten, Fremden, Unbekannten in die heimische väterliche Welt zurück, und giebt erhöht und gereinigt ihn dieser wieder.

Möge dieß einer frühern Aeußerung zu Hülfe kommen, wo behauptet wurde, daß die moderne Poesie vom Unwahrscheinlichen, Unmöglichen beginne, während die antike das Mögliche, Wahrscheinliche, Menschengemäße sogleich wieder herzustellen sucht.

Man darf behaupten, aller modernen Poesie sey eigentlich das Epos fremd. Selbst wo sie rein erzählend zu seyn sucht, wird sie bey der mindesten Steigerung lyrisch, oder dramatisch. Als Beyspiele betrachte man nur Tasso's befreytes Jerusalem, Goethes Herrmann und Dorothea und selbst das Nibelungen-Lied.

Dagegen ist das Homerische Epos im lebhaftesten Dialog, in der offenbaren Wechselrede noch nicht dramatisch, ja das Attische Drama kann in einer gewissen Ausführlichkeit, Breite und Redseligkeit des Dialogs, selbst bey den besten Meistern, seinen epischen Ursprung nicht verläugnen. Die Wurzel, das Fundament aller antiken

Poesie ist ohnstreitig das Homerische Epos. So wie wir Neuern, um das Ursprüngliche, Uranfängliche unsrer Poesie anzuführen, die dramatischen Arbeiten Shakspeare's und Goethe's immer im Sinne werden haben müssen. Alle modernen Epopeen sind eigentlich unterdrückte, unentwickelte, eingeschränkte Dramen.

Der Neuere, um episch werden zu können, besitzt viel zu wenig äußere Begünstigungen in seiner Natur, viel zu wenig Kraft, um aus sich rein herausgehen zu können und ihm fehlt es viel zu sehr an Behagen, um sich einem gewissen leidenden Antheil hinzugeben, der in vollem gnüglichen Schauen und Aufnehmen dennoch als Genuß und die vollste Affection des Daseyenden sich hervorthue. Uns scheint Homer sehr ruhig: er ist es ganz und gar nicht in seinem Sinne, sondern er ist eben so hinreißend, wie wir, nur freylich ist er es unter einer andern Form, die uns allerdings nicht sehr anregt, so wie wohl ein Grieche überhaupt unsere Weise und unser Maaß, bewegt und heftig zu seyn, wenig gewahren und gelten lassen würde.

Dramatische Poesie ist daher bey allen Neuern vorzugsweise so begünstigt, wie bey den Antiken epische Poesie; und im neuern erzählenden Ge-

dicht wird sich der dramatische Grundcharakter so wenig zu verläugnen vermögen, als beym antiken Drama das Epos als seine Grundlage sich zu verläugnen vermag.

Einer der bedeutendsten Irrthümer, der durch Wolfs Ansicht über den Homer hervorgebracht worden, ist, daß das Wesen des Epos in einer Fähigkeit, unendlich verlängert und verkürzt zu werden, bestehe. Aug. Wilh. von Schlegel wiederhohlt diesen Gedanken besonders mehrmals in seinen dramatischen Vorlesungen, und spricht ihn didactisch, ja dogmatisch aus.

Es ist schon früher angedeutet worden, woher dieser Irrthum bey den Neuern entstehe. Und so bleibt nichts zu thun übrig, als gegen Wolf und Schlegel einzuschärfen: die Homerischen Epen, beyde zusammen, hätten, wie alles wahrhaft Productive, einen bestimmten Anfang, eine bestimmte Mitte, einen bestimmten Schluß, zu dem sich nichts hinzufügen, noch abnehmen lasse.

In der Ilias, zum Beyspiel, ist das oberste vorherrschende Thema, dem alles andere untergeordnet ist, an das sich alles anschließt, die Zerstörung Ilions. Freylich nicht die mechanische,

greifliche, sichtbare, gemeine Verwandlung der Stadt in einen öden und wüsten Steinhaufen, sondern die lebendige Entfaltung der zur Zerstörung zusammengetretenen Anlässe, Ereignungen, Kräfte, Schicksale aus der Natur der Menschen, ihrer Denk- und Gesinnungsweise, ihrer Verderbtheit und Auflösung, ihrer Schwäche, und ihrem Uebermuth, ihrer Leidenschaftlichkeit, Hartnäckigkeit, ja ihrer löblichen Gesinnungsart, zuletzt dem Willen und Entschlusse und Mitwirken der Himmlischen hergeleitet.

Deßhalb bietet sich der Dichter in solchen Massen auf, die kleine für sich bestehende Ganze bilden, um zu einer gewissen Vollständigkeit zu gelangen. Wiewohl er jedoch ein wirklich Geschehenes zu überliefern gedenkt, so thut er es doch nicht historisch, sondern in dichterischer Behandlung, weil sein Bestreben darauf gerichtet ist, nicht bloß ein Wahres, Wirkliches, das aus Bedeutendem und Unbedeutendem zugleich zusammengesetzt ist, hinzugeben, sondern ein Angenehmes, Gefälliges, was aus lauter Gewähltem, Vorzüglichem bestehe.

In diesem Sinne fällt er nicht mit der vollständigen Breite der ganzen Begebenheit von Anfang bis zu Ende ein, sondern führt uns auf

gewisse Standpuncte, von denen, als hervorragenden Gipfeln, das Vorgehende leicht abzunehmen, das Folgende leicht einzusehen ist. Daher erzählt er uns denn vom Anfange nicht erst den Raub der Helena, dann die Abfahrt der Griechen und ihre neunjährigen vorgehenden Bemühungen; sondern die Scene eröffnet sich im zehnten Jahr im Griechischen Lager selbst, in dem interessanten, bedeutenden Augenblick, da die Griechen endlich zum Angriff auf Troja selbst, nachdem sie dieser Stadt endlich hinreichend nahe gekommen, sich anschicken und nun Aller Wünsche und Hoffnungen in Erfüllung zu gehen scheinen.

Da sondert sich aber auf einmal der Hauptheld, der sich in einem Privatinteresse verletzt findet, plötzlich ab, und die Catastrophe geräth in plötzliches Stocken. Ja die bisher Besiegten und zum Untergange Bestimmten gewinnen plötzlich ein solches Uebergewicht, daß nicht der Troer Untergang, sondern der Untergang der Griechen vom Schicksal beschlossen zu seyn scheint. Und doch ist letzteres nur der Fall: denn eben wie die Griechen den schwersten Kampf bestehen, geschieht es, daß der abgesonderte Held wieder gemeinschaftlichen Antheil nimmt. Ihm unterliegt der

gegenüberstehende Hauptheld der Troer, welcher jene günstige Wendung im Geschick der Troer herbeygeführt und die Griechen, trotz aller ihrer noch übrigen Besten, in Bedrängniß versetzt hatte. Und nun ist kein Zweifel, ob Ilion noch länger bestehen könne, nachdem diese Hauptwehr, die von außen und innen alles Edelste und Trefflichste der Gegenseite in sich vereinigt, niedergeworfen worden.

In wiefern Homer aber zur Absicht hatte, eine Begebenheit nicht in Resultaten bloß, wie der Geschichtschreiber gethan haben würde, sondern in der Veranschaulichung und Darstellung durch persönliche, lebendige Kräfte, weil Darstellung ohne dieses nicht gedenkbar, zu schildern; weil nun ferner jedoch nicht das Handeln einzelner Personen selbst, in seinem Werthe und seiner Würde an sich, als Hauptthema, sondern in Beziehung auf das Förderniß, oder Hemmniß der Hauptbegebenheit durchgeführt werden sollte: so kann man sich überzeugen, wie nichtig die Behauptung Wolfs sey, daß die Einheit des Homerischen Epos gestört sey, indem der Hauptheld Achill offenbar zu lange vom Schauplatze entfernt bleibe, nachdem er im Anfange zu kurz darauf erhalten worden und zuletzt willkürlich

wieder erscheine. Auch sey die Zwischenhandlung der Uebrigen, das Ueberwiegen Hektors, ein unmäßiges Verschleppen, ein fehlerhafter Aufenthalt, ein zufälliges, zu gedehntes Ausspinnen, den einzelnen Rhapsoden einzig beyzulegen.

Im Gegentheil jedoch, da das Ziel unsers Dichters eine Begebenheit ist und nicht etwa eine gemeine und unbedeutende, so mußte er, damit ein hinreichend würdiger Begriff von ihr entstehen könne, eben diesen Aufwand machen, der als eine Dehnung erscheint, weil es in der Natur einer jeden großen Begebenheit liegt, daß sie mit einer gewissen Breite und Umständlichkeit zu Ende rollt. Und so wirkt selbst das leer erscheinende Völkerverzeichniß mit durch seine Masse und Breite dem Zuhörer und jetzigen Leser zu exponiren, daß hier ein ganzer großer Kreis der Menschheit, in zwey Hälften getheilt, um das Aeußerste sich anstrenge, ein Außerordentliches zu bewirken strebe. Und so sind ferner endlich jene einzeln hervortretenden Helden, da die ächte Darstellung nie lange bey der bloßen Masse verweilen darf und kann, um nicht auszugehen — indem sie mit dem Einzelnen, Mannichfaltigen, Mehreren sich bloß im Schwunge und Gange erhält — nur hervorgehoben und angebracht, um

an der Anzahl einzeln würdig und bedeutend Her-vortretender den, dem Ganzen angehörigen Gehalt recht zu veranschaulichen und zu offenbaren. Daher das kurze, rasche Hervortreten und Verschwinden dieser Helden in einer Weise, die freylich nicht genug thun kann, wenn ihre Persönlichkeit, ihre Handlung des Hauptziel und die Hauptaufgabe des Dichters gewesen wäre.

Wie nun aber die Ilias eine Begebenheit aus dem Vereine auf Einen Punct versammelter großer Kräfte der Menschheit darstellt, so hat die Odyssee zur Absicht, die Erfolge jener Gesammtbegebenheit zu schildern und zwar nicht sowohl für die Gesammtheit, als für das einzelne Individuum. Daher findet in der Odyssee die umgekehrte Anordnung und Beziehung Statt. Hier wird selbst die Gesammtbegebenheit, nur um die Begebenheit, das Schicksal des Haupthelden bedeutender, vorzüglicher, interessanter zu machen, erwähnt und ausgeführt und dient zur Exposition der Breite, Weite und Wirksamkeit der Leiden und Erduldungen des Helden.

Ein tapferer, geistig-gewandter, durch äußere und innere Vorzüge ausgezeichneter, von den Göttern geliebter Mann soll uns vorgeführt werden, wie er, durch eine allgemeine Begebenheit

fortgerissen, des höchsten Glückes entbehren mußte, das ihm daheim in glücklicher friedlicher Zeit geworden wäre. Sein Haus, Gattin und Sohn erwarten ihn mit Sehnsucht. Nun hat er, der sich bey jener, durch widerwilligen Antheil ihm nur aufgedrungenen, Begebenheit nicht bloß tapfer, sondern, als Genosse und Freund, höchst wünschenswerth und trefflich bewiesen, mit den größten Widerwärtigkeiten, zufälliger und nothwendiger Art, zu kämpfen, ehe er zu dem mäßigen Ziele gelangt, Gattin und Sohn und Untergebenen seine lang' entzogene Sorge und Pflicht wieder zuwenden und die alte Ordnung durch Abstellung unterdeß eingerissener Mißbräuche einer schlechten Gesinnung und Denkart wiederherstellen zu können.

Und so ist der Zweck und Sinn aller weiten und breiten Schilderungen in diesem Gedicht der, zu zeigen, wie durch das Zusammenziehen aller werthen Kraft auf Einen Punct ein unvermeidlicher Mangel alles Werthen und Würdigen im Einzelnen habe entstehen müssen. Woraus denn eben im Einzelnen und für die Schicksale des Einzelnen ein so Trauriges, Nachtheiliges habe entspringen müssen, daß alle Vortheile und der Glanz jener Gesammtthat und Begebenheit sie

nicht zu decken, noch aufzuwiegen vermögend gesen. Und so führen uns Ilias und Odyssee die natürlichen Verhältnisse und Erfolge von Ueberanstrengung und Abspannung, mit eben so groß erst obwaltender Fülle als nachher eintretendem Mangel verbunden, vor, wie sie sich in einem großen ungemeinen, einen bestimmten Kreis der Menschheit durchziehenden Ereigniß hervorgethan haben, und wie ein dichterisches, diesem Ereigniß nicht zu fern abstehendes Gemüth, es zu Antheil Gleichzeitiger und Nachkommender, in lebendiger Darstellung und Schilderung zu fixiren sich bewogen fand, gerührt von dem Ungemeinen in Glück und Unglück dieser Begegnungen am Einzelnen, so wie in der Gesammtheit.

Eine der widersinnigsten Annahmen Wolfs, warum Homer kein größeres Ganze bilden hätte können, ist, weil es den Zuhörer ermüdet haben würde, dasselbe auf einmal anzuhören. Als ob das Genie nicht thäte, was ihm selbst Gesetz und Maaß ist, und der dumpfen unfähigen Menge Unvermögen sich zur Richtschnur machte! Und als ob es sich hüten würde, wenn ein Gott würdigere und höhere Kraft in seinen Busen gelegt,

davon keinen Gebrauch zu machen, damit nur ja nicht der süße Pöbel aus seiner Gemeinheit zu höhern Anstrengungen aufgefordert werde!

Ich bin überzeugt, Homer hat das vom Pylämenes und Anderes der Art so gut gewußt, als Wolf und die ihm gleichen. Er ließ es aber stehen, weil es zum Ganzen nichts entscheidet; so wenig als kleine Fehler der Zeichnung bey einem Mahlerwerk die Herrlichkeit der ganzen Composition aufheben. Oder wie? will man mit dem Dichter nicht auch rechten, daß er in fünf Minuten wirklicher Zeit Tag und Nacht im Bühnenspiel vollständig abwechseln läßt? Wer solche Anforderungen, wo Kunst und Natur verwechselt sind, wer Hunger, Durst, Wärme und Kälte zu einem Kunst- und Dichtwerk mitbringen will, der gebe es nur auf, von Kunst und Dichtung viel zu fassen. Und so zeigen denn auch solche Pylämenes-Bemerkungen, daß Wolf und Anhänger zwar unendlich scharfsinnige, gelehrte, im Detail gut bewanderte Männer seyn mögen, denen jedoch aller poetische Sinn und Geist gänzlich fehlt; ja die ihr Collegium logicum selbst für ein Gedicht nicht umsonst in der Kindheit gehört haben mögen.

Wollte Jemand zweifeln, daß die Zerstörung Ilions der eigentliche Hauptinhalt der Ilias sey,

weil die Muse vom Achill zu beginnen angerufen wird, so strafe derselbe Wilhelm Meisters Lehrjahre von Goethe ihrer Ueberschrift Lügen, weil der Anfang lautet: „das Schauspiel dauerte sehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenster und horchte, ob die Kutschen nicht rasseln wollten."

Das critische Resultat Wolfs über die Collection Homers ist nicht besser und einsichtiger, als das Schlegelsche Urtheil über Goethe's Faust, daß dieser ohne Zusammenhang, beynahe eben so zufällig und willkürlich zusammengefügt sey. — Dieses Bestreben, bey vorzüglichen modernen Individuen, der Einheit zu entsagen, und ihr Gegentheil, eine seltsam, zufällig übereinstimmig wirkende Mehrheit als das Aechte, Wahre, Naturgemäße anzuerkennen, und zwar bey Hervorbringung, Förderung alles Edelsten und Höchsten der Menschheit und Welt, läßt sich nur aus der tiefen Demoralisation und Auflösung der neuern Menschheit, die ihr im Allgemeinen eigen, begreifen. Und so dürfen wir uns nicht verwundern, wenn zuletzt die bürgerliche Welt von einer ähnlichen Zerrüttung in dem Einen, Obersten ergriffen worden: hat ihr doch der Geist in allem

Vorzüglichsten, Trefflichsten in Kunst und Wissen längst vorgearbeitet!

Die bedeutendsten Phänomene, welche das allgemeine Leben zuletzt ergreifen, müssen in ihren schwachen unbedeutenden Anfängen oft in der Litteratur allein aufgesucht werden. So verdankt diejenige Gesinnung unserer Zeitgenossen, die sich vorzüglich in einem Tadel alles Obern gern gefallen mag, ihren Ursprung einigen von der Langeweile getriebenen Gemüthern des vergangenen Jahrhunderts, die, um ihre müßige Kraft zu üben, in der Einbildung sich Tyrannen erschufen, die sie von ihrer Höhe herabstürzten. Um sich hierüber ausführlicher zu unterrichten, vergleiche man Goethes Bekenntnisse im dritten Bande, bey Gelegenheit der Erzählung der Entstehung des Goetz von Berlichingen. Freylich fand dieser keine Nachfolger von dieser falschen Sucht sich zu befreyen, indem er in seinem Goetz zu schildern unternahm, „wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweydeutig, ja abtrünnig erscheint." — Noch weniger schien das Sprü-

chelchen erbaulich: „daß im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin besteht, daß Jeder vor seiner Thür kehre, seines Amtes warte, auch seine Lection lerne, damit es wohl im Hause stehe."

Was soll denn das seltsame wunderliche Streben, alle Freyheit des Menschen auf's Wort, auf dieß aus Luft und Schall zusammengesetzte Wesen, zu gründen? Freylich ist es leichter, Lüften klaffend seine Ohnmacht einzugestehen, als in ruhiger Zusammennahme aller Kraft dem Ungeheuren schuldlos duldend zu begegnen! Und freylich, der ist ein Vieh, eine verächtliche Creatur, der dem Gegner nicht Aug um Aug, Zahn um Zahn sich stellt! Und jener Heiland war ein Narr, der für die, die ihn anspieen, das Kreuz bestieg, statt mit Dolchen eitle Thorheit armseliger Worte zu bestrafen.

So artete Athen's edles Volk zum schändlichsten Pöbel aus, als schmeichelnde Worte süßer Rednerey, stets nur hindeutend, wie es besser seyn könnte, mit solchem Wahn lockend alle Kraft verweichlichten, gegenwärtiges Bedräng-

niß durch Einschränkung und Verzichten ins Erträgliche hinüberzuleiten.

Aber wie viel der ächten Talente zu Sprach und Schrift hat denn die Natur dem ganzen Griechenvolk gegeben? Man kann sie zählen! Und so hat glücklicher Weise Natur einen stärkern Damm gegen ungebändigtes, Jedermann zustehendes Reden in Sprache und Schrift gezogen, als es alle menschliche Allmacht sonst vermag; denn Worte sind es nicht, in denen sich die Reinheit, das Verehrungswürdige, Trefflichste menschlicher Natur offenbaren soll. Selbst in der Gewalt des höchsten Talents ist das Wort nur eine flüchtige Copie, zur Anzeige dessen, was die Menschheit nur immer auf andern, entgegengesetzten Wegen vollständig und wahr erreichen kann, und soll, wenn sie es besitzen will.

Das Streben Alles geschichtlich zu machen, Alles auf ein ehemaliges Daseyn zurückzuleiten, ist es nicht ein Beweis, wie wenig die Gegenwart ächter Kräfte und eigenes Werthes sich fühlt? Und möchte es doch immer nur in Künsten und Wissenschaften seyn und Statt finden; denn hier ist in der That das wahre Ehemals und

künftig der Menschheit in unabsehlicher Weise; aber daß man den edelsten Vorzug des Menschen, stets gegenwärtig voll sittlich zu seyn, diesen Zweck des ganzen Menschendaseyns, den Grund aller Wiederhohlung und Erneuerung des Geschlechts in frischen, neugebornen Gliedern, ebenfalls geschichtlich machen, seine Hauptfundamente in einer Vergangenheit aufsuchen, aus einem Ehemals herhohlen mag, das rührt wohl nur daher, weil diese sonst ewig frisch strömenden Urquellen für das gegenwärtige Geschlecht verstopft sind. Dem Seefahrer gleicht es, der, auf der unermeßlichen Woge falscher Wasser treibend, froh ist, wenn er abgestandene, erhaltene Ueberreste lebendiger Quellen nutzen darf, armseliges Bedürfniß armselig zu befriedigen. Und so ist der heutigen Menschheit ihre Sittlichkeit Erinnerung, Denkmahl, eine Thatsache von Ehemals!

Zwingli ahnete wohl nicht falscher, betrüglicher Weise das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert vor, wenn er schon damals auf einem bloßen „das bedeutet" gegen Luthers immerwährendes, ewig fortbestehendes „ist!" hartnäckig beharrte.

Denn, in der That, die Keime der geschichtlichen Schule neuerer Theologie müssen nicht bey

Lessing, Schleiermacher, de Wette u. a. erst aufgesucht werden, sondern sie liegen im 16ten Jahrhundert bey dem Abendmahlstreite in jenem Zwinglischen „das bedeutet." Als ob die Fundamente sittlicher Natur, wie die der Schweizer-Freyheit wären, wo es einen Tell, Fürst, Stauffacher, Melchthal gab, die das vor Jahrhunderten einmal stifteten, was diese Schweizer nun ihre Freyheit, ihr Recht nennen mögen, das alte Mährchen aus uralter Erinnerung stets wiederhohlend.

Das höchste Menschenrecht jedoch, wie alle höchste Menschenbildung und alles Hohe, Vorzüglichste menschlicher Natur, von außen wie von innen, kommt allein stets von oben und es giebt kein Herüberhohlen aus einem Ehemals dafür, so wenig als eine constituirende Versammlung es beschließen, bestimmen, festsetzen und einschränken kann, so daß es ein Werk ihrer Gnaden sey.

Und so mag denn freylich eine verwesende, absterbende Menschheit ihr sittliches Wesen nur als einen bloßen Zeitinhalt ehemaliger Erinnerung in einem: „das war! das bedeutet!" betrachten und sich daraus allein zueignen können.

Wie mißlich es seyn müsse, der Geschichte Alles zu vertrauen, darauf kann schon die Wahrnehmung führen, daß alles geschichtlich Ueberbleibende und Ueberlieferte Bruchstück, Fragment aus einer fortwährenden Ruine ist; denn gerade das Beste, was es empfehlen könnte, fehlt.

Denn alle geschichtlichen Ueberreste und Denkmahle vom Menschen sind nur jene Hüllen, die der gewordene und stets fortwerdende Schmetterling als Andenken seines ehemaligen, immer mehr abnehmenden niedrigen Raupenzustandes zurückließ und wegwarf.

Sind wir aber nicht alle solche, dem Höhern sich nähernde Flügelgeschöpfe? und ist das Leben vom Kinde bis zum Greise nicht die Metamorphose, die niedrige Raupe von der Erde einst auf glänzenden Fittigen dem immer neuen und reinern Lichte entgegenzutragen? Und wie wollten diese Metamorphose an uns selbst aufhalten, indem wir recht viel der todten Schaalen um uns versammelten, und uns in sie einwühlten und verkröchen?

Ein Buch, welches den größten Genius zum Urheber hat, reicht noch nicht im tausendsten Theile an den lebendigen Gehalt, welchen die Natur in ihren letzten Menschen noch zu legen weiß!

Und doch zwingt man uns wohl von Staats wegen, eine ganze Bücherwelt schon jung zu verschlucken, um uns zu unserer Menschheit aus Leichnamen verschwundenes Geistes- und Menschendaseyns zu präpariren. Da geschieht es denn, daß man für das Maaß menschlicher Köpfe nicht mehr als Eins, Zwey, Drey hat.

Was ist natürlicher, als daß, wer mit seinem Geist sein Lebenlang an den Einen hochvortreflichen Homer, oder an Aeschylus und Sophokles sich bindet, doch endlich verleben, vergrauen, verdürfteln müsse! Denn sind nicht jene Schöpfungen dieser Geister nur ein Procent des unermeßlichen Capitals in ihrem Busen? Behandelt nun aber das Procent als Capital selbst, was könnt ihr denn viel daraus ziehen? Denn setzet jenes Capital ursprünglicher Natur nur als Ein Tausend, das als sein Procent ein Werk, wie die Ilias, mit Funfzig im Zahlenwerth abwarf, und laßt diese Funfzig euch als ein hohes Capital genügen, so ist euer Procent Zwey und Halb! Schönes Capitälchen zu Zinsen für Dreyerchen eurer Nachkommenschaft!

Und ist nicht dieß der Gang der Griechischen Geschichte vom Zeitalter der Ptolomäer an! Ist nicht der Irrwisch von Aeolischem Digamma —

ein vermeintliches Buchstäbchen! — das Wolf in seinen neuesten litterarischen Analecten so hart von sich stößt, das Dreyerchen vom Capitälchen von Zwey und Halb, während Ilias und Odyssee zusammen noch Hundert an Werth in sich tragen? Ist es im Grunde genommen nicht auch der Gang der Deutschen Geschichte vom Zeitalter der sogenannten Restauration der Wissenschaften?

Für die Entstehung einer ächten Deutschen Litteratur war der Zeitraum von 1740 bis 80 der einzig günstige, und zwar darum, weil die Sprachentwickelung aus der wunderlichen Richtung auf Latein und Französisch, seit dem 16ten und 17ten Jahrhundert zu einer rein Deutschen sich wieder erhoben, und Deutschland von innen und außen beruhigt, in den Thaten des Siebenjährigen Kriegs sogar der Begünstigung sich erfreute, daß etwas Deutsches als Ungemeines auch nach außen bedeutend und anregend wirkte. Denn dieser Kampf, wo Einer gegen Viele sich behauptete, nicht mit Vielen den Einen bekämpfte, wird das ausgezeichnetste Phänomen neuerer Jahrhunderte bleiben, wo ein edler, kräftiger Volksstamm

den großen Eigenschaften seines Führers sich willig überließ, um dem Außerordentlichen zu nahen, und Drangsal und harte Noth erduldete, zum Rühmlichsten zu gelangen. Freylich hat neuere Unkraft und Selbstsucht jenen gehorsamen tapfern Sinn als Knechtschaft und den unbedenklichen Gebrauch seiner Macht vor dem Führenden Tyranney gescholten! Doch was hat denn der folgende Zeitraum von 1786 — 1813 in Litteratur und allem Leben Achtungswerthes hervorgebracht? Ist nicht Critik, jenes ohnmächtige Ding, was erst dann hervortritt, wenn alle Production beseitigt worden, was sich als das einzig Ungemeine dieser Epoche zeigt? So kündigt denn das zerstörende Zeitalter in der Litteratur sich von selbst an, wie es bald in allem Leben erschien, wenn man die Französische Revolution als jenen Proceß anzusehen hat, wo durch die Auflösung alles bis dahin Verbundenen dem Grunde aller Dinge durch die fürchterlichste Zerstörung auf die Spur gekommen werden sollte. Critik aller Art im Leben wie im Wissen ist zwieträchtig, und so darf man von dieser Epoche eigentliche und wahre Productivität nicht fordern, die allein aus der Einheit und Einigkeit kommt. Man nehme den Hauptdichter dieser Epoche Schil-

ler, und man wird aus dem Mangel an Einheit, der bey ihm vorwaltet, die geringe Productivität dieser Epoche, die höchstens durch den Schein einer zierlichen Technik nur dem Halbkenner sich als vorzüglich darzuthun im Stande ist, hinreichend wahrzunehmen vermögen. Nehme man aber ferner Kants Philosophie, als verwandtes Phänomen für Geist, Sinn und Sittlichkeit, jene Auflösung so als die Mittel zu ihrer Herstellung und Besserung darstellend, ist denn hier ein Größeres, Edleres und Würdigeres, als jene Lex Papia Poppaea, Roms physischen Zeugungs-Bestand zu erhalten? —

Was aber der neue Zeitraum von 1813 für Litteratur bewirken werde, ist zu erwarten. Auf jeden Fall ist nicht viel zu hoffen, wenn nicht Erreichung bloß sinnlicher Zwecke, welche in dem Widerstreit von oben und unten sich hervorthut, eine edlere Richtung gewinnt; wie es doch wohl einer großen, sonst so edlen Nation in ihren Nachfahren bald klar werden sollte, daß der Mensch nicht bloß ein physisches Ding ist, das auf Geld und Geldeswerth in Abgeben und Nehmen als seinen höchsten Interessen sich einzig anzubauen, anzusiedeln und zu constituiren hat.

Ein Talent, das sich nicht im Sinne seiner Zeitgenossen entwickeln kann, wird, läge es auch in seiner Natur, das Größte und Würdigste hervorzubringen, sich immer in einer peinlichern und traurigern Lage befinden, als ein geringeres, das im Fortschritt, in Uebereinstimmung mit seiner Zeit leben und wirken darf.

Die Natur thut wohl, für die gegenwärtige Generation und in ihr kein ausgezeichnetes Talent in irgend einer Art hervorgehen zu lassen; denn es könnte doch nur zu Grunde gehen, bey dem niedrigen, aufs Gemeine gerichteten Sinne des größten Theiles des Zeitgenossen. Sind nicht die politischen Frazzen, womit schon die Köpf[illegible] der Kinder und Knaben heut zu Tage angefüll[illegible] und angesteckt werden, durchaus von der Ar[illegible] jede reine und edlere Bildung, die auf de[illegible] Menschlichsten ruhte, ganz aus der Welt zu v[illegible] bannen? Kann wohl das abgeschmackte Wo[illegible] „Volk und volksthümlich," das mit allen [illegible] nen übrigen Nebenableitungen auf einen dum[illegible] plumpen Plural hinweist, womit man den [illegible] der Weisen auf einmal gefunden zu haben [illegible] meint, eine Entschädigung bieten für jeden [illegible] wand, den das Individuum innerhalb seiner Gr[illegible] zen nur zu thun von Natur angewiesen ist, wenn[illegible]

es zum Löblichsten gelangen mag? und wo es um sich über eigenen Werth und Rang nicht täuschen kann, indem es aus eigener Kraft im Guten, Rechten und Wahren arbeiten muß? — Ist nicht aber jener Plural eben dem abgeschmacktesten, verworfensten Lumpen im Stande Ansehen zu geben, indem er, wenn er sich selbst nicht vertrauen kann, hinter jene Masse und Anzahl sich flüchtet? So begünstigt jene sogenannte volksthümliche Bildung und Cultur alles Feige, Ohnmächtige, Niederträchtige und bildet einen Schild für dasselbe. Möchte es Zungen geben, die feurig das Miß- und Ungeschick schilderten, was dem Geschlecht bevorsteht, wenn die Ansichten einer gewissen, das Gute auf so öden und tristen Wegen aufsuchenden Partey noch allgemeiner werden sollten, als sie es bereits schon geworden sind!

Das Wort „Volk" muß in einer doppelten Bedeutung unterschieden werden.

In wiefern darunter der Complex mannichfacher Individuen von verschiedenen Eigenschaften, Verhältnissen verstanden wird, welche durch Sprache und gemeinsame Abstammung von Natur verbunden und angenähert sind, so daß ein

faßlicher Wechselbezug unter ihnen Statt finden kann, wobey jedoch dieser Wechselbezug ein aus den individuellen Verhältnissen eines jeden einzelnen Individuums hervortretendes Freyes, Ungezwungenes ist, unvorgeschrieben und unvorgezeichnet in seinem Ausdruck, aus bester Kraft und bestem Vermögen der Einzelnen hervortretend, hat das Wort einen sehr großen, ehrwürdigen Sinn. Man kann dies wohl die sittliche Bedeutung nennen. In dieser gehört eigentlich vornämlich Jeder nur nächst Gott der Natur und sich selbst an, mit dem Bestreben, ein Bestes nach Kraft und Willen zu leisten, unabhängig von allen besondern Verhältnissen, von allem besondern Range und Platz nach oben oder unten, als Fürst, Unterthan, Freund, Verwandter, Fremder, Regierender, Gehorchender, Bürgerlicher oder Adelicher u. s. w. Es geschieht alles, was geschieht aus einem innern Bedürfniß mit Wahl, Neigung und Selbstbestimmung. Es giebt keinen andern Aufenthalt, keine andere Verkürzung für das sämtliche Bestreben, als in der eignen falschen und unwahren Gesinnung. Der Zweck ist kein äußerer, auf keine äußeren Erfolge berechneter. Treten diese hinzu, so ist allerdings ein sehr Wünschenswerthes noch verwirklicht.

Jedoch giebt es neben dieser ersten Bedeutung eine zweyte, deren Sinn keineswegs so groß und ehrwürdig ist. Es ist nämlich die, wo das, was Volk genannt wird, als politische Partey genommen wird, die gewisse äußere Rechte in Anspruch nimmt, das Bestreben auf gewisse äußere Verhältnisse richtet, die zu erringen, oder zu beschützen sind. In dieser zweyten Bedeutung steht das sogenannte Volk nicht höher, als die ihm gegenüber befindliche Partey, diese heiße nun Adel, Aristocratie, Optimate, Fürst, Beamter u. s. w. Denn alle Parteyen, sie haben Namen, wie sie wollen, gründen sich nicht auf das Höchste der Menschheit, sondern auf ein gewisses einzeln Werthes und Würdiges, das zu jenem allgemein Menschlichen noch hinzutreten kann. Wie nun aber in diesem Einzelnen keine bestimmte Gränzlinie ist, kein Nothwendiges, sondern ein sehr Mannichfaches, Abwechselndes, Fortschreitendes sich hervorthut, so bewegt sich auch eine jede Partey als bloße Partey in einem sehr zufälligen beschränkten Kreise; und sie muß sich Gelingen und Mißlingen, Vortheile und Nachtheile ihrer Schicksale nach den Umständen, Verhältnissen, der Natur jenes Einzelnen, ohne Kla-

ge auf Verletzung eines höchsten Rechts, wie es sich trifft, gefallen lassen.

Und so finden wir denn überall, sobald eine Menschheit auf solche Anlagen, Eigenschaften sich zu gründen anfängt, welche auf ein Einzelnes weisen und geeignet sind, einer Partey, Abtheilung, Secte zum Abzeichen zu dienen, daß sie allemal einem sehr schwankenden, bedenklichen Loose sich überliefert. Ja jemehr sich dieses Besondere im Sinne des Allgemeinsten durchzusetzen versucht, nähert sie sich ihrem Untergange um so entschiedener. Und so darf das Wort Volk, das heute meist nur in der zweyten Bedeutung angewandt wird, wohl deßhalb, in diesem unglücklichen Sinne, mit einigem Rechte perhorrescirt werden; so wie alle diejenigen, die, um das Trefflichste einer Menschheit in allem Bestreben zu bezeichnen, an diesem Wort mit beschränkter und auf Beschränkung weisender Vorliebe verharren. Denn alles Besondere an einer Menschheit, es sey Eigenschaft, Sitte, Gewohnheit, ist doch nur vorhanden, damit der Mensch an diesen Gränzen zu einem Höhern, Reinen, Darüberliegenden sich erweitern lerne. Mithin halten gerade die, welche jenes Besondere, Sprache, Gewohnheit, Verfaßung in den Rang des Höchsten hinaufrücken,

die Menschheit in Banden fest, welche das Untere an die Stelle des Obern setzen; wobey Schlechtigkeit, Abnahme, in jedem Edlern der Menschheit unvermeidlich ist, welches keineswegs in einem dieser Einzelnheiten besteht.

Welche Mannichfaltigkeit der Bildung ist nicht heut zu Tage wahrzunehmen? Der denkt, fühlt und sinnt im Zeitraum der Hohenstaufen, der möchte ein Goetz von Berlichingen seyn. Der Orient, Palästina, Griechenland, Rom, Italien, Spanien, England und Frankreich sind zur Verschönerung, Zierung, Veredlung den geistigen Gesichtern unserer Gebildeten aufgetragen. Wenn aber solche Mahlerey, weil es einen trefflichen Maskenzug giebt, für den Schauenden, müßig Betrachtenden ergetzlich seyn mag, so wirkt fürs wirkliche Leben diese Buntheit störend, ja gefährlich, und die Wirklichkeit erhält dadurch in der That etwas Gespenstisches. Denn muß nicht dadurch, wenn nun jene alle auch für die That, für's Seyn diese Buntheit der Gesinnung durchzusetzen suchen, nothwendig der größte Widerstreit und Widerspruch entstehen? Und so kann man sich überzeugen, wie die Welt ein unendlich Wür-

diges enthält, das, wenn es durch Zeiten, Zonen von einander getrennt ist, sich trefflich und wahr bewährt, im engen Raume jedoch versammelt, diesen bald in ein Narrenhaus verwandelt. Mag also nur der Deutsche, wenn ihm gegenwärtig nicht ganz wohl ist, Vieles auf Rechnung seiner untern Privatbestrebungen setzen, da er sich jetzt wohl einbilden mag, einzig von oben her werde ihm nicht Raum genug gelassen. Das willkürliche, gränzenlose auf ein Universum gerichtete Streben jedes Einzelnen jedoch hat den bestimmten, angewiesenen Raum bey weitem mehr schmal, drückend und verletzend gemacht.

Was ist das Loos der heutigen Jugend? als daß man ihren Kopf sehr alt macht, während man ihr Herz sehr jung seyn läßt! Dieß sind mit Wenigen die Fehler unserer Erziehung. Und was sind die Erfolge? Wahnsinn, Verrücktheit, je älter man das Hirn macht, und den Busen immer jünger seyn lassen muß. So entstehen Verbrechen, die der Jugend eigentlich von Natur fremd sind, weil die kindischen Alten, um der Welt etwas Gesetztes, Männliches doch zu hinterlassen, nicht erwarten können, bis die Natur

auf ihre Weise aus Kindern Männer macht. Und so treffen wir auch hier abermals auf eine ohnmächtige, sich selbst schon längst überlebende Welt.

Wenn der große Heereszug einer Litteratur schon längst in aller Ordnung schweigend vorüber ist, finden sich noch einige Nachzügler hinterher, die das Land weit umher mehr mit Unruhe und Lärm erfüllen, als jener dichte, gedrängte große Zug. Was wollen die Paar Dichter sagen, die jetzt dem Publicum sich zum Besten geben mögen? Es sind Nachzügler; und daß sie es bloß sind, Abtrünnige, guter Zucht entwachsen, beweist der Aufstand, den sie erregen.

Manches glänzende Talent dieser Spätlinge würde den Vers nicht geahnet haben, den es mit Leichtigkeit, ihm selbst unbewußt, heute macht, wenn es im Zeitalter Gottscheds hätte anfangen müssen. Dieß ist es, was das Scheintalent vom wahren Talent unterscheidet, daß dieses nach seiner Zeit nicht fragen darf.

Die Natur verweilt selten lange bey demselben. Hat sie es einmal auf Poesie abgesehen, und es ist ihr gelungen, nach ihrem Sinne Ein

einziges Dichterindividuum hervorzubringen; sie eilet fort, und läßt sich durch Jahrhunderte nicht wieder erbitten, das einmal Gethane zu wiederholen. So auch ist es in der Kunst. Welche Zeit ist seit Raphael, seit Rubens verflossen!

Und machen freylich läßt sich das Gute nicht. Es muß seyn und selbst entstehen und werden! Es wäre sehr schlimm, wenn alle die Turnplätze, Seminarien, Academien und Universitäten, die constituirenden Versammlungen die Schöpfeimer des Vorzüglichsten der Welt und Menschheit wären. Natur müßte eingeschlafen seyn, wenn sie es auf Minuten nur dulden wollte, daß hier zuletzt nicht Wahn, Trug und Irrthum für das kecke Unterfangen, ihren Rang einnehmen zu wollen, sich entspönne. Natur müßte eine gemeine Buhldirne geworden seyn, die von des Gottes Umarmungen zu dem niedrigen Lager von Affen und Meerkatern schleichen wollte.

Lessing that sehr Unrecht, mit den Klotz und Goetze sich im Einzelnen einzulassen. Solche Philister geben in großer Anzahl nur ein Bündel Ruthen ab, das dem Feuer des Genies in dem Haufen von Asche einige Kohlen abwirft.

Und es ist naturgemäß, daß das Schlechte durch die Masse erst einiges Ansehen und einiges Gewicht bekommt; denn nur im Guten durchläuft der einzelne Mann die Scala. Das Verruchte, das Verworfene bedarf allemal der Menge, um sich zu gestalten!

Ist doch jeder Genuß von der Art, daß hinterdrein ein Uebeles, Wüstes sich einstellt! So tritt nach jeder Epoche, wo die Natur ein geistig und sinnlich Schönes und Ergetzendes hervorbrachte, immer ein Zwischenzeitraum ein, in dem es sich schaal, unschmackhaft und ekel lebt. So will die Natur beym Köstlichsten, beym Edelsten, was sie nicht für des Menschen Pflicht und im Sinne ihrer schuf, den Menschen noch immer erinnern, was seine eigentliche Bestimmung sey.

Wie klagt man doch heut zu Tage nicht über Begünstigte, und will sie nicht dulden, die nicht aus Verdienst gewisse Vortheile besitzen und genießen! Ist doch jeder, der nur eine solche Klage anzustellen vermag, schon ein Begünstigter;

denn der wahrhaft Unbegünstigte hat auch nicht einmal für die Klage Zeit und Anlaß.

Ueberhaupt ist dasjenige, was man gebildete Menschheit nennt, nicht der würdigste, edelste Theil der Menschheit, sondern es ist derjenige, der mehr Anlaß, Mittel, Gelegenheit zu einer glücklichen, bequemen heitern Ausbildung hat. Für diese Gebildeten sind Litteratur, Kunst und Wissenschaft, da sie sich nicht mit dem Nothwendigen beschäftigen, unerlaßliche Mittel, um sie auf eine würdige Weise zu beschäftigen, zusammenzuhalten. Und so hängt denn von der Sinnesart dieser Gebildeten, je edler sie an sich, oder je unbedeutender, geringer, niedriger sie ist, der jedesmalige Stand von Litteratur, Kunst und Wissenschaft ab.

Um sich einen Begriff von dem eigentlichen Seyn, Empfinden, Fühlen, Denken, Erfahren, Leiden, Thun, Begehren, Erwarten des Dichters zu machen, nehme man den zweyten Band von Goethe's Gedichten nach der neuen Ausgabe bey Cotta, und mustere die Gedichte von S. 63 Wanderers Sturmlied bis zu das Göttliche S. 79 durch!

Alle diese Gedichte werden den Leser auf das Bestreben des Talents führen, außerhalb und überhalb des in der übrigen gewohnten Welt wohlgezogenen und begründeten Kreises, und der in ihm einheimischen Vortheile noch etwas zu erreichen, das, wenn es nicht dem Gehalte und Inhalte nach ein gleich Werthes sey, doch an Gestalt und Form überrage, und durch Anmuth, Schmuck, Schönheit, Außerordentlichkeit, Kühnheit neu anziehe und gefalle.

Alle diese Dichtungen zeigen nicht von einer moralischen Stimmung, sondern einer überwiegenden, überschwellenden geistigen und sinnlichen Kraft, die noch zu etwas anderem vorzubringen sucht, als Weisheit, Sittlichkeit schon in ihrem Guten, Würdigen gewähren, und im Allgemeinen und fürs Allgemeine wohl und gut gewähren.

So stellt, was Wanderers Sturmlied überschrieben, auf eine komische Weise das Verneinen, Entgegensetzen einer niederträchtigen atmosphärischen Wirkung gegen dieses, zu einer höhern Wirkung, zu reinerer Ausbildung, Anmuth und Schönheit vordringende dichterische Bestreben dar; indem der träumende, höhern Empfindungen und Bildern gern folgende Dichter von dem

schändlichsten Regen überrascht, froh seyn muß, eine niedrige Hütte zu gewinnen.

In dem Gedicht, was Seefahrt überschrieben, ist es ganz offen eingestanden, daß der vorhandene Zustand dem Talent nicht genüge. Es will sich ins ferne unermeßliche Element zu neuem und noch mehrerem Gewinn recht gern wagen, trotz allen Stürmen und Gefahren, die ihm den Untergang bringen können.

Und wirklich hat dem, den Flug verwegen wagenden Adlersjüngling des Jägers Pfeil der Schwinge Sennkraft durchschnitten. Er stürzt nieder in den schönen Hayn, wo das freundliche Taubenpaar ihn in mäßigem, so leicht bereitem Genuß, zu Verbannung der Trauer einladet. Aber wäre Weisheit das, womit dem Genie schon allein gedient und geholfen wäre, so müßte Natur nur gleich dem Adler die Gestalt der Taube nicht versagt haben.

Am größten ausgezeichnetsten erscheint jenes kühn nach Selbstbefriedigung gehende und aus ihr hervorbringende Bestreben des talentbegabten Individuums, wo es für den Moment, mit verwegenem Uebergefühl seiner Kraft, im Weltall die Rolle einer Gottheit an ungeschickte Zufälle überweist, und selbstbegnügt meint, es wagen zu

dürfen, eine glückliche Existenz zu führen, wenn es auch jenen großen Namen des Höchsten an ein Unbedeutendes, Unwürdiges verschleudert. Und so wiese denn das Gedicht Prometheus auf die Bestimmung des Dichters und jedes Talents, von unten her auf Pfaden der Natur im Denken, Empfinden, Seyn allmählich sich zu jenem Obern und Höchsten hinauf zu arbeiten, von dem aus zugleich die Leitung der übrigen Menschenschöpfung beginnt, indem das gewöhnliche Individuum, nicht mit gleichen Kräften des ungewöhnlich begabten Fähigen ausgestattet, vielmehr sogleich in demjenigen getragen, von ihm umgeben wird, wozu sich das Talent erst durcharbeiten muß. Dieß muß man wohl erwägen, und im Auge behalten, um sich an der Stimmung dieses Gedichts nicht sittlich zu verwirren.

Denn so sprechen auch die folgenden Gedichte Ganymed, Gränzen der Menschheit, das Göttliche nur jene von unten endlich herauf gedrungene, von den Gipfeln der Natur sich herleitende Verehrung des Obersten aus, was die Welt kennt, und dieß ist eben der ungeheure Unterschied rein sittlicher und einer vom Talent ausgehenden Entwickelung, daß was bey

ersterer als ein baares Von=vorn=herein, als gegeben, fixirt besteht, hier als Nachherein erworben und beynahe erst selbst geschaffen wird.

Und so wird man jene kräftigen Individuen der Menschheit immer geneigt finden, von jenen Hülfsmitteln, welche der Menschheit fürs Allgemeine zu ihrer Anlehnung gegeben sind, abzuweichen, sie zu verschmähen und sich selbst zu folgen. Wie denn jene große religiöse und sittliche Opposition in der neuern Menschheit allein daher entstanden, daß die Natur, um die aufgelösten, veralteten allgemeinen Zustände der Menschheit wieder zu beleben und ihnen zu Hülfe zu kommen, sich genöthigt sah, auf mehrern Puncten ein überfließend Maaß geistiger und sinnlicher Kraft zu vertheilen, und eine Mehrzahl sinnlich und geistig überwiegender Individuen hervorzubringen, die jedoch alle bloß geneigt, in dem Uebermaaß ihrer Kräfte einseitig sich zu fühlen, und nach unten strebend und am Unten beharrend, jeden von oben gegebenen Weg für unwahr und falsch, ja unvereinbar mit menschlicher Selbständigkeit und Freyheit erklärten.

Und so wird denn auch, wenn jedes gute und ächte Gedicht in der Regel auf bloß sittlich gut und wacker gebildete Menschen einen ungün-

stigen Eindruck machen wird, wegen der in ihm enthaltenen Keime von selbstgnügender Verwegenheit, dieß jedesmal in dem Unterschiede des Puncts liegen, von dem der gewöhnliche, auf seine bloß sittliche Fähigkeit gewiesene Mensch in seiner Entwickelung gleich von oben und in stets mäßiger Entfernung davon beginnt; während das Talent von unten, aus weiter Tiefe, Dunkelheit und Trübe, aus der Welt- und Naturbreite zum Licht, zum Höhern, zum Freyen sich gewöhnlich erst heraufarbeitet. Nur dem Genie sind beyde Richtungen vergönnt; wie es denn als Mittler der gewöhnlichen und außerordentlichen Anlagen der Menschheit dasteht, um durch ein Drittes, das beydes in sich enthält, auf eine mögliche Ausgleichung des Widerstreits hinzudeuten. Daher das Genie immer sogleich auf ein Ganzes, Oberstes, auf eine Einheit hinzuwirken sucht, während das Talent an kräftiger Einzelnheit, überragender Mehrheit sich gefällt, die es hervorkehrt und zu begünstigen strebt.

Man betrachte in diesem Sinne nur Luther als Genie, wie er unter eine Anzahl von Talenten seiner Zeit tritt, die, bey den stark angeregten religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Interessen, wo ein Höheres, Ungemeines

Schuld, daß das Individuum durch eigenen Mißbrauch sich die Wirkungen seiner natürlichen Fähigkeit verkümmert, dann entsteht der höchste und liebenswürdigste Grad von Religiosität, indem das Individuum reuig, Versöhnung hoffend und glaubend nach oben sich wendet, und willig alles Irdische zum Opfer darbringt, um der innern sittlichen Herstellung gewiß zu seyn.

Ein Sittliches hat man es zu nennen, wo der Mensch, seines höhern Ursprungs sich lebhaft bewußt, doch keinen Widerstreit empfindet, daneben natürlich begabt zu seyn und mit seinem sittlichen Wesen in einer weiten, unendlichen Sphäre natürlicher Gegenstände sich zu bewegen, mit ihnen sich gebahren zu müssen. Vielmehr findet das Individuum auch hier Anlaß, die Würde und Allmacht Gottes auf eine neue Weise zu bewundern und anzustaunen, und sein eigenes Daseyn wird ihm erweitert, indem es die Fülle der Schöpfung auf ein Gränzenloses, Unermeßliches gerichtet gewahrt. Und so entsteht ihm der schöne Begriff, daß es nicht bloß in Gott, sondern in Seinesgleichen, in dem Geschaffenen, ein Ueberschwängliches verehren könne.

Eine natürliche Gesinnung ist es, die vorzugsweise von dem möglichen Gebrauch der

geistigen und sinnlichen Kräfte des Menschen ausgeht, mit Behagen und Lust sich in der Mannichfaltigkeit dieser Fähigkeiten und Anlagen gewahrt. Hier ist alles auf That und Wirkung versammelt; und so entsteht ein höchst edles, verständiges Bestreben, das, wenn es in die sittliche Region nicht immer geradezu einschlägt, auf sie zurückführt, doch das Sittliche und selbst das Religiöse, welches auf den Gebrauch natürlicher Anlagen verzichtet, verehren und schätzen mag.

Diese dreyfache Gesinnungsweise mit ihren mannichfachen Verzweigungen und Stufen ist der Menschheit gemäß, und wir finden letztere theils gleichzeitig, theils Epochenweise in diese drey sich theilend. So ist der alten Welt, wo sie sich am vollsten und vollkommensten in ihrer Art zeigt, eine rein natürliche Denkweise fast ausschließlich eigen. Nur sehr selten nähert sich diese Gesinnung dem höher Sittlichen, oder Religiösen an. Auf dieß letztere sind wir Neuern dagegen vorzugsweise gewiesen, und wir werden eine rein sittliche Gesinnung immer als das höchste Ziel zu verehren und zu schätzen haben.

Einige Beyspiele aus Geschichte und Dichtung mögen zu weiterer Verfolgung und Ausbildung dieser Andeutungen Anlaß geben! So wird

man in Wilhelm Meisters Lehrjahren Natalie sittlich, ihre Tante religiös, den Oheim, den Abbee, Lothario, Jarno, Therese natürlich gesinnt nennen müssen. Die Schicksale Mignons und des Harfners geben den Begriff, wie ein Gemüth, durch Leidenschaft und Unglück verfolgt, mit Sehnsucht nach der Höhe zuletzt sich bewegt.

Betrachten wir das neue Testament, so müssen wir den Apostel Paulus vorzugsweise religiös gesinnt nennen, so wie offenbar Johannes nur zart sittlich denkt und empfindet. Und so findet sich bey einer mehr natürlichen Denkweise der Uebrigen in Jakobus gar ein Widerspruch und Widerstreit gegen die religiöse Weltansicht des Apostels Paulus. Wie denn beschränkten Weltzuständen, wo die Menschheit innerlich und äußerlich sich eingeengt findet, dieses Religionsbekenntniß vorzugsweise gemäß und in ihnen vorherrschend seyn wird. Sogleich aber, als die Menschheit in dem Gebrauch ihrer Kräfte sich freyer, einiger fühlen wird, indem sie die harte Schaale äußeres Widerstandes, innerer Mangelhaftigkeit durchbrochen, wird sie sich der Johanneischen Denk- und Gesinnungsweise nähern, oder minder zart und hochgesinnt, sich mehr der natürlichen Denkweise

von Jakobus, Petrus und den übrigen hingeben. Da denn, wenn die Verhältnisse derselben zu frey, zu locker und lose werden, sie einer ganz gemeinen sinnlichen Denkart sich nähert, deren Unbehagliches, Unzulängliches sie durch Aufnahme gewisser Formen, Formeln und Ausdrucksweisen einer religiösen Sinnesart zu heben, zu steigern versucht.

Wo die lyrische Poesie einmal zum Durchbruch gekommen, wird sich gleichzeitig, oder bald hinterher die didactische Poesie mit entwickeln. Eines fordert das andere. Und so sehen wir es bey den Griechen; ja bey den Deutschen findet sich etwas Verwandtes, indem den Zeitraum des Minnegesangs ein Zeitraum des Herabgestimmten, mehr auf Lehre, Spruchweisheit gegründeten Meistergesangs aufnimmt. Reinecke Fuchs, und selbst der prosaische Till Eulenspiegel, ob sie sich gleich poetischen Anforderungen schon wieder mehr nähern, sind doch im Aeußersten didactisch.

Sey es hier erlaubt, eine frühere Bemerkung zugleich aufzunehmen, daß nämlich aufgelöste Zustände der Poesie, wie Litteratur am günstigsten sind; indem offenbar jene beyden Productio-

nen nicht eine löbliche, sondern derbe, übermüthige, freche, ja böswillige Denkart zum Inhalte haben, die nur durch das Lächerliche, Satyrische, Possenhafte der Behandlung gemildert und beseitigt wird. Und so wird man bewundern müssen, auf welchen mannichfachen Wegen die Natur den Irrthum, das Verkehrte, ja Verworfene unschädlich zu machen und aus der Menschheit heraus zu bringen sucht.

Die Rolle eines Critikers jeder Art ist die eines Mephistopheles im Kleinen. Solche Geister können im Großen nichts verrichten; so suchen sie im Kleinen zu vernichten. Wenn Wolf den Homer in unendlich kleine Theile zersplittert, ist es nicht ein bloßes Verneinen? Wenn Kant für und wider das Daseyn Gottes beweist, ists nicht auch Verneinung? Ein eigenes Mißverhältniß zwischen Geist, Sinn und Sittlichkeit, durch das sonderbare Schwanken zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Leben und Unleben, Ueberfülle des Stoffs und Unverhältniß der Kraft bey allen modernen Individuen hervorgebracht, ist es, was den bedeutendsten Phänomenen der litterarischen, bürgerlichen und Kunst-

welt, die in das Leben mit einer Art Nothwendigkeit hereingetreten, Daseyn und Veranlassung gegeben. Laßt aber jene Mißstellung, welche die Natur des Geistes und Sinnes zwängt, verdreht, nur ein Weniges aufhören, das Geschlecht sich von ihr befreyen: und wir wollen doch sehen, ob die angebeteten Riesenoperationen eurer Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher, de Wette einem auf reinem, ursprünglichen Boden wandelnden Geschlecht nicht als Zwergoperationen der vollendeten Ohnmacht, die den fürchterlichsten Tod von sich zu wälzen suchte, sich zeigen werden?

Wie soll es möglich seyn, durch Worte, Lehren, Theorien einen Begriff von der Kunst, oder Dichtung zu geben? Thörichter Wahn, daß man die Kunst und Dichtung begreifen zu lernen im Stande sey, ohne sie ausüben, und zwar vollkommen ausüben zu können! Es wäre doch recht artig, die Natur überflüssig zu machen, die sich Jahrtausende müht, ein außerordentliches Talent einmal für Dichtung und Kunst hervorgehen zu lassen, damit Kunst und Dichtung ordentlich bestehe, wenn, um alle Kunst und Dichtung in ihrem Werthe, ihrer Würde, ihrem höchsten Begriffe zu überliefern, nicht mehr erforderlich wä-

re, als daß ein Professor das Katheder lehrend besteige? Giebt es einen Punct, wo die Universitäten und ähnliche Institute völlig verrucht erscheinen können, so ist es der, wenn sie ihren traditionellen, bloß didactischen Charakter und Werth zu der Höhe von Wirkungen steigern, die allein aus der Natur der vollsten Persönlichkeit, dem unmittelbarsten Seyn herfließen. Und doch ist dieß der erbärmliche Wahn des gegenwärtigen Geschlechts, daß es alles lernen und lehren, und weil eben lernen und lehren, auch wissen und verstehen könne! Und jener Dünkel moderner Wissenschaft, die die Vertilgung ihrer Sitze gern für eine Zerstörung und Sprengung der Natur selbst zuletzt ausgäbe, ruht hier! Als ob alle jene die von der Professoren-Weisheit nie etwas vernommen und sich zugewendet, nur Dummköpfe, Ruchlose, seyn würden, und als ob Niemand wissen könnte, ob ein Gott und eine Welt sey, der die didactischen Grillen eines am Katheder Haftenden hierüber nicht angehört! So kann man die Betrachtung wohl mit einigem Rechte anstellen, daß jene sogenanten Bollwerke alles menschlichen Hohen und Guten Orte bloßer Anmaßung wären, ein Ueberrest jener alten Pfaffenzeit, wo Religion, Tugend und Sittlichkeit

nirgends zu hausen gewöhnt wurden, als wo es Congregationen sogenannter auserwählter Männer gab, die in engen Räumen der Klöster von aller Welt sich versperrten, eigener Regel und eigenem wunderlichen Gebrauch folgend.

Goethe giebt mit Recht in seinen Propyläen als eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst an wenn Vermischung der verschiedenen Arten derselben eintritt.

Sollte die Neigung moderner Poesie zu Darstellung und Schilderung von eigentlichen Kunstgegenständen und Kunstverfahren, welche in Arbeiten wie Oehlenschlägers Correggio, Kind's Landleben Van Dyck's u. a. hervorsticht, nicht ein Zeichen seyn, daß wir aus einer poetischen Behandlungsweise der Dinge bereits heraus wären, indem die Poesie, um sich noch zu halten, zu Gegenständen und Stoffen anderer Kunst ihre Zuflucht nehmen muß?

Und umgekehrt zeigen unserer Mahlertalente nicht mehr poetisirenden, als Künstlersinn, indem sie sich auf ein Fernes, Vergangenes, Ehemaliges mit ihrer Kraft werfen, um es wieder hervorzubringen?

Noch weiter hinauf aber, zeigt es nicht von einer noch größern Vermischung aller Kunst und Wissenschaft, wenn man gegenwärtig auf didactischen Wegen so Kunst, als Dichtung zeitigen zu können glaubt?

Das ächte Genie ist freylich nicht ohne Methode, noch verfährt es einsichtslos. Doch Schade nur, daß seine Methode von einem augenblicklichen Hervorbringen sich nicht ablösen läßt; daß es die abstrahirten Maximen und Regeln eines vollendet Hervorgebrachten für ein weiteres Verfahren nicht mehr brauchen kann, sondern immer wieder von vorn neu und frisch beginnen muß, als ob jedes seiner letzten Werke eben nur sein erstes seyn sollte! — Dieß bedenken unsere Critiker nicht genug, wenn sie aus Homers Werken eine allgemeine Theorie des Epos herleiten zu können glauben. Ja doch! Für alle Nachahmungen und Nachahmer Homers paßt diese Theorie, und mag sie der Maaßstab seyn, um Rechtes oder Unrechtes zu beurtheilen; aber schon an demselben Homer paßt nicht als Regel, als Maaß der Odyssee, was es an der Ilias ist. Und Goethe stößt in den Wahlverwandtschaften seine eigene Theorie des Romans um, die der Meister enthält, und nach der dieser gearbeitet ist.

Doch dieser Irrthum wird allemal obwalten, wo das Wissen, das Schauen an die Stelle der Natur, des Seyns, der Production zu treten sucht, und sich wohl gar über ihnen erklärt.

Könnte denn Homer seine beyden Epen nicht so gearbeitet haben, daß, indem sie für ihn und das Bedürfniß seiner höhern Natur ein größeres, einheitsvolles Ganzes wären, zugleich für ein momentanes, augenblickliches Bedürfniß in mehrere kleinere Ganze sich hätten zerlegen lassen, um auf diese Weise auch für die Menge noch eine Wirkung hervorzubringen?

Wie aber? wenn die Behandlung ungleich seyn sollte? Läßt sich denn das nicht aus dem Grundsatze vollkommen begreifen, daß die Alten auf ein übereinstimmendes Ganze mehr hinarbeitete, als auf ein Unübereinstimmendes in den Theilen? Ja, wenn manche Partien nachläßsiger, andere bedeutender, wo der Stoff den Dichter mehr anzog, leichter, vollkommener gearbeitet seyn sollten, läßt sich denn das nicht aus demselben Grundsatz begreifen? Und wie? glaubt man denn, Homer werde seine Gedichte in verschiedenen Zeiten nicht mannichfach überarbeitet

haben, um hier eine Verbesserung, dort eine Erweiterung, und zwar in der Stimmung und nach den Gefühlen des Moments, anzubringen? — Daher die vielen Ungleichheiten im einzelnen Ausdruck, der mannichfach veränderte Ton der Sprache, der Sachen und Personen. — Da Homer seine Gedichte nicht aufschreiben, sondern im freyen, ungestützten Element der besondern Sprache wachsen, vermehren, sich ausbilden lassen mußte, lassen nicht alle die tausend Kleinigkeiten und Abweichungen aus diesem natürlichsten, aller künstlichen Hülfsmittel beraubten Verfahren sich schonerklären?

Man halte doch nur an dem Gedanken fest, daß seine Werke kein Product der Cultur, abstrahirter Regel, längst bereiter Hülfsmittel, sondern des natürlichsten, kunstlosesten Verfahren sind, wo die Natur einmal den Kern und den Werth eines Edlen und Hohen recht offenbar machen wollen, ihre Ursprünglichkeit an den Tag zu legen; indem sie es außerhalb aller Vortheile, die Cultur und Technik gewähren, sich entwickeln ließ, damit eine Menschheit, die von allen diesen Dingen sich umbaut, getragen, gehoben sieht, einsehen lerne, daß das Höhere, Ursprüngliche, das Grundwesen der Menschheit ein von allen

diesen Culturbedingungen und Vortheilen völlig Unabhängiges, Grundverschiedenes, durch Mangel, oder Fehler darin nicht Aufzuhaltendes sey!

Und so werden freylich die Untersuchungen über den Gebrauch der Schreibkunst bey Homer Mark und Kern der Prolegomenen bleiben. Aber leider, wird man wegen der kleinlichen, ein Höheres, Reineres Ursprüngliches zersplitternden Folgerungen, welche Wolf aus diesen Untersuchungen für die Entstehung der Homerischen Gedichte zog, sagen müssen: dieses Resultat, diese schönste Entdeckung lag nicht in des Mannes Geist, sondern in den Notizen, die er zusammenzustellen fleißig und glücklich genug war! Und man wird den am Schreibepult sitzenden Mann aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert erkennen müssen, der seine Weltumgebung nicht vergessen konnte, und das größere Ganze nur darum nicht begriff, weil es nicht aufgezeichnet, und in einem Zuge abgelesen hatte werden können!

In der Wissenschaft, wie in der Kunst, kommt es nicht bloß darauf an, daß man die Wirkungen zu beurlheilen verstehe, sondern eine Einsicht

in die wirkenden Kräfte selbst habe. Dadurch wird man das Geleistete, das Product selbst, erst recht zu würdigen vermögen; während man bey dem Mangel eines Maaßstabs hierin die verschiedenen Wirkungen unter und gegen einander selbst zu verwechseln sich gedrungen fühlen, und bald dem Geringern einen höhern Platz, bald dem Größern einen unbedeutenden Ort und Werth zugestehen wird.

Zu dieser Bemerkung liegt die Veranlassung sehr nahe, indem in denjenigen Talenten, durch welche die neuere Litteratur= und Kunstepoche bey den Deutschen herbeygeführt worden, eine gewisse Familienähnlichkeit, Analogie, Verwandtschaft sich wahrnehmen läßt, wovon nicht leicht wieder ein so bereites Gleichniß sich wiederfinden möchte.

Wir dürfen wohl die Gebrüder Schlegel, Tieck, Novalis, Fouqué, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Cornelius u. s. w. in einem gewissen Zusammenhange nehmen und betrachten, indem diese theils ein gemeinschaftliches Bestreben durchgesetzt auf einem oder verschiedenen Gebieten, theils zur Bildung ihrer mannichfachen wissenschaftlichen, philosophischen, theologischen, ästhetischen und Kunstansichten und Maximen

wechselseitig auf einander eingewirkt und sich bestimmt.

Wichtig wäre es im Großen und Ganzen das Bestreben dieser Talente zu charakterisiren. Indem schon früher darauf hingedeutet worden, die hauptsächlichen Wirkungen derselben bezögen sich mehr auf Aneignen, Umbilden, Zusammenstellen, Fördern, als auf wahrhafte Production, so läßt sich nicht läugnen, daß ein gewisses ungemeines Gefühl und Bewußtseyn des zureichenden Werthes und ihrer Kraft diese Talente vorzugsweise bemerklich macht. Keines derselben ist leicht in seiner Sphäre als Individuum stehen geblieben, sondern hat mehr, oder weniger zu einem Allgemeinen, Ganzen, zu einem Universum sich zu steigern versucht. Wie denn keines bey seiner Ausbildung auf innere Wirkungen bloß sich beschränkt, sondern den Nutzen, die Förderung der Zeitgenossen mehr im Sinne und Auge gehabt, als die eigene Vollendung. Daher denn bey dieser Richtung nach außen diese Talente eine größere Wirkung bey Zeitgenossen hervorgebracht, als jene frühern an productivem Vermögen ohnstreitig ihnen überlegenen Talente.

Wir legen jedoch diese Betrachtungen in ihrer weitern Fortsetzung bey Seite, und sagen,

daß das Talent in Künsten und Wissenschaften eine mächtige einzelne Energie sey, dasjenige im Einzelnen hervorzubringen, zu bereiten, und weiter auszubilden, dem sich die Menschheit nach und nach im Ganzen endlich nähern soll.

Das Talent ist demnach ein mächtiger Reiz für die gewöhnliche Anlage des Menschen, um dem dort bestehenden Möglichen als eine kräftige Gegenwirkung des Ungemeinen, Außerordentlichen entgegenzutreten, damit die allgemeine Anlage, indem sie bloß sich selbst gewahrte, nicht endlich trivial werde und von ihrem Werthe und ihrer Würde herabsinke. Demnach trägt das Talent zum physischen Lebensprozeß der Menschheit in Geist und Sinn wesentlich bey. Denn es sieht ein jeder, daß von einem Sittlichen nicht die Rede seyn könne, weil, sittlich genommen, es für das Individaum keine Vergleichung, als mit sich selbst giebt, und alle mannichfachen geistigen und sinnlichen Unterschiede der Menschheit in dieser Hinsicht völlig aufgehen, die um das innere sittliche Leben in einer gewissen Aeußerlichkeit und nach außen mannichfach zu exponiren bloß vorhanden sind. Und so gehört denn das Talent auch ganz in diese Sphäre, eine Stufenleiter mannichfacher Unterschiede hervorzubringen.

Wie es demohngeachtet aber hier von Natur auf ein Ganzes, Regelmäßiges angelegt ist, so spürt das Talent gar bald, bey aller Außerordentlichkeit, daß es an gewissen Gränzen des ihm Unmöglichen und Unerreichbaren inne halten werden müssen, um bey fernerm Fortschritt nicht sich selbst und diejenigen, auf welche es mächtig wirkt, verwirrend fortzureißen. Nun aber entspinnt sich das peinlichste Verhältniß, wenn das Talent an diese Gränzen angelangt, theils willentlich theils unwillentlich noch fortzuschreiten sich genöthigt sieht, und jenes Ganze gern darstellen möchte, wovon es ein dunkeles Gefühl, eine Ahnung hat, ohne daß es doch in seiner Kraft läge es zu erreichen. Nun entspringen die allerseltsamsten Phänomene, für Kunst sowohl als Wissenschaft; und wir irren uns sicherlich nicht, wenn wir jene Richtung auf ein Universelles bey den obgenannten Talenten aus einem peinlichen Gefühl ihrer Begränzung, ja Einseitigkeit herleiten, das sie durch jene universelle Steigerung zu verbannen, zu vernichten suchten.

Freylich ein vergebliches Bestreben! Denn hier hat die Natur den Moment, den Punct sich gewählt, wo sie das, was man Genie nur allein nennen sollte, eintreten läßt, wodurch jenes

Ganze, was dem Talent, selbst dem außerordentlichsten, zu erreichen unmöglich, leicht und ohne Umstände hervorgebracht und das ganze Bemühen, die ganze Region abgeschlossen wird, so daß nun die Menschheit wieder die Fäden zu einem neuen Gewebe anzetteln und anknüpfen kann!

Und so ist denn das Genie Gegenwirkung gegen das Talent, wie es das Talent gegen die gewöhnliche Anlage ist. Seinen Gegner aber findet das Genie, indem es die falschen Bestrebungen des Talents beseitigen und zugleich jenen Punct erreichen soll, wo sich das Außerordentliche dem Gewöhnlichen, Allgemeinen der Menschheit nähert. Daher das Streben des Genies mehr die Aehnlichkeit einer sittlichen Wirkung gewinnt, indem es die außerordentlich aufgeregten Kräfte des Geistes und Sinnes zu den ewigen Urquellen alles Lebens zurückzuführen sucht.

Hieraus aber kann man zugleich abnehmen, warum das Genie so selten, und nur am Ende gewisser Epochen und Zeiträume erscheint, während das Talent sehr häufig und sehr mannichfaltig sich findet.

Dabey sieht man zugleich, daß es auf den Umfang der physischen, d. i. der geistigen und sinnlichen Kraft, auf das Mannichfache der Sphä-

re, welche eine Menschheit, eine Nation zu durchlaufen hat, ankommt, ob eine Nation mehrere und verschiedene Genies hervorbringe, oder wenige, ja keines. Wie denn manche Nationen des Genies, um in ihrer höchsten geistigen und sinnlichen Thätigkeit zum Aeußersten gesteigert zu werden, nicht bedürfen, sondern das außerordentlichste Talent die Stelle des Genies vertritt. Wie es bey Römern und Engländern und Spaniern zum Beyspiel der Fall ist. Griechen und Deutsche dagegen haben das Genie mehrfällig entschieden hervorgebracht. Wir nennen für Poesie überhaupt im Allgemeinsten Homer, auf dem Felde der dramatischen Poesie im besondern aber Sophokles. Eben so wird Italien seines Raphaels, seines Colnmbus gedenken dürfen; der Deutsche im theologischen Wissen seinen Luther, und in Poesie, Wissen und Kunst wohl seinen Goethe anführen dürfen!

Shakspeare, Michel Angelo, Rubens, Spinoza, Leibnitz, Kant, Lessing sind dagegen bloß außerordentliche Talente, die durch den Verein mehrerer Talente fast einer Zusammenfassung sich nähern, die dem Genie eigen. So enthält Lessing zum Beyspiel wenigstens die mannichfachen An-

lagen von Schleiermacher, Schlegel, Schelling u. a. auf Einen Punct versammelt.

Die geschichtliche Behandlung mag bey allem von Werthe seyn, was als abgemacht, vergangen, abgeschlossen anzusehen; aber bey allem Entstehenden, Werdenden, Zukünftigen ist sie ungültig, störend, hindernd, lähmend. Nun mag freylich der Mensch das alte Bereite sich lieber wiederhohlen sehen, als daß er immer wieder von vorn sich anschicke, ein ihm Gemäßes, Würdiges neu hervorzubringen. Daher dürfen wir uns über einen bald didactischen, zuletzt dogmatischen Gebrauch des aus der Betrachtung, Anschauung durch Einsicht Gewonnenen nicht verwundern. Und freylich Gewisses ist von der Art, daß es der Mensch, wenn es einmal hervorgebracht worden, weniger zu wiederhohlen nöthig hat: dergleichen sind fast alle Gewerbe, Handwerke, Erfindungen und Institutionen, die einen mehr practischen Lebenszweck haben! Hier findet Ueberlieferung, Lehre und Lernen Statt. Je höher und je reiner es aber die rein menschlichen Dinge betrifft, nähert sich der Mensch einem ursprünglichen Kreise, in den er selbst hineinzutre-

ten hat, worin er sich selbst bewegen und erre=
gen muß. Und so finden wir, wie das Genie
auf dem äußersten sinnlichen und geistigen Gipfel
alles aus sich, und aus frischer Quelle zu schö=
pfen hat, daß im Sittlichen jeder Mensch wieder
von vorn bey sich, und der ewig fortbestehenden
und immer verjüngten Uranlage beginnen müsse, und
sich diese Vortheile aus keiner Vergangenheit, aus
keinem Werthe gleichzeitig Vortrefflicher erwerben
und erstatten könne. Und so stellt sich denn das
Evangelium in seiner höhern Natur als das Wort
dar, was nicht von Geschlecht zu Geschlecht bloß
fortgepflanzt und überliefert wird, sondern das=
jenige zu bezeichnen sucht, was immer das Ur=
anfängliche bleibt, der frische reine Anfang, mag
der Mensch auch alles geschichtlich überlieferte,
und alle durch Traditionen errungenen, ueber=
kommenen Vortheile einbüßen, plötzlich verlie=
ren, oder behalten. In allem diesen würde
nur eine äußerliche Einbuße seyn, die höchstens
das Edelste von Geist und Sinn dahin raffte,
keineswegs aber das sittliche höhere Wesen des
Menschen verhindern kann, hierüber hinaus im
Vollkommensten dennoch zu bestehen. Und so
lehrt das Evangelium, der Mensch sey kein Pro=
duct der Zeiten, der Schulen, der Doctoren, Ma=

ziſter, Schreiber und Pfaffen, der Großen und Kleinen, ſondern was er in allem dieſen ſeyn kann, gehöre zuerſt Gott, der Natur und dann ihm, wenn er den guten reinen Willen hat!

Gewiſſes bringt die Natur hervor, wie Beeren und Kirſchen. Es muß mit der Jahreszeit, die es im ſchnellen Vorübergehen heranbringt, genoſſen werden, ſonſt verfault es. Anderes iſt dem dauernden Obſt zu vergleichen, das alle Jahreszeiten ſich erhält. Doch auch hier ſind die friſchen Vorräthe immer die beſten; und jeder Baum, der zu lange trägt, bringt am Ende ſchlechte Früchte.

Höhere Kunſt und Dichtung kann dem Obſte verglichen werden, das man das ganze Jahr ſpeiſt. Doch Kunſt, die beluſtigen, erheitern, nur ergetzen ſoll, geht vorüber wie das Obſt, das man über ſeine Zeit nicht anders, als verfault wegbringt.

So mag es wohl gegenwärtig mit Theater, Journalen, Blättern aller Art für Abend und Morgen, und allen Poeten ergehen, welchen die Natur vergönnt hat anzuzeigen, daß der Spaß ſein Ende hat, ohne alles eigentliche poetiſche Talent mit einiger Vers- und Reimgabe ein paar Dramen, oder Tragödien aus allerley Wuſt zuſammenzuraffen, und glänzend und zier-

lich genug auszustaffiren; wie es einem Zeitalter geziemt, das sich auf Politur trefflich versteht, und jedem schlechten Leder, das in den Koth gehört, den Glanz einer crystallenen Spiegelfläche wohl zu geben weiß.

Wenn Natur eine starke Pause in dem gemacht, was aller Verstand und alle Technik der Menschen nicht herbeyführen wird, so entschließt sie sich vielleicht, ein kommendes würdiges Geschlecht an Dingen ganz anderer Art sich auf's neue ergetzen zu lassen.

Tragödien, wie die Schuld von Müllner, sind in der That nichts anderes, als fahles Leder, das unter den Händen eines geschickten Wichsers schon so geräth, daß du damit unter die Leute vom Markt ungescheut dich mengen, und gewiß seyn darfst, daß sie es ganz allerliebst und vortrefflich finden werden.

Aug. Wilhelm von Schlegel verlieh die Natur gewiß ein so glückliches Talent, Uebersetzer der Neuern zu werden, als sie Joh. Heinrich Voß ein Talent verlieh, der Uebersetzer

der Alten vorzugsweise zu seyn. Schlegel ist um so viel zierlicher, gewandter, leichter, als Voß schwerer, ungelenker, steifer; und freylich mußte er so begabt seyn, um das Problem zu veranschaulichen:

Stehn uns diese weiten Falten
Zu Gesichte, wie den Alten?

Und so rechte Niemand, wenn diese Falten zu seinem Wuchs nicht ganz passen sollten! denn freylich das beste, kunstreichste Gewand auf den unpassenden Körper angelegt, wird wie eine Pfuscherey seines Urhebers erscheinen, sobald die ursprünglichen Maaße sich nicht wieder ganz erzwingen lassen. So hat denn auch Voß mehr den allgemeinen, abweichenden Grundcharacter des Antiken wieder geben können, das Unverhältniß zu unser Art und Natur, als das Verhältniß und Maaß, das es im Bezuge auf sich selbst besitzt. Nicht er trägt also irgend eine Schuld, sondern das Unmögliche, dem der Mensch einmal, bey aller Kraft und Auszeichnung, nicht gewachsen ist.

Was indeß Schlegel betrifft, so glaube ich, muß man, um sich an dem, was er geleistet, ganz zu erfreuen und nicht unbillig einen unpas-

fenden Maaßstab anzulegen, an seine gewandte Uebersetzereigenschaft sich erinnern, und alles übrige, seine Erörterungen, Abhandlungen u. s. w. hierauf beziehen.

Dem Uebersetzer kommt vorzüglich eine leichte und scharfe Auffassungskraft des Einzelnen zu. Man nehme dasjenige Werk, durch welches Schlegel in der spätern Epoche sich seinen Ruhm begründet, seine dramatischen Vorlesungen: wird man hier nicht ein Ganzes finden, das eigentlich nicht in einem Ganzen, sondern in lauter Einzelnheiten besteht? Er spreche über die Alten, Italiener, Franzosen, über Calderon, Shakspeare, Goethe, Schiller, überall wird man nur die Hervorhebung des Einzelnen finden, oft treffend, glücklich und wahr, ohne daß jedoch die Hauptsache, das Ursprüngliche, das eigentliche wahre Ganze irgend dabey berührt würde.

Ich will hier nicht an sein Urtheil über Goethe's Faust nochmals ausführlicher erinnern. Es wird sich sonst noch Gelegenheit finden, auf Einiges aufmerksam zu machen. Doch alles dieß, wie gesagt, ist nicht tadelhaft, wenn man die Hauptanlage ins Gesicht fassen und es auf sie zurückbeziehen will. Denn dem Uebersetzer kommt es zu, damit er sein Werk zu Stande bringe,

daß er das Einzelne mehr beachte, als das Ganze; ja indem er sich ganz dem Einzelnen vorzugsweise hingiebt, und seine Verhältnisse erwägt, vollbringt er seine Arbeit.

Und so wird man sich hieraus überzeugen können, in der Litteratur, wie in der höhern Baukunst komme es vor, daß diese ein technisches, ein mechanisches, ein Gewerk-Element so wenig von sich weisen könne, als jene Baumeister der hohen Dome, um ihr Beginnen auszuführen, nicht unterlassen durften, von dem einzelnen Handwerk vortheilhafte Anwendung für sich zu machen. Und so finden wir ja auch die Litteratur auf den untersten Stufen in einer Art und Weise begründet, die sich auf Lehre, Lernen, Uebung, Ueberlieferung, ganz im Sinne jener mannichfachen Gewerbe, bezieht: bis irgend ein höher begabter Geist einmal diese einzelnen Kräfte und abgesonderten Thätigkeiten für seine Zwecke zu einem höhern Gesammtresultat steigert, und ein Unerwartetes, bis dahin Ungekanntes hervorbringt. So werden Schulen, Universitäten, Academien, Seminarien langsam immer den Stoff vorbereiten, von dem das Genie dadurch, daß es ihn als Material gebrauchen kann, sie einmal befreyen und so zu

neuen Anfängen ihnen abermals Anlaß geben wird.

Man ist nicht eher fähig, fremdes Verdienst zu erkennen, als wenn man eigenes besitzt. Diese Bemerkung gilt recht eigentlich auch von der Werthschätzung der Erzeugnisse fremder Litteratur und Kunst.

Betrachten wir, was für antike Litteratur und Kunst in neuerer Zeit unter uns geschehen, so müssen wir den fast ungeheuren Fortschritt in dieser Hinsicht billig bewundern, wenn wir sehen, in welchem Sinne, welcher Art frühere Jahrhunderte hindurch an und mit dem Antiken sich beschäftigt, und welche Erfolge dadurch herbeygeführt worden sind.

Was Herder, Lessing, Wieland, Winkelmann, Voß, Goethe — lauter Namen, welche die eigentliche Litteratur zum Theil gehoben, zum Theil erst gegründet haben! — für eine tiefere, lebendigere Erkenntniß des Gehalts des Antiken, und eine ächte Werthschätzung seiner Form gethan, übertrifft alles, was sämmtliche Philologen, Grammatiker und Antiquare vom 16ten Jahrhundert bis in die neueste Zeit zu leisten im

Stande waren; die, wenn ihr Bemühen auch das Aeußerste erreichte, nie weiter, als höchstens zu einer Umfassung des ganzen Stoffs und der gesammten Masse gelangt sind.

Es giebt keinen traurigern Irrthum, als den, welchen Wolf so gern verbreiten möchte, daß die neuere Litteratur durch das Studium des Antiken gewonnen, ja hervorgebracht worden. Das Umgekehrte ist vielmehr das geschichtlich und den Gesetzen aller Natur und Wirklichkeit zufolge einzig Wahre und Mögliche, daß das Studium des Antiken durch das Entstehen und Bemühen in eigenen Selbstleistungen gehoben, und aus einer traurigen Beschränktheit und todten Behandlung zu Geist und Leben hervorgezogen worden.

Und so läßt sich denn hiernach die Frage von dem Einfluß, den das Antike auf unsere Bildung haben kann, auf das bestimmteste beantworten und fassen: nämlich daß, wofern wir selbst productiv zu seyn vermögen, allerdings der bedeutendste Gewinn daraus für uns hervorgehen wird. So wie im Gegentheil, wenn wir das Antike nur als ein fertiges, bereites Vollkommene ansehen, das wir bloß aufzunehmen und uns anzuzeigen hätten, allemal der größ-

te Nachtheil für uns entstehen und entspringen wird.

Eine jede Nation hat, wie in Leben, Sitten, Gewohnheiten, so in wissenschaftlichen, künstlerischen und dichterischen Hervorbringungen ein gewisses Maaß, das ihr nur eigenthümlich angehört, und das nicht überschritten werden darf, wenn das ihr Gemäße, Gefällige, Anmuthende, Faßliche entstehen soll.

So werden wir Deutschen, was das äußere Maaß von Dichtungen anbetrifft, Franzosen, Italienern, Griechen uns immer annähern, während Shakspeare unter den Engländern, was die äußere Form seiner Dichtungen betrifft, uns immer unbequem, lästig, ja unfaßlich seyn wird; obwohl wir, was Inhalt, Empfindung, menschlichen Ausdruck betrifft, ein Verwandteres in ihm erkennen werden, als bey Franzosen, Italienern, ja selbst Griechen.

Ebenso werden gewisse Maaße, die unserer Poesie eigens angehören, dem Ausländer wenig zusagen. Ich will den Goetz von Berlichingen nehmen, bey dessen uns bedeutend erscheinender Fülle der Engländer zum Beyspiel doch immer noch

zu wenig Masse, zu viel Vereinzelung finden wird. Und so wird der Italiener im Faust eben nur ein loses Aggregat wahrzunehmen vermeinen.

Ich kann mir vorstellen, wie ein Südländer an Wilhelm Meisters Lehrjahren gar kein Wohlgefallen finden könne, sondern die Empfindung haben müsse, als träte er in ein gränzenloses Gebäude hinein, dessen Räume so ungeheuer ausgeweitet wären, daß er sich wie im völlig Leeren und Unbegränzten fände. Wie wir denn ja selbst über das Massenhafte, Dichte, das sinnlich Angehäufte und nicht genug Leichte und Geistige und Flüchtige aller antiken und südlichen Dichtung und Kunst uns immer beschweren werden, wenn wir das uns Gemäße zum absoluten Maaßstab anlegen.

Das Beste, Wahrste, Gewisseste in der Aesthetik wird vielleicht dann geleistet werden können, wenn man jede dogmatische Behandlung darin aufgiebt, zunächst aber den geschichtlichen Weg einschlägt, um über die einzelnen Phänomene vorerst ins Klare zu kommen, und so nach und nach zu einem Didactischen übergehen zu können.

Aber um selbst in diesem letztern sich nicht zu verwirren, wird man mit einem Mäßigen sich befriedigen müssen, indem man eingesteht, daß über alles, was Hervorbringung betrifft, es schwer sey zu einer bloßen Einsicht zu gelangen, und mit dieser alles zu erschöpfen. So wird man denn auf keinem Gebiete mehr vor Behauptungen, Annahmen und Festsetzungen des Absoluten sich zu hüten haben, als eben hier.

Der Chor der antiken Tragödie ist bey Aeschylus nach der Sinnesart dieses Dichters, dem Gewaltigen, Außerordentlichen sich zu nähern, wesentlicher in den handelnden Kreis verwebt, als bey Sophokles, wo er mehr zur Umgebung, zum äußern Apparat gehört.

Die Einführung des Chors im antiken Drama war, bey der öffentlichen Denkart der Alten, wo selbst der einzeln Handelnde nicht hervortreten konnte, ohne sogleich eine Menge um sich zu versammeln, die theils als Zuschauer, theils als bald mehr thätiger, bald leidender Gehülfe und Gefährte Antheil nahm, unvermeidlich. Und so wird man finden, daß die Dichtung selbst, als ideelles Bild des Lebens, immer nur das ge-

steigerte Gleichniß des wirklichen, vorhandenen Lebens sey.

Man hat behauptet, dem neuern Drama fehle der Chor gänzlich. Dieß ist nicht ganz richtig, wenn man das Wesen des Chors nur nicht in die beym Antiken für ihn eigens ausgebildete Form setzen will. Denn nehmen wir Shakspeares Dramen und fragen wir uns, was uns an seinen Schauspielen am meisten belästigt, so ist es jene unmäßige Personenfülle, die bald als Bedienten = Troß, als Heeresgefolge, als Rüpel, bald als begleitende Freunde und Gefährten den eigentlichen Hauptheld en umstellt, und die Haupthandlung durch die Zwischenbegebenheit aller dieser unterbricht. Genau betrachtet aber ist in allem diesen ein Chormäßiges; was, indem es sich hier frey bewegt, nur um ein weniges fixirt, versammelt, uns zum antiken Chor sogleich bringt.

Aug. With. von Schlegel behauptet, der Chor in der antiken Tragödie sey der idealische, die Haupthandlung von einem höhern Standpunct begleitende Zuschauer. Alles vorstehend Gesagte weist jedoch dem Chor einen mehr historischen und climatischen Ursprung und Werth als Masse, als nach Sitte, Volksgewohnheit unvermeidliche Umgebung zu. Und so ist denn die Gesinnung

des Chors keineswegs die höhere, die Handlung des Helden wie ein reiner Spiegel begleitende, sondern, nach Verhältniß seiner Zusammensetzung aus ältern, jüngern, weiblichen, oder männlichen Personen, spricht sich der Chor bald höher, bald herabgestimmter, bald edler, erfahrner, standhafter, bald zagender, ja bänglich und furchtsam aus. Sophokles Tragödien werden fast zu jedem ein Beyspiel liefern können.

Soll denn nun aber jene Schlegelsche Behauptung doch einigen Werth haben, so ist der Chor nur in so fern der ideelle Zuschauer, als überhaupt die ganze dramatische Handlung, mit allen übrigen Umständen, Anlässen, Begebenheiten und Personen, nur etwas Ideelles und nichts Wirkliches ist. Dann aber kommt dem Chor die Eigenschaft des Ideellen nicht allein und ausschließlich zu. Auf jeden Fall also enthielten jene Schlegelschen Angaben etwas Tautologisches.

Der Unterschied des Tragischen und Comischen beruht keineswegs auf dem Unterschiede eines hier sich bloß ernst, dort scherzhaft Hervorthuenden, sondern vielmehr in der Art des Conflicts, der dabey sichtbar wird.

In diesem Sinne kann es Tragödien geben, die, wenn auch nicht eine scherzhafte, doch sehr heitere, reine, frohe Stimmung zurücklassen, und Comödien, die zum fürchterlichsten Ernst führen und mit seinen Eindrücken schließen, trotz der lustigen auf das Gegentheil hinzuweisen scheinenden Hülle.

Namentlich hinterläßt diesen schweren, ernsten, ja düstern Eindruck die Aristophanische Comödie, und nähert sich darin auf einem entgegengesetzten Wege dem Haupteindrucke, den die Aeschylische Tagödie bewirkt, während Sophokles durchaus den tragischen Ernst zur reinsten, heitersten, lieblichsten Milde hinüberzuführen weiß. Das meiste Comische der Neuern, namentlich bey Shakspeare, wird sich ohne diesen ernsten Nachklang der Aristophanischen Comödie finden, und unterscheidet sich zum Theil dadurch wesentlich. Vielleicht daß Göthe, weil er individuell wenigstens zu ähnlichen Anschauungen und Erfahrungen hingetrieben wurde, die der Grieche an der Gesammtheit seiner Zeitgenossen und zwar in allgemeinen Zuständen machen mußte, im Comischen deßhalb dem Aristophanes gleicht, daß er im Ganzen immer mit Ernst entläßt.

Denn der Conflict, woraus das Comische entspringt, besteht allemal darin, daß ein seiner

Natur nach Ungleiches, Nichtverhältnißmäßiges zusammentrifft. Wenn dieser Conflict sich zuletzt so auseinandergiebt, daß er nichts Tieferes, als einen sinnlichen, als einen Verstandeswiderspruch betroffen, der sich unschädlich verliert, so entsteht das angenehm und ergetzlich Comische. Wenn aber jener Conflict des zufälligen Ungleichen sich zu einem dauernden anläßt, daß Wirkungen daraus entspringen, die mit Nachtheil und verletzend in eine höhere Region zugleich eingreifen, so entsteht das ernsthaft Comische.

Auf eine entgegengesetzte Art ist es auch ganz so mit dem Tragischen der Fall. Hier findet allemal ein Conflict des Gleichen, eines verhältnißmäßigen Gegensatzes und verhältnißmäßig Gegenüberstehenden Statt. Bleibt der Conflict unaufgelöst, oder unauflöslich, so entspringt die ernste, herbe, düster entlassende Tragödie; so wie wenn im Conflict selbst und durch ihn die Lösung vorbereitet wird, umgekehrt das heiter Tragische entsteht.

Sehe man als Beyspiel der letzten Art den Philoktet des Sophokles an, wo das schmerzhafte physische Leiden Anlaß giebt, einen unsittlichen Widerspruch der Zeitgenossen aufzudecken, und unzureichenden Klugsinn zu etwas Höherm,

rein Menschlichen zu steigern. Das physische Uebel selbst in seiner Schrecklichkeit, in seinem Ekel wird dadurch geadelt, indem es zur Erkenntniß führt, daß es Wirkungen des Geistes geben kann, die, wie edel und bedeutend sie erscheinen, doch viel wüster sind, als jedes physische Uebel.

Ein anderes Beyspiel kann die natürliche Tochter von Goethe gewähren, wo die tragische Catastrophe zum Anlaß wird, daß jene edle Gesinnung, jene hochaufgeregte Stimmung Eugeniens als wirklich und wahr, nicht als bloßes Wollen und Aufwallen, sich nun zu entwickeln vermag und zwar, indem sie, die Heldin, die Amazone, die Völkergebieterin auf ein dem Mädchen angemessenes Gebiet, das der Gattin, beschränkt wird.

Und so mag dieß, was eine einzelne Ausführung noch mehr verdeutlichen würde, zugleich zu einer Berichtigung der Schlegelschen Angabe über den Unterschied des Comischen und Tragischen dienen; eine Unterscheidung, die auf der einen Seite zu viel und auf einer andern zu wenig besagt!

Die verschiedenen Talente in der Poesie behandeln nicht alle denselben Kreis von Gegenständen, von menschlichen Schicksalen, von Irrthum und Wahrheit. Hierauf beruht die Mannichfaltigkeit der Producirenden. Man vergleiche Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Shakspeare, Calderon, Dante, Homer mit einander: wie verschieden sind sowohl die Gegenstände, die sie uns entgegenbringen, als die Behandlung, die sie diesem mannichfachen Stoffe verleihen!

Ja dasselbe Talent hält sich nicht immer in einer Region auf, setzt nicht ununterbrochen dieselbe Behandlung fort. Als einleuchtendstes, auffallendstes Beyspiel in dieser Hinsicht darf man ja wohl Goethe anführen, von dessen Leistungen jener Freund im Vorworte der Selbstbekenntnisse mit Recht sagt:

„Im Ganzen aber bleiben diese Productionen immer unzusammenhängend; ja oft sollte man kaum glauben, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seyen.“

Die Anordnung Goethescher Werke nach der neuen Ausgabe bey Cotta kommt einem vergleichenden Schauen der Art sehr zu Hülfe. Man vergleiche, zum Beyspiel, den Band, an dessen Spitze Goetz von Berlichingen steht, mit

demjenigen, der den Faust voran hat. Dann nehme man denjenigen, der mit der Iphigenie auf Tauris eröffnet wird; so wird man schon an der äußeren verschiedenen Form, in welcher diese Dichtungen entgegentreten, auf das Verschiedene, Abweichende der innern Region, in welcher sie sich bewegen, schließen können.

Scheint im Goetz von Berlichingen das ästhetische Interesse mit einem historischen Hand in Hand zu gehen, und aus einer lebhaften, als starkes Bedürfniß gefühlten Berührung des Vergangenen, ehemaligen Nationalen mit der Gegenwart und ihren erneuten Anforderungen entsprungen; so deutet das ästhetische Interesse in der Iphigenie auf einen starken, thätigen Antheil an dem Vorzüglichsten, was von fremder Bildung und ausländischer Cultur der über nationale und patriotische Tüchtigkeit hinausstrebende Mensch sich aneignen mag, um ein allgemeines menschliches Interesse zu befriedigen. Aber die fortbestehende Räthselhaftigkeit und unvertilgbare Eigenheit der individuellen Natur bringt immer wieder zu dieser zurück, und auf das nächst Umgebende, selbst wo es als gemeinster Fall sich zeigt. Und so führt uns Faust in das gewöhn-

lichste, ja gemeine Leben hinein, indem der unbedeutendste niedrigste Fall zu einer größern, oder mindern Auflösung der höchsten ethischen Probleme dienen kann; Probleme, welche dem Menschen vorzugsweise wichtig seyn müssen vor allem, wozu die Theilnahme an Nationalem, oder ausländisch Hohem ihn aufzufordern und zu veranlassen im Stande ist! Ist aber dieses Bedürfniß befriedigt, dann darf der Mensch an die mannichfachen Interessen des Tags, die Ereignungen, die Begegnungen im Großen und Kleinen, in der Nähe und Ferne, im Wissen und in Künsten sich hingeben. Und Krieg und Frieden, Politik und Schauspiel, Magnetismus und Merkantilisches, Auswanderung und Diebstahl darf ihn anziehen, erheitern, befriedigen, verwirren, beunruhigen, zu Genuß, oder Thätigkeit, Entsagen, oder Hingeben und Mitempfinden bestimmen. Und so behandeln die übrigen Werke Goethes dieses verschiedene Interesse, zu dem der Eine Mensch veranlaßt werden kann, im ästhetischen Sinne und zu ästhetischen Zwecken auf die mannichfachste Weise. Der *Bürgergeneral*, die *Aufgeregten*, der *Groß-Cophta*, *Wilhelm Meister*, die *Wahlverwandtschaften*, *Herrmann und Dorothea* weisen hin auf

diese bunten, stets wechselnden Interessen und den stets sich erneuernden fortschreitenden Antheil.

Trotz der im Vorstehenden ausgesprochenen Mannichfaltigkeit Goethescher Werke und des äußerlichen Unzusammenhangs derselben ist doch Goethe wieder der entschiedenste Beweis von der innern Einheit menschlicher Natur. Der Mensch mag sich thätig zeigen, bey welchen Anlässen er will, so wird er immer nur die Probleme behandeln, welche die Natur einmal in ihn gelegt. Die Form, die äußere Gestalt, den Anlaß, bey welchem wir uns eines solchen Problems entledigen, verleiht uns die Welt, ja der Moment; aber den ewigen unveränderlichen Gehalt bringen wir nur selbst von innen hervor. Und so würde derjenige der glücklichste Betrachter Goethes seyn, der sich über das Zufällige wie Willkürliche, das Nothwendige und Freye, das Zeitliche und Allgemeinmenschliche der Goetheschen Productionen die vollste Rechenschaft zu geben wüßte, und eines ohne die Störniß des andern zu betrachten, zu sondern wüßte.

Möge man es sich in und bey dieser Arbeit gefallen lassen, daß vorzugsweise auf das Noth-

wendige Rücksicht genommen worden! Das Temporäre, Historische ist ohnedieß das leicht zu Erkennende, sich von selbst Hervorhebende. Und so haben wir uns denn begnügt, nur andeutungsweise darauf hinzuführen. Mögen also die Goetheschen Productionen so ihren verschiedenen äußern Anlässen, als den Bildungsstufen, den moralischen und ästhetischen Maximen nach, abgerissen, unterbrochen erscheinen, ja möchten sie noch unzusammenhängender seyn: so wird sich doch in allem diesen wieder ein Verhältnißmäßiges zeigen, das auf eine bestimmte Natur, auf eine bestimmte Persönlichkeit, einen bestimmten Willen und Drang zurückweist, den der Mensch durchzuführen sucht, es sey ihm nun vergönnt, in breitem, oder schmalem Raume dieß unwandelbare, unabhängige Interesse, das er in alle seine Zeitverhältnisse hineinbringt, zu entwickeln, und zwar mit mehr, oder weniger günstigen Erfolgen, die ihm gemäß wären!

Zu diesem Standpunct, wünschte ich, möchten sich die Lesenden vorzugsweise erheben, um das ihnen vornehmlich im ersten Bande dieser Versuche Dargelegte recht zu würdigen und aufzunehmen. Denn ich zweifele nicht, daß bey einer bloß äußern, historischen Betrachtungsweise

Viele mit Zweifel gegen das von uns Durchgeführte sich setzen werden. Mögen diese bey ihrem Widerspruch auch immerhin beharren, wenn sie nur die Verschiedenheit des Standpuncts zugeben mögen! So wird sich denn wohl in einem dritten vielleicht noch ein glücklicher Vereinigungspunct ergeben, der, indem er beydes enthält, das Vollkommene befaßt.

Mit Beziehung auf das, was ich über die Mannichfaltigkeit der verschiedenen poetischen Regionen und der Behandlungsart der verschiedenen, ihnen eigenthümlichen Gegenstände sagte, kann man leicht einsehen, wie ungerecht es ist, von Einem Dichter Alles zu fordern und zu verlangen, er solle nur immer die Region bedenken, aus der wir Nahrung für unser Wachsthum und Behagen zu ziehen und zu gewinnen gewohnt sind. Möchten wir doch lieber bedenken, daß das Weltinteresse zu groß sey, um vom einzelnen Individuum in Anspruch genommen werden zu können; so daß dieses vielmehr an gar Vielem vorübergehen muß, was ganz und gar überflüssig wäre, wenn es die Befriedigung des einzigen Individuums bloß gälte. Ja möchten wir

Lebenserfahrung und Betrachtung ein äußerst deutliches Werk und nirgends zeigt sich vielleicht die Meisterschaft Goethes mehr und größer, als hier. Denn man gehe alle Kunst und Dichtung der neuen und alten Welt durch und frage sich, ob ein Dichter, ein Künstler einen widerspenstigern Stoff zu behandeln gehabt? Mit Recht daher trägt dieses Werk den Spruch in sich: „das Schwierige leicht zu behandeln, giebt die Anschauung des Unmöglichen."

Denn, sehen wir auf den Inhalt, so wird hier die größte Hinfälligkeit des menschlichen Lebens zur Darstellung gebracht. Eine moralische Verwesung bey bestehendem leiblichen Leben, ein übergewichtiges Verhältniß dessen, was am Menschen irdisch, zur allgemeinen Natur gehörig ist, über alles das, was auf einen höhern, eigenthümlichen, über Natürliches und Irdisches hinausgehenden Bezug deutet, ist das eigentliche Thema dieses Werks. Und so ist es mit allen Gespenstern, mit allen Fürchterlichkeiten, mit allem Grauenvollen, Dunkeln, Verborgenen, Geheimnißvollen, Widerstreitenden erfüllt, was die Menschheit umgiebt, bewältigt, wenn Natur und Gewissen sich identificirt. Denn die Vereinigung dieser beyden Sphären, die allemal bey der höch-

sten Ausartung des Geschlechts eintritt, kann deßhalb diesem niemals zum Vortheil gereichen. Und so sieht man, wie das Werk hierdurch ganz in der Sphäre der Wissenschaft, der Betrachtung liegt, indem es auf die tiefste Erkenntniß sowohl der besondern menschlichen, als der allgemeinen übrigen Natur und ihres beyderseitigen Zusammenhanges sich gründet; und es ergiebt sich, wie die dichterische Einkleidung und Fassung dieses Stoffs eigentlich nur mehr mittelbar hinzutritt, um dem Werke einen über alles Wirkliche, Gewöhnliche hinausgehenden Character zu verleihen.

So kann man sich denn aber hieraus abermals überzeugen, wie der Deutsche eigentlich aus einer ganz fremden, entgegengesetzten Region zur Kunst und Dichtung gelangt und diesen Weg einzuschlagen niemals verschmähen wird, sobald er nur einigermaßen günstige Erfolge hoffen darf.

Kein willkommneres, schöneres Ganze, um die Anforderungen von Sinn, Geist und Herz, Gefühl und Ahnung alle mit einander zu befriedigen, giebt es wohl, als Wilhelm Meisters Lehrjahre. Und dazu ist Wilhelm so glücklich

gebildet und ausgestattet, einer fähigen, begünstigten Jugend wohl zum Ziel und Muster all ihrer Hoffnungen, Wünsche, Anforderungen theils von ihrer, theils von der Weltseite, und endlich ihrer Leistungen dienen zu können! Denn berührt er nicht mit der größten Empfänglichkeit, mit der größten Hingebung, die ihn freylich oft zu Irrthümern und falschen Schritten hinreißt, ehe er den Umfang seiner Kraft recht einsehen und kennen lernt, alle menschlichen Schicksale von einem obersten bis zum untersten? Schwebt nicht eine ganze Welt an ihn heran mit allen ihren kleinen und großen, verborgenen und geheimen, nahen und fernen Kräften? Und so wechseln das Höchste und das Glücklichste, das Würdigste und Leichteste, das Unsicherste und Gewisseste, das Traumartige und Wirkliche mit einander ab, um ihn über alles, was die Welt und Menschheit real und ideell, in der Breite, wie in der schönsten Sammlung, auf den geringsten, wie höchsten Stufen enthält, aufzuklären. Und eben diese Aufklärung, diese Belehrung ist so schön, weil es nicht eine bloße Belehrung ist, sondern überall der Begriff nebenherschreitet, alles das liege in dem Menschen, wenn auch nicht immer in dem Einen, doch in Vielen, es sey die

ihm angeborne Eigenschaft, so daß er alles dieß Würdige, Werthe und Hohe nicht bloß einzusehen, zu bewundern, zu genießen, sondern aus sich vielmehr heraus hervorzubringen, zu erhalten, fortzupflanzen und zu überliefern im Stande sey.

Bey dem ungeheuren Andrange von Weltgegenständen, bey den ungeheuren Schicksalen, welche die Menschheit erlebt, wird jedes neuere Individuum kaum irgend etwas mehr auszubilden aufgefordert, als Verstand und Sinne. Ja selbst jene schönen Anforderungen des Herzens und Gemüths werden auf einem verständigen Wege abgethan. Daher es wohl keine Cultur geben kann, die, bey so viel Geist, Scharfsinn, Einsicht, Ueberblick, doch so viel Leerheit, so viel Mangel und Unvermögen an gutem, reinem Willen gewährt, als die neueste.

Ich betrachte die Arbeiten eines unserer berühmtesten Theologen, Schleiermachers, und kann mich, bey aller Schärfe, bey aller Umsicht, bey aller Feinheit und Gewandtheit, ja Geistesüberlegenheit der Empfindung eines Trivialen, Gemeinen, Schlechten, was dort behandelt wird, nicht erwehren. Nicht der Einzelne ist hieran

Schuld, sondern sein ganzes Zeitalter, das ihm nicht anders, als ablehnend, selbstvertheidigend, abwehrend zu Werke zu gehen Anlaß gab. Und so verbildet gerade das vorzüglichere Individuum sich eben dann am meisten, je energischer es einem Gemeinen, das in seiner Zeit liegt, entgegenstrebt und dieß zu vernichten sucht. — So kann man denn bey allem Tadel nicht ohne ein gewisses Mitleiden jene modernen Naturen betrachten.

Jeder Zustand, der große wie der kleine, ist angenehm: denn er ist ein Ganzes, Sicheres, Gewisses. Nur der Uebergang aus einem zum andern ist fürchterlich, weil er das Verlassen des einen darstellt, den Besitz, das Erreichen aber des andern noch nicht zeigt.

Solche Betrachtungen wird man immer anstellen müssen, um das plötzliche Losreißen der Menschheit, gegen den Schluß des 18ten Jahrhunderts hin, von allen frühern Fundamenten ihrer Bildung, und den Uebergang zu einem Neuen wahrscheinlich, möglich und, bey allem Mangel, bey aller Leerheit, Dürftigkeit und Ohnmacht, wahr und naturgemäß zu finden. Und so wird denn vielleicht eine dritte und vierte Generation nach dieser Epoche sich zu höhern Vortheilen wie

der erheben, indem sie, was jene Crise nieder-
gerissen, als frey gewordenen Raum benutzen
wird dürfen, um sich neu und schön aus frischen
eigenen Anlässen ihrer Menschheit von vorn auf-
zuerbauen.

Denn es ist nicht zu läugnen, was dem ei-
nen Geschlecht der schönste, würdigste Lohn sei-
ner Anstrengung und Thätigkeit ist, das wird ei-
nem darauf folgenden jüngern ein unendliches
Hinderniß und gereicht ihm zur Quaal. Denn,
da es so gut auf Wirkungen in der Welt ange-
wiesen ist, als das frühere, so findet es sich zur
Unthätigkeit durch das große, schöne Leisten des
vorgehenden Geschlechts bestimmt, indem dieses
alles in einer gewissen Vollendung herangebracht,
was das menschliche Bedürfniß erheischt.

Wer den Griechen des Alexandriner Zeit-
raums den größten Gefallen hätte thun wollen,
hätte ihnen plötzlich alle Schätze geistiger und
sinnlicher Art der Vorzeit wegnehmen müssen.
Statt der bloßen Kritik würde sich vielleicht ein
neues, productives Leben hervorgethan haben, das
um die Zeit der Byzantiner vielleicht eben so ei-
nen Gipfel erstiegen haben würde, als sich in der
That nur der tiefste, traurigste, ödeste Verfall
hervorgethan hat.

Und wer vermag denn die Vortheile zu berechnen, welche die neuern Nationen davongetragen haben, indem die Völkerwanderung die fertigen, ausgearbeiteten Zustände einer frühern thätigen Menschheit größtentheils aufhob? Finden wir nicht auch hier, daß gerade diejenigen neuern Nationen, welche von jenem Altvorhandenen, den geringsten, oder einen späten Gebrauch machen durften, das frischeste, eigenthümlichste Leben entwickelt? Man vergleiche doch nur Franzosen, Italiener, Spanier, Deutsche und Engländer untereinander!

Der Mensch macht wohl die Cultur, aber die Cultur macht nicht den Menschen. Dieß haben alle Geschichtschreiber vergessen, die den Untergang früherer Zustände, welche die Menschheit ausgearbeitet, so hoch bedauerten, als ob es ein Untergang, ein Verschwinden des Geschlechts selbst gewesen wäre. Und so wird die Menschheit wohl immer von Zeit zu Zeit auf gewisses ehemalige Vorzügliche Verzicht leisten müssen und seiner sich zu begeben sich genöthigt sehen. Und wenn sie es mit Besonnenheit, mit Bewußtseyn nicht selbst auf eine milde Art thut, so wird die Natur sie gewaltsam dahin drängen, mit Nachtheil und Verlusten. Denn freylich

scheint, was uns die Geschichte nur als eine barbarische, wilde Stürmerey zeigt, die Natur im höhern Sinne des Geschlechts sich als einen milden, mit Bewußtseyn von aller Zerstörung, allem Wilden und Rohen entfernten Act der Menschheit gedacht zu haben, wo sie zwar ein Schwierigstes, doch auch aller ihrer Begabung Würdigstes vollführt. Und so gelingt es vielleicht der neuen Menschheit, da sie abermals in den Fall gekommen, viel ehemaliges überlieferte Gute und Würdige aufzugeben, daß sie sich eben so wenig gewaltsam und heftig davon losreißt, als auf der andern Seite fast abergläubisch daran festhält. Denn man darf gewisse geschichtliche Bestrebungen, die auf die Würdigung des ehemaligen Trefflichen gerichtet sind, nicht betrachten, ohne nicht sogleich jener falschen, übertriebenen Verehrung entgegenzutreten, die das Alte, Ehemalige fast zu etwas Religiösem zu erheben sucht.

Wie ein Schriftsteller beginnt, so fährt er auch meistentheils fort. Erinnert man sich dessen, was früher über Tiecks Franz Sternbald gesagt worden, so ist nicht zu läugnen, daß dieselbe

übertriebene, falsche Manier noch in der neuesten Arbeit dieses Schriftstellers, dem Phantasus, fortwaltet. Wie unwahr, wie affectirt ist nicht jene Verehrung des Altnationalen und der Natur, und wie falsch und naturwidrig jenes Durcheinanderwerfen, Zusammenstellen von Musik und Poesie! Auch die Einbildungskraft, diese bunte mannichfaltige Göttin, ist bey diesen Dichtungen nur eine einförmige Dirne, die alle die wechselnden Anzüge, die sie umnimmt, nicht erträglicher machen.

Kein modernes Individuum hat vielleicht die Last, den Druck ungeheuer aufgehäufter Stoffe mehr gefühlt und auf dichterischem Wege sich davon zu befreyen gestrebt, als Novalis. Wenn er in seinem Ofterdingen zuletzt die ganze Natur untergehen, das Universum in seiner gegenwärtigen Art zerstören läßt, durch den neuen Monarchen, so ist hier das Gefühl einer fürchterlichen Schwere unerträglicher Lasten. Aber freylich muß man mit Mephistopheles sagen: „Den unschuldig Entgegnenden zu zerschmettern, das ist so Tyrannen-Art sich in Verlegenheiten Luft zu machen.“

Denn in der That, was können denn Sonne, Mond und Sterne und die vier Jahrszeiten

dafür, wenn dem Menschen in seiner Welt nicht wohl ist? Was haben denn Sonne, Mond und alle Gestirne mit dem Menschenschicksal zu thun? So zeigt sich eine frevelnde Anmaßung in dieser Poesie, die wohl auf andere Weise nur durch Wahnsinn und Geistesschwäche entschuldigt werden kann, wenn ihrem Urheber nicht Verruchtheit und Gottesverläugnung Schuld gegeben werden soll. Denn, kann es wohl einen größern Egoismus geben, als das ganze unendliche Daseyn der Welt mit dem jedesmaligen Wohl, oder Uebelbefinden des Menschen bestehen und vergehen zu lassen?

Von denjenigen, die den Vortheil, Griechisch oder Lateinisch in der Gegenwart sich ausdrücken zu können, so hoch erheben und sich anrechnen mögen, möchte wohl gelten, was Goethe einmal vom Französischreden sagt:

„Soll ich Französisch reden? eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann. Denn, was unterscheidet den Dummkopf

vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige, der Gegenwart schnell, lebhaft und eigenthümlich ergreift, und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten hergebrachten Phrasen bey jeder Gelegenheit behelfen müssen?"

Freylich denkt nun keiner, der in gestempelten Phrasen sich Griechisch oder Lateinisch Ausdrückenden, daß eigentlich die Organisation eines Dummkopfs dazu gehöre, um sich lange hieran zu erbauen. Und so finden wir denn im Gegentheil, daß diejenigen, die das Handwerk aus Herzensgrunde betreiben, sich als viri summi unter einander begrüßen.

Wie wahr bezeichnet Goethe die neuere Philosophie (Kantisch-Fichtesche) in seinen Propyläen als eine hypochondrische Grille, vielleicht aus nichts als reinem Dünkel hervorgegangen!

„Was ist das mit der Philosophie und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst hineinzugehen, seinen eignen Geist über seinen Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände

desto besser kennen zu lernen! Ist das wohl der rechte Weg? Der Hypochondrist, sieht der die Sachen besser an, weil er immer in sich gräbt und sich untergräbt? Gewiß, diese Philosophie scheint mir eine Art von Hypochondrie zu seyn, eine falsche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat.

Doch hiervon ja nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben und es soll der Philosophie gewiß auch nicht gelingen."

Wer sind denn jene sogenannten großen Männer ihres Jahrhunderts, daß wir, wenn dieß Jahrhundert vorüber ist, uns viel um sie zu bekümmern noch Ursach hätten? Schlimm genug, daß das Zeitalter, das sie hatte, sie ertragen müssen! Sollen wir Entfernten die Abgeschiedenen etwa noch als Gottheiten verehren, von denen es allein sich herschreibe, wenn wir etwas Geist, Witz und Verstand, oder gar Vernunft besitzen? Mögen sie mit dem Ruhm und mit dem Antheil zufrieden seyn, den ihnen ihre Zeitgenossen spendeten! Uns aber soll Niemand hindern, dem Genius der künftigen, folgenden Jahrhunderte nachzuspähen. Und freylich, es gehört auch erstaunlich viel dazu, um berühmt zu werden, und es

verlohnt sich der Mühe, in die Reihe derer treten zu wollen, die, wenn sie vor der Menge hervorragen, meist nur dadurch Hervorragende sind, daß sie ihre Abgeschmacktheiten auf eine außerordentliche Weise vollbrachten.

Wenn Johannes von Müller, um Geschichtschreiber zu seyn, zu rhetorisch ist, so läßt sich Woltmann der Vorwurf machen, daß er bey seinen geschichtlichen Arbeiten zu künstlich, ja zu künstlerisch verfahren. Das Werk des Geschichtschreibers aber soll weder ein rhetorisches, noch ein Kunstwerk seyn. Sein Bestreben ist vielmehr, durch Worte zu fixiren, was der Moment seiner Zeit herangebracht, damit die Nachwelt zu einem Begriff dessen gelangen könne, wovon sie sich aus eigener Erfahrung und Anschauung nicht mehr unterrichten kann. Daher ist Wahrheit und Treue ein Hauptziel bey dem Unternehmen. Schönheit und Anmuth der Behandlung aber sind durchaus nur nach der Deutlichkeit, Sicherheit, Zuverlässigkeit der Aufzeichnung in Anschlag zu bringen. Ja, da der Geschichtschreiber ein Wirkliches zu überliefern hat, wo Gemeines, Geringes, Edles, Schlechtes und Rechtes gar

nicht zu sondern, sondern eben die Ausführung von Beyden erst ein Bild von der Zeit giebt; so sieht man, wie ungemein die geschichtliche Behandlung von einer poetischen und künstlerischen sich unterscheidet, indem der Dichter, oder Künstler nichts, als das Bedeutende zu erarbeiten, alles Unbedeutende, Gemeine, zu Breite jedoch irgend eines gegebenen Stoffs auszuscheiden hat. Denn die Aufgabe der Dichtung und Kunst ist, in der vorhandenen Wirklichkeit eine höhere Wirklichkeit hervorzubringen. Die Aufgabe der Geschichtschreibung jedoch ist, eben diese Wirklichkeit, wie sie ist, nicht, wie sie seyn könnte, auch wohl sollte, zur Anschauung zu bringen.

Die Kunst und Dichtung gehört dem Leben an und zwar demjenigen, das, noch vorhanden, sich selbst in seinen Kräften zu einem immer höhern Ziele steigern mag. Daher beyde productiv sind, so Dichtung als Kunst. Die Geschichtschreibung gehört der Vergangenheit, einem abgeschlossenen Leben an. Hier bedarf es gar keiner Steigerung, ja, sie ist der Natur der Sache nach unmöglich. Daher das Verfahren und die Behandlung des Geschichtschreibers die entgegengesetzten sind. Er bringt gar nicht hervor, sondern überliefert, meldet und schildert. Und so ist nach der

Geschichtschreiber kein Rhetoriker, der einem ungünstigen Stoff durch das Gewicht, die Gewalt seiner Rede Ansehen und Bedeutung zu verleihen sucht.

Vielleicht sind Dohms Denkwürdigkeiten das Beste, Wahrste, was der neuere Deutsche an geschichtlichen Arbeiten besitzt. Wie denn der Zweck aller Geschichtschreibung, ein Erfahrnes, Erlebtes für die Nachkommen zu möglichst getreuer Anschauung und Erkenntniß aufzuzeichnen, der Anlaß, der Grund, die Seele des Werks ist. Denn alle andern historischen Arbeiten, wo der Geschichtschreiber nicht mehr das, was er beschreibt, selbst erlebt und erfahren, nähern sich schon mehr einem didactischen, rhetorischen, oder irgend einem andern Zwecke, und sind eigentlich nicht mehr rein historische Arbeiten.

Wenigstens finden wir in den besten Zeiten Griechischer Geschichtschreibung in den Beyspielen von Herodot und Thucydides, daß diese nur behandelten, was sie selbst erlebten, und hierin liegt zugleich ihr ganzer historischer Charakter und Vorzug, der sie über alle übrigen Historiker der ältesten und neuesten Zeit erhebt.

Denn alle Späteren in der Geschichtschreibung gehen immer mehr darauf aus, Unerlebtes

zu schildern, und entfernen sich dadurch von der wahren Historie. Wie es denn bey den Römern, indem diese Art vorzüglich bey ihnen zur Cultur gebracht worden, eben dadurch möglich geworden, daß ihre Geschichte in der Weise verfälscht worden, wie es Niebuhr darzulegen angefangen hat. Und so sind denn alle Römischen Historiker, selbst Sallust und Tacitus, mehr rhetorisch, sophistisch, ethisch, politisch und didactisch, als rein geschichtschreibend.

Die Neuern hat über wahrhaft geschichtliche Behandlung Thucydides oft genug getäuscht, indem er in einzelnen Parthieen seiner Arbeit, besonders der Reden, einer erhöhten, künstlerischen Behandlung sich nähert. Allein man hat vergessen, daß dieses anscheinend künstliche Element doch nur das natürliche seiner Zeit war, indem der Grieche, wie der Südländer, wegen der Natur, die ihn begünstigt, einem freyern, vollendeteren Ausdruck sich stets, selbst im gewöhnlichen Leben und Geschäft nähern wird, der dem Nordländer, der hierin beschränkt ist, sogleich als etwas Bedeutendes, Ungemeines auffällt, was doch keineswegs der Fall ist.

Und so wird man finden, daß, wie der ideelle Maaßstab von Kunst und Poesie, deren eine

Nation fähig, bey einer jeden sich verändert, auch die Geschichtschreibung nach der allgemeinen Wirklichkeit und der vorherrschenden allgemeinen Bildung immer verhältnißmäßig ihr Maaß aufstellen und darthun wird. Und so wird der Deutsche allerdings den Griechen nicht als Muster und Ziel sich ersehen dürfen, um seinerseits zu einer ächten geschichtlichen Behandlung zu gelangen; so wie für den Griechen das dem Deutschen Gemäße ganz gewiß unpassend seyn würde.

Auf eine entgegengesetzte Weise kann von einem fehlerhaften Verkennen der Gränzen, der Art und Natur derjenigen Wirkungen, welche der Dichter bezielt, als neuestes Beyspiel Friedrich Heinrich von der Hagen's Schrift über die Nibelungen zum Belege dienen.

In dieser sehr gelehrten und in anderer Hinsicht sehr zu schätzenden Arbeit ist das, was einen poetischen Werth hat, durchaus als Allegorie behandelt und dadurch die Natur des Nibelungen-Liedes als Gedicht völlig aufgehoben.

Denn die ächte Dichtung ist von der Allegorie so weit entfernt, daß sie nur, wenn sie eben völlig aufzuhören beginnt, in Allegorie über-

steht und diese ihre Stelle einnimmt. Wie denn die Griechen den Homer eben dann allegorisch und symbolisch zu behandeln anfingen, als aller poetische Sinn erstorben war. Und gleicherweise ist von solchen Neuern die allegorische und symbolische Ansicht Homers wieder beliebt worden, die zu allem andern eher fähig seyn mögen, als einer poetischen Denk- und Gesinnungsweise, die das Unmittelbare sich stets überall vor allem weniger, oder mehr Mittelbaren vorzieht, dieses mag nun übrigens ein Größtes zu erreichen für das einzige zureichende Mittel gehalten werden.

So wird man denn hieraus abermals ersehen können, wie viele Irrthümer, Unwahrheiten bloß dadurch entspringen müssen, daß das Individuum nicht mit einem ihm Verhältnißmäßigen sich beschäftigt. Und so werden wir hierin nicht das einzige Beyspiel finden, wo sonst würdige, ernste Männer mit ihrem ganzen Bestreben darauf hinarbeiten, ihnen selbst unbewußt, der Unwahrheit Raum und Wirklichkeit zu verschaffen.

Der Gehalt ist freylich der Anfang und das Ende, der Grund und Gipfel aller Dichtung und Kunst. Aber in der Mitte liegt noch etwas, was

erst das Gedicht und das Kunstwerk zu einem Gedicht und Kunstwerk macht: es ist die Behandlung. Hier muß man das bekennen und aufsuchen, was ein Gedicht und Kunstwerk als Gedicht und Kunstwerk von allem andern absondert, so daß es nicht damit verwechselt werden kann.

Freylich die Meisten, die nur den Gehalt, oder wohl auch gar nur den Stoff und Inhalt beachten, sehen die Behandlung für so überflüssig an, daß sie nicht begreifen, warum ein Gedicht nicht auch ein gelehrter Commentar, ein Gesangbuch, eine Bibel und wer weiß was, seyn könnte. Daher denn, wenn der Inhalt, oder Stoff eines Gedichts erkannt worden und nun nicht weiter befriedigt, weil die Behandlung, die eigentlich das Unerschöpfliche, stets Fortwirkende an einem Gedicht darreichen würde, übersehen wird, man dem Werk dadurch eine Ausdehnung, eine größere Anwendung und Wirkung zu geben sucht, daß man den erkannten Inhalt multiplicirt, indem man hinter dem einfachen Sinn einen doppelten, dreyfachen u. s. w. annimmt. Und so ist es denn möglich, in ein Gedicht zuletzt die ganze Weltgeschichte hineinzubringen.

Die im Vorstehenden angeführte Hagensche Arbeit kann hievon eine befriedigende Anschauung geben.

Ein gutes Gedicht und ein wahres Kunstwerk gleichen einem Baume, der Blätter, Blüthen, Fruchtansätze, ja Früchte selbst, reife und halbreife, gewahren läßt, so daß alle Jahreszeiten an ihm zugleich erscheinen. Nun mag jeder Lesende und Zuhörende, oder Beschauende, in welcher Jahreszeit er will, selbst sich befinden, er wird von dem Baume bald Blätter, bald Blüthen und Früchte sich brechen dürfen, wie er's bedarf und vermag. Freylich den ganzen Baum, sein Leben, sein ganzes Wachsthum erkennt nur der, welcher ihn hervorgehen ließ. Und so darf man dem Dichter, oder Künstler diesen kleinen Vorzug schon gönnen, daß er das Ganze seines Werks allein einsieht und versteht, was alle andern nur immer als größern, oder geringern Theil davon genießen werden. Denn er hatte die Arbeit, die Anstrengung, und jene haben den Genuß, den Besitz, den Antheil, die Freude.

Und so möge nur immer alle Critik, alle Auslegung und Erläuterung, alle Beurtheilung

sich bescheiden jeglicher wahrhaften Production gegenüberstellen und bekennen, es sey unmöglich, mit ihr zu wetteifern, sie zu erschöpfen!

Die Natur scheint es bey ihren Hervorbringungen weniger auf Quantität, auf Umfang, Größe, Anzahl, Vielheit und Mehrheit angesehen zu haben, als auf Qualität, auf Eigenschaft, Werth, Gehalt. Welch ein Verhältniß würde denn sonst zwischen dem kleinen Grashalm und der gewaltigen hohen Ceder sich finden, so daß beyde ihrer würdige Werke sind, in welchen sich diese Natur ganz und einzig in einem jeden dieser beyden doch darstellt! Und würde denn vom Stäubchen zum großen Erdball, oder Sonnensystem hinaufgeschritten werden können? — So auch ist es mit den verschiedenen Ordnungen der Menschen! Wenn man die Unterschiede, die Geist und Sinn, Rang und Platz hervorbringen, bloß zum Maaßstabe machen will, so scheint die Natur eine lieblose Göttin, die das eine willkürlich erhöhte und das andere eben so erniedrigte, dem einen Vortheile gönnte, die das andere nie erreichen kann. Aber der Künstler, dem die Natur das kleinste äußere Format nur verlieh, kann

in diesem Fache ein Raphael seyn, als ein Raphael in allen seinen weiten Lagen zu seyn nur vermochte. Und der gebildete Mensch, würde denn der nicht, einer Gottheit gleich, über alles andere menschliche Daseyn sich erhoben fühlen müssen, wenn er nur immer darauf zu sehen gezwungen wäre, was an Geist, Ausbildung, Umfassung alle andern nicht erreicht? — Wenn er der einzig rechte, vollkommene ist, müßte er nicht mit Recht alles andere als eine Mißschöpfung betrachten? Würde nicht der ganzen Schöpfung Werth auf ihn, den Einen und Einzigen, zuletzt zusammenfließen? Eine unermeßliche Wüsteney alles rings umher und in der Mitte dieß kleine Paradies! — So vermag wohl die Beschäftigung mit dem Trefflichsten, in einem gewissen Sinne Höchsten den Menschen zuletzt zu isoliren, daß er sich mitten in diesem Einzigen, Ungemeinen doch öde und leer fühlt, wenn er versäumt zu bekennen, jeder äußerste Gipfel, den der Mensch in irgend einem Bestreben erreichen könne, sey doch nur gegen die Masse sämmtlicher Bestrebungen, gegen das ganze Daseyn, und den entscheidenden Hauptmoment eine unmerkliche Verschiedenheit und verschwinde, wie die Höhe aller Al-

pen verschwindet gegen die ganze Fläche und den ganzen Inhalt der Erde!

Mich dünkt, solche Betrachtungen möchten wohl Goethen nach seiner Italienischen Reise zu die Vollendung seines Faust wieder getrieben haben, nachdem er an den Italienischen Kunstschäzzen zur Betrachtung, zur Anschauung eines Einzigen, das die Welt nicht wieder enthält, gelangt, um sich durch das schreckliche und schmähliche Gefühl, die Welt sey außerdem nichts mehr werth und enthalte nichts Werthes und Würdiges mehr, das ganze übrige Leben nicht zu verkümmern, zu veröden und jeden übrigen Platz der Schöpfung zum schändenden Ueberfluß zu machen.

Und so dürfen wir uns nicht verwundern, wenn die Iphigenie, der Tasso zu dem Gipfel eines reinsten, unerreichbaren Lebens hinführen, daß der Faust eben so umgekehrt nur das Gemeine, das Geringe behandelt, mit dem Bestreben, an der größten Zerstörung und Abgeschmacktheit des Lebens, an der vollen Verruchtheit, noch die Unzerstörlichkeit jenes unverwüstlichen Urelements jegliches Schönen, Guten, Heitern und Frohen nachzuweisen, das zu jenem einzig Schönen, Guten und Wahren immer hinanführen wird, wenn die gemäßen sittlichen und übrigen [illegible]

dingungen zu seiner Entwickelung nur nicht ausbleiben.

So soll der Faust den Gang vom Himmel durch die Welt zur Hölle mit Absicht darstellen. Nicht, um der Hölle den Triumph zu lassen, sondern um darzuthun, daß sie ihres vollendetsten Opfers nur durch die Gewalt und Macht des Himmels selbst theilhaftig werden könne und daß jene unermeßliche Ausartung nicht möglich seyn würde, wenn ihr Grund, ihr Urquell, ihr Uranfang nicht die Möglichkeit einer unendlich größern Reinheit und Vollendung wäre.

Und so finden wir das Kleine, Geringe, Schlechte mit einem so liebevollen Antheile behandelt, und die fürchterlichen Brocken-Scenen belebt noch in aller Entstellung ein heiterer, froher Zug, stets auf jenen Uranfang deutend, an dem nichts zu markten und mäkeln, als daß er, wenn er der freye Besitz des Menschen werden und seyn sollte, nicht auch die Unmöglichkeit befassen durfte, daß aus dem Schönsten nicht auch das Wüsteste sich entwickeln könne.

Und so enthält denn der Faust eine Ausgleichung derjenigen Anforderungen, die der begünstigte Mensch, dessen Geistesanlagen sich früher

und breiter entwickeln, wohl an sich machen mag; wobey er aber in den Fall versetzt wird, sich selbst zu bedeutend, zu ausgezeichnet, zu erhoben zu erscheinen, indem er auf ein Verwandtes, Gleichartiges von außen zu treffen vergeblich erwarten wird. Da kann er denn in den Fall kommen, dieß ungleiche Loos aller übrigen zu ungünstig zu betrachten, und in höherm Sinne sogar eine Ungunst der Gottheit, einen Mangel derselben hierin erblicken. Ueberzeugt er sich aber, die Möglichkeit zu einem vollendeten Daseyn beruhe nicht auf dem Umfang der Mittel, der geistigen und sinnlichen Kräfte, sondern in jenem Verhältnißmäßigen, das auch in der geringsten Begabung liege und von der größten, breitesten Organisation nicht ausgeschlossen bleiben dürfe, wenn diese nicht ebenfalls unzureichend, mangelhaft, unvollkommen erscheinen und seyn solle: dann entsteht das schöne Gefühl von dem Leben, als einem unverwüstlichen, unberechenbaren Gute, sogar auf seinen letzten, untersten Stufen. Ja dieses unverwüstliche Verhältnißmäßige, Gerechte, Passende ist es, was noch in dem ungeheuersten Irrthume, der entschiedenen Ruchlosigkeit, dem Menschen die Freude und das angenehme Gefühl an dieser läßt und ihm möglich

macht, noch als Wesen, als bloßes Ding zuletzt in der Welt und Natur zu existiren!

Und so ist uns in Faust selbst die Unzulänglichkeit einer der entschieden höchsten Organisationen menschlicher Natur entwickelt, indem derselbe auf ein Ueberverhältnißmäßiges seiner Organisation sich wirft; und wir sehen, wie es das Verhältnißlose, der falsche Maaßstab ist, der uns das höchste, vollendetste Daseyn zu zerrütten vermag, wenn er ihm gegen seine Natur angepaßt wird. Denn jener im überschwellenden Gefühl seiner Maaße zu den Göttern erst sich erhoben wähnende Faust ist bald darauf im Stande, sich nur dem niedrigen, eben verachteten Wurme gleich zu empfinden, indem das Unverhältnißmäßige jene Maaße aufgehoben und auseinander getrieben hat.

Wie Vieles, was die Welt im Guten und Bösen enthält, muß eine wunderliche Bedeutung erhalten, wenn der Mensch, weil er von solchen Wirkungen vielleicht ergriffen wird, Ziel und Absicht derselben auf sich berechnet.

Hier stiftet ein Gewitter, ein Regen, ein Wolkenbruch, ein empörter Strom einen unsägli-

chen Schaden. Dem Menschen werden seine Saaten, wird seine Hütte zerstört und er klagt über eine grausame Gottheit, die sich verschwor, ihn dem Elend, dem Verderben preiß zu geben — ohne zu bedenken, daß die Erhaltung des Ganzen, der Natur und jede künftige mögliche Existenz des Menschen selbst, einzig von diesem kleinem einzelnen Schaden abhängt.

Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor ruhig und behaglich, verschlingt die erbebende Erde auf einmal. Nun, wohl! sind denn jene, bey diesem schlimmsten Falle, wirklich zu Grunde gegangen, weil ihre Leiber verschüttet worden? Oder wie? ist es nicht vielmehr ein schöner Begriff, der von des Menschen Unverwüstlichkeit sich entwickelt, indem dieser berstende Grund, diese emporwüthenden Feuerflammen, diese einstürzenden Fluthen, die etwas am Menschen verderben, was ihnen gleicht, den Menschen selbst, den eigentlichen Menschen, der hinter diesen Hüllen welche zerrissen, versengt, ersäuft, ermordet werden können, ruht, doch nicht im Kleinsten zu verletzen im Stande sind? Das Weltall mag in allen seinen Sphären rasen; es giebt im Menschen etwas, das mehr als alle Welt, nur von ihm selbst vernichtet zu werden

vermag. So kann denn selbst die fürchterlichste Erfahrung von außen nur das Höchste im Menschen anregen. Und es giebt kein Böses, Verruchtes, Tückisches, Verworfenes von außen, das an dem Menschen nicht als eine vorübergehende Wirkung abzugleiten vermöchte, wenn er nur an seiner inneren angebornen Natur fest halten mag, so daß zugleich diese selbst dadurch immer reiner, geläutert, erprobter enthüllt wird.

So ist denn jene fürchterliche Ironie des Mephistopheles im Faust in diesem Sinne hervorgerufen, jene Verruchtheit des äußern tobenden Elements in ihm geschildert, die vielmehr den Menschen zum letzten, höchsten Punct seiner Natur hinzuführen vermag, wo, im reinen Innern, kein umgebendes Uebel den Menschen mehr verletzen kann, sondern wo es nur vergeblich sich an ihm abtoben wird.

So ist aber auch mit Recht jene fürchterliche Gewalt als vernichtend, und mit Gerechtigkeit verderblich geschildert, wo der Mensch im bloßen Beharren und Bestehen eines äußern Sinnenwohles und feiger Gemächlichkeit den Weltplan seines Geschicks nicht würdiger und höher deuten und ehren, dem Urheber keine höhere Kunst in demselben zutrauen mag, als jene, die in der

Hervorbringung und Erfindung weicher Polster allen ihren Witz zu erschöpfen im Stande ist. — Freylich des Menschen Geschick ist nicht der Gang von Sopha zu Sopha; und seine Sittlichkeit ist kein so weicher fließender Thon, daß nicht alle Felsen, alle Feuer, Wasser, Lüfte zusammenwüthen dürften, ohne mehr zu thun, als diesen geistigen Edelstein doch nur von schlechten, rauhen Schaalen zuletzt für ein höheres ächtes Licht zu befreyen.

Shakspeare zeichnet nie fertige Bösewichter, sondern läßt den bösen Character vor unsern Augen erst entstehen und entspringen. Und dieß ist der menschlichen Natur ganz gemäß; denn, ein fertiges Böse als Grundcharacter des Menschen, ist eine Unwahrheit, eine Lüge. Das Böse, Verkehrte, Verruchte entspringt allemal erst mit dem Gebrauch menschlicher Freyheit; und zwar, indem diese allemal unter einer Summe theils verneinender, theils bejahender Bedingungen sich zu entwickeln hat, in dem Falle, wenn der Mensch die verneinenden Bedingungen das Uebergewicht über die bejahenden, der innern Natur seines Willens eigentlich gemäßen, gewinnen läßt.

Betrachte man in diesem Sinne den Character Richards des dritten, so sind die verneinenden Bedingungen, die seinem Wollen, seinem Behagen sich entgegensetzen, eine unerträglich häßliche Mißgestalt, die unwillkürlich den Schauder der Besten selbst erregt. Die bejahenden, zusagenden, zustimmenden Vortheile sind überwiegende Geistesanlagen. Aber jener physische Schandfleck erscheint nur um so größer, verhaßter, schmählicher, als er so hohen Eigenschaften des Geistes gegenübersteht, und diese sogar zudeckt, ihrer vollen annehmlichen Wirkung widersteht. Hier ist also ein Mißverhältniß, das die Natur selbst hervorgebracht; es liegt über jeden Anfang menschlichen Wollens hinaus. Dazu kommt, daß ein Gefühl des Verhältnißmäßigen im Organismus seiner Natur das Individuum selbst dann fortbegleitet und unaustilglich an ihm haften bleibt, wenn die Natur sogar dieß Verhältnißmäßige nicht in gewöhnlicher Ordnung ganz auszubilden vermochte. Hier entspringt also ein Zwieträchtiges durch die Natur selbst, ein Entzweytes, ein Mißverhältniß, das sie gegen ihren eigenen Kanon in dem richtigen Verhältniß von Geist und Sinn hervorgebracht. Aber alles Behagen, was der Mensch aus einer gleich-

mäßigen Bildung von Geist und Sinn empfinden soll, als Träger, als Grundeinheit seiner physischen Natur, ist doch immer ein Behagen auf der untersten Stufe. Seine Freyheit ist allerdings auf die Voraussetzung einer regelmäßigen physischen Bildung zugleich gegründet. Doch vermag eben hier das Individuum das Außerordentliche zu leisten, indem es mit seiner Freyheit sich über das physisch Verhältnißmäßige zu dem rein sittlich Verhältnißmäßigen steigert; wo der Mensch zu gewahren vermag, hier besitze er ein Ganzes, das allen äußern angebornen und zufälligen Mißverhältnissen zu entgehen vermöge, und jede Totalität aus sich herzustellen, zu suppliren im Stande sey, wo Natur oder Welt und Zufälle irgend etwas verabsäumten, von den nöthigen Bedingungen hinzuzuthun, aus deren Vorhandenseyn die volle Befriedigung eines menschlichen Daseyns nach Sinn, Geist und Herz entspringt.

Denn dieß ist die große Anforderung des Lebens an den Menschen, sich überall als ein Ganzes zu beweisen. Auf den untersten, ersten Stufen geschieht es im natürlichen Sinne, indem der Mensch sich in der Uebereinstimmung seiner physischen, d. i. seiner geistigen und sinnlichen

Kraft, erweist und nur einen mäßigen Widerstand zu überwinden hat, um das Rechte darzustellen. Hier ist im Grunde genommen nur ein äußerlicher Conflict; denn da die Natur in sich selbst wohl begründet ist, so kann das nicht Uebereinstimmende nur in dem äußern Weltelement liegen. Ein solcher Gegensatz seiner Natur aber gegen die Weltnatur steigert das eigene Selbstbewußtseyn nur um so höher, weil der Mensch sich als ein eigenes Daseyn fühlen lernt, und dieß mit in das gesunde ganze Gefühl des Menschen gehört, daß er sich unvermischt gewahre. Daher endet dieser Kampf allemal groß, würdig und edel. Eine andere ist die Anforderung an den Menschen, sich als ein Ganzes zu behaupten, wenn der Conflict sich in die eigene Natur hineinzieht. Hier muß der Mensch jenes erste, natürliche Gefühl verläugnen; er soll über dasselbe in eine neue Sphäre durch Versagen, durch Verläugnen sich hinaufheben, wo er, unabhängig von seiner ganzen physischen Natur und über das ganze Daseyn erhoben, dennoch ein Ganzes, Totales darstellt. Dieß wird aber immer die Art seyn, wo die Menschheit aus ihren natürlichen Zuständen den Uebergang in das, was man gebildete Zustände nennt, vollzieht. Die Anfor-

derung, auf diese letztere Art sich als ganz darzustellen, wird immer höher, größer werden, je mannichfaltiger, vorgeschrittener, verwickelter jene gebildeten Zustände werden. Hier ist also die Art, wie sich der Mensch als voll und ganz erweisen soll und kann, eine entgegengesetzte von jener Art natürlicher Zustände, wo er sich an einer untadeligen, und unschwierigen Einheit seiner physischen Kraft erfreut. Daher werden wir sehen, ergeht an die Menschheit, sobald sie gebildeten Zuständen sich nähert, im Sittlichen eine neue Anforderung, sich als ganz und vollständig zu erweisen. Und die einzelnen Lehren der Schulen, der Weisen der gebildeten Völker sind nur so viele Versuche, jenes Verhältnißmäßige in dieser Hinsicht herzustellen, zu bewirken, welches durch den Uebergang von Natur zu Bildung verloren ging. Wie denn ja das Christenthum, um dieses im höchsten Sinne für die ganze Menschheit zu leisten, als einzige Erscheinung in die Menschheit eben dann getreten ist, als diese auf allen Puncten, von ehemaligen natürlichen, gleichmäßigen Zuständen aus einer Auflösung des Natürlichen sich näherte, und nun die Aufgabe, die Einheit abermals in höherm Sinne darzustellen, immer dringender wurde, je mehr Bewußtseyn mit Zwie-

spalt über die vorhandenen Verhältnisse dem Menschen sich aufdrang, und das zu einer rechtmäßigen Existenz unerlaßliche Gefühl der Einheit dadurch aufgehoben wurde.

Im Character Richard des Dritten, hat uns Shakspeare diesen merkwürdigen Fall veranschaulicht, wo das Individuum sich in seiner physischen Einheit verletzt fühlt, zum Bewußtseyn gelangt, daß die Schuld dieses Fehlerhaften der Natur, nicht ihm angehöre, und, indem es an diesem Fehler der Natur marktet, rechtet, von dem Gefühle einer natürlichen Einheit nicht lassen mag, den Ausweg zu einer höhern über Natürliches gehenden Steigerung versäumt, dadurch aber zur furchtbarsten Entzweyung, Erbitterung, Wuth und Rache gegen sich selbst, Gott und Menschen gelangt. Diese Verwirrung im Character Richards wird aber ein um so mehr zu bedenkendes Phänomen, eine ächter Poesie um so würdigere Aufgabe, als Richard von einer Schuld des Natürlichen, von einer Anklage eines Versehens der Natur mit Recht ausgehen darf und in diesem Gefühl und Bewußtseyn auch unwiderleglich als schuldlos, als unschuldig Bedrückter, stehen bleiben würde dürfen, wenn jene höhere Auskunft, zu einem sittlichen Daseyn sich zu steigern, der

Menschheit nicht allemal gelassen wäre, wo sie die natürlichen Anforderungen nicht rein und naturgemäß mehr durchführen kann.

Die Poesie durchläuft, wie die Menschheit, einen Kreis des Natürlichen und Gebildeten. Alle natürlichen Zustände auf ihrem reinsten Gipfel thun sich darin hervor, daß der Mensch so ziemlich zu einer Bekanntschaft so im Bösen als Guten, alles dessen, was er aus der reinen Menschenkraft vermag, gelangt ist; wobey die Bekanntschaft mit dem, was man eigentliche Welt und Natur nennt, gering, beschränkt, ja eine kaum gültige Notiz ist. Denn, statt sich auf Betrachtung und Erforschung der Dinge weiter einzulassen, setzt eigentlich der Mensch selbst da überall noch das Wesen, die Eigenschaften seiner Natur fort und überbaut mit einem Gleichartigen, Verwandten die ganze Welt. Daher es höchstens nur ein allgemeines theologisches Wissen giebt, daß der Gott, den der Mensch über den Kräften seiner individuellen Natur als Stifter, Erhalter, Förderer, Lenker menschlicher Schicksale zu verehren hat, wohl auch noch über jeglichem Uebrigen stehen möchte. Doch bildet

der Mensch dieses Wissen erst bestimmter aus, jemehr er seine Weltkräfte, nicht bloß die ethische gegen ihn selbst gerichtete Kraft, üben lernt; und sich gezwungen sieht, immer mehr von dem nach innen Eingeschränkten auch nach außen, und zwar in veränderten, breiterm Sinne anzuwenden. Hier nähert sich denn das Individuum allgemeineren Zuständen und, weil es nun nicht mehr auf seine ethische Kraft allein beschränkt ist, so gewinnt auch die Poesie in solchen Zuständen einen allgemeinern Character: sie wird ideell und symbolisch, und das Einzelne wird zugleich zum Repräsentanten des Ganzen, während die frühere natürliche Denkart nur nach oben ein Allgemeines, nach unten zu aber durchaus ein Einzelnes kennt.

In diesem Sinne kann man die Poesie Homers natürlich nennen, die Dichtung eines Aeschylus und Sophokles aber eine gebildete Poesie. Jene wird kaum mehr, als die unmittelbarste Entfaltung des Individuums in seiner reinen ethischen Natur darstellen, d. i. der menschlichen Natur, wie sie auf Glück und Unglück gewiesen ist, indem sich beydes aus rein menschlichen Anlässen im Nächsten bildet; dagegen diese einen Ueberblick menschlicher Schicksale und verwickelter

Zustände aus dem Allgemeinen heraus, wie er sich in diesem oder jenem besondern Falle manifestirt, darlegen wird. Und so ist eigentlich an Persönlichem, Individuellem diese Poesie arm. Die Begebenheit, die Personen, ihr Thun ist eigentlich nur des Gedankens, der Idee wegen da, die veranschaulicht werden soll. Hier muß das Ganze aufgesucht werden, während dort die Mannichfaltigkeit, Fülle der Begebenheit, die Verschiedenheit, der Reichthum der Individualitäten das Belebende, das Ganze sind, wobey Wort und Gedanke nur als Mittel dienen, jenes faßlich, deutlich, verständlich zu machen.

Im Ganzen ist dieß auch der Unterschied zwischen Goethe und Shakspeare. Daher die Dichtung beyder so verschieden zu beurtheilen. Und so wird Goethe alles Uebergewicht über Shakspeare haben, weil es eine vom Allgemeinen ausgehende, dem Allgemeinen sich nähernde symbolische und ideelle Behandlung betrifft, während Shakspeare eben so sehr in persönlicher, individueller, rücksichtslos menschlicher Darstellung Goethe immer übertreffen wird. Und so sind denn beyde Dichter vollkommen geeignet, das Interesse des Individuums der neuern Welt zu befriedigen, sowohl da, wo es auf sich selbst in seiner Eigenheit und in rein individuel-

len Anlässen beharren will, als wo es an einer Gesammtheit menschlicher, natürlicher und weltlicher Zustände Antheil zu nehmen sich aufgefordert und gedrungen fühlt. Und so sind beyde Dichter für die neuere Welt, was Homer, Aeschylus, Sophokles, im verwandten Verhältniß für die alte Welt waren.

Vorstehendes, was über den Unterschied gebildeter und natürlicher Poesie gesagt worden, kann zugleich einen Aufschluß geben, warum die Poesie eines Aeschylus und Sophokles in ihren Darstellungen auf einen engern Raum sich einschränkt, als die Homerische. Alles was zu einem Resultat, zu einer Uebersicht, zu einer Idee hindrängt, beschränkt sich sofort von selbst; und da diese Poesie mehr ideal zu wirken suchte, so würde räumliche Fülle der Begebenheit, der Personen dieser Absicht hinderlich seyn. Es läßt sich denn hiernach darlegen, daß breitere, freyere Formen der Griechischen Poesie so gut eigen sind, als der modernen, und daß eine Beschränkung auf Einheit des Orts und der Zeit nur angenommen wurde, je mehr die Poesie ihren individuellen, persönlichen Character in einen ideellen, form-

bolischen verwandelte, dem jene Beschränkung des Räumlichen und Oertlichen so zusagte, als die persönliche Poesie das Gegentheil fordert; wie man sich aus dem bunten, vielfach veränderten Schauplatze der Ilias und Odyssee ja hinreichend überzeugen kann.

Ganz aus demselben Grunde ist Goethe in Rücksicht auf Einheit des Orts, der Zeit, der Handlung beschränkter, als Shakspeare. Und beyde verfahren nach der Aufgabe, nach den Problemen, die sie zu lösen suchen, ganz verhältnißmäßig und richtig.

Der Grieche kannte auch ein romantisches Element. Aber wenn der Neuere es anzuwenden liebt, um die Gegenwart zu erweitern, zu erhöhen, zu mehren, so liebt es der Grieche nur, um sich zu vergewissern, es bedürfe die Gegenwart keines auf Seltenes deutenden Zusatzes. Daher triumphirt Odysseus der Mensch aus bekannter, heiterer, gewohnter Welt über Polyphemos, das Ungeheuer einer fremden, unbekannten Welt.

Im Allgemeinen ist zur Beurtheilung antiker und moderner Poesie und Kunst dieß zu merken und anzuwenden:

heit, Eigensinn, Dummheit, die moderne Kunst und Dichtung über die antike, und die antike Kunst und Dichtung über die moderne zu setzen. Den Vortheil in ihrer geschichtlichen Entwickelung hat allerdings die antike Kunst vor der modernen voraus, daß sie sich hat vollständig ausbilden und wachsen können, während die moderne Kunst nicht über ihre Kindheit weit hinausgekommen; es sey denn, daß in Beziehung auf Dichtung Shakspeare und Goethe einen Gipfel ausgebildet haben, gegen den alles andere unvollkommen, wo nicht gar bloße Pfuscherey ist.

Nachstehendes Bekenntniß Goethes zur Farbenlehre kann zu Einsicht und Würdigung seiner dichterischen Arbeiten in mehrfacher Hinsicht Veranlassung und Stoff geben.

„Indem sich meine Zeitgenossen gleich bey dem ersten Erscheinen meiner dichterischen Versuche freundlich genug gegen mich erwiesen, und mir, wenn sie gleich sonst mancherley auszusetzen fanden, wenigstens ein poetisches Talent mit Geneigtheit zuerkannten, so hatte ich selbst gegen die Dichtkunst ein eigenes wunderseltsames Verhältniß, das bloß practisch war, indem ich einen

Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal, gleichsam aus dem Stegreife und gewissermaßen instinctartig auf das Papier fixirte. Daher denn die Lebhaftigkeit und Wirksamkeit meiner Productionen sich ableiten mag."

„Da mir aber, sowohl in Absicht auf die Conception eines würdigen Gegenstandes, als auf die Composition und Ausbildung der einzelnen Theile, so wie was die Technik des rhythmischen und prosaischen Styls betraf, nichts Brauchbares, weder von den Lehrstühlen, noch aus Büchern entgegen kam, indem ich manches Falsche zwar zu verabscheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte, und deßhalb selbst wieder auf falsche Wege gerieth: so suchte ich mir außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen und dasjenige, was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte."

„Diesen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgends besser hinwenden, als zur bildenden Kunst. Ich hatte dazu mehrfachen Anlaß; denn ich hatte so oft von der Verwandtschaft der Kunst gehört, welche man auch in einer gewissen Verbindung zu behandeln anfing. Ich war in einsamen Stunden früherer Zeit auf die Natur aufmerksam geworden, wie sie sich als Landschaft zeigt, und hatte, da ich von Kindheit auf in den Werkstätten der Mahler aus und einging, Versuche gemacht, das was mir in der Wirklichkeit erschien, so gut es sich schicken wollte, in ein Bild zu verwandeln; ja ich fühlte hiezu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größeren Trieb, als zu demjenigen, was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß ist es, daß die falschen Tendenzen den Menschen öfters mit größerer Leidenschaft entzünden, als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachstrebt, was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte!"

„Je weniger also mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunst geworden war, desto mehr sah ich mich nach Gesetzen und Regeln um; ja ich achtete weit mehr auf das Technische der Malerey, als auf das Technische der Dichtkunst:

wie man denn durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen sucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat."

Aus diesem Bekenntniß ist zunächst zu beherzigen, wie eigentlich das ästhetische Interesse aller dichterischen Arbeiten Goethes mit einem practischen, ethischen, moralischen Zwecke, der über das Aesthetische an sich noch hinausreichte, Hand in Hand ging. Dieß kann zu einer abermaligen Bestätigung dessen dienen, was behauptet wurde, daß der Deutsche, um voll befriedigt zu seyn, immer aus der tiefsten Natur eines allgemeinen Wahren, Guten, Rechten zum Schönen, zum Angenehmen, worin sich die besondere Aufgabe der Kunst und Dichtung erweist, übergehen werde. Woraus denn an seiner Kunst und Dichtung die wunderbare Wirkung entspringt, daß eigentlich das Gute, Löbliche, Aechte, Tüchtige, Gründliche in dem Schönen, Leichten, Faßlichen immer gewahrt wird.

Verfahren nun alle andere Nationen in der Kunst und Dichtung in dieser Hinsicht weit selbständiger, ohne nähere oder fernere practische Zwecke damit zu verbinden, so läßt sich wohl zweytens aus derselben Maxime das Herüberkommen zur Poesie und Dichtung aus Malerey

und dem Anschauen bildender Kunst, wie es bey Goethe sich hervorthut, gleichfalls fassen. Auch hier nämlich, indem dieses Beschäftigen mit Kunst, und dieses frühe Schauen derselben jene Deutlichkeit, Sicherheit, Klarheit, jene Sichtbarkeit und Beweglichkeit Goethescher Poesie im Style und Vortrag herbeyführte, zeigt sich jenes Bestreben, aus einem allgemeinern Kreise und mehrfacher Anwendbarkeit zu einem doch nur zuletzt in Einer entschiedenen Form Hervortretenden zu gelangen. Wie der Grieche daher in seiner Poesie mehr instinctartig und von Natur einem ähnlichen Ziele sich nähert, so ist die Abweichung eben dadurch merkwürdig, indem diese Wirkung bey ihm sich einfach von innen unbeabsichtigt hervorthut; während der Deutsche bey demselben Ziele mit der Fähigkeit, in der er sich in seiner Natur erst ganz befriedigt findet, nachgiebt, Mehrfältiges, Verschiedenes, Getrenntes auf einen Punkt zusammenzuziehen. Mit Recht kann dieß aber eine practische Denkart im obern und untern Sinne genannt werden.

Nun möge man aber drittens beachten, wie diese Fähigkeit aus Mehrfältigem ein Resultat zu versammeln, doch zuletzt immer auf Eine überwiegende, energische Anlage hindeutet. Da

denn freylich aber der Deutsche mehr, als es irgend in der Welt zu seyn vermag, in den Fall kommt, in dem Bezuge auf ein Mehrfaches sich zu verwickeln und zu verwirren, indem er die Nebenanlässe von den Hauptanlässen nicht genug unterscheidet. So ist denn keine Nation vielleicht Halbwirkungen und der Gefahr, sich in sie zu verlieren, mehr bloßgegeben, als die Deutsche. Und indem in diesem Bande hauptsächlich bey Betrachtung der vorzüglichsten neuern litterarischen Leistungen der Deutschen manches in diesem Sinne vorgebracht worden, so kommt uns jenes Goethesche Bekenntniß eines leidenschaftlichen Ergreifens von Malerey und Kunst ohne eigentliche vollkommene Anlage ganz passend und recht zu Hülfe, um das, unter mehrerm, namentlich über Lessing, hinsichtlich seiner Fähigkeit zur Poesie, ja zur Critik Ausgesprochene hierdurch zu erläutern und anschaulicher zu machen.

Ich habe so manches in diesen Aphorismen getadelt, was sonst als werth und würdig in seiner Zeit anerkannt worden ist und habe mir sogar vorgenommen, gegen einen gewissen Tadel alter Leute, die gegen die Jugend und ihr Be-

ginnen nichts, als ihr Alter und den Ruhm von einigen überzähligen Jahren anzuführen wissen, mit den Worten Hamlets mir ein für allemal zu helfen:

„Verläumdungen, Herr! denn der satyrische Schuft da sagt, daß alte Männer graue Bärte haben; daß ihre Gesichter runzlicht sind; daß ihnen zäher Ambra aus den Augen trieft; daß sie einen überflüssigen Mangel an Witz und daneben sehr kraftlose Lenden haben. Ob ich nun gleich von allem diesen inniglich und festiglich überzeugt bin, so halte ich es doch nicht für billig, es so zu Papier zu bringen; denn ihr selbst, Herr, würdet so alt werden wie ich, wenn ihr wie ein Krebs rückwärts gehen könntet."

Sollte nun aber Jemand fragen, ob ich denn für mich selbst keinen Tadel wüßte? so würde ich ihm antworten: den größten! Es ist eben der, daß ich so jung, so unerfahren, so kenntnißlos schon so viel Unbehagen, Verwerfung und Ueberdruß äußern muß bey dem Wenigen und Geringen, was mir zu Sinnen und Gesicht von außen gekommen. Denn fürwahr diese Zeit ist nicht anders beschaffen, als daß, wenn selbst ein größeres Talent als Goethes — denn ein schöneres auch wird wohl die Natur dem Deutschen

nie wieder verleihen — in dieselbe träte, es doch nur etwas Kümmerliches, Unvollkommenes leisten würde können, weil es ihm nicht vergönnt ist, wie es dem Menschen doch geziemt, vom Menschen selbst zunächst einig zu beginnen, sondern es vielmehr von einer Welt ergriffen wird, und zwar einer fertigen, gemachten, überlieferten, tausendfach verwickelten, um deren Antheil und Stücken unzählige Parteyen widersprechend kämpfen, streben, sich anfeinden, bitter hassen und verwerfen. Dazu verlangt jeder, und zwar der schwächste Wicht, nicht weniger Ehre und Ansehen, als ob die Heiligkeit Gottes und der Natur selbst in seiner elenden Begier, und was er sein Recht und Leisten nennt, läge.

So ist denn das Motto zu diesem Bande: „Es fällt kein Meister vom Himmel!“ mit allem Bewußtseyn und allem Vorsatz gewählt. Es soll bezeichnen, daß, wenn überhaupt kein Meister zu irgend einer Zeit vom Himmel fällt, der Verfasser sein Bemühen recht gern um der Zeitläufte willen, unter den Punct noch setzt, von dem ein Meister vielleicht hätte herankommen können. Und so will er auch mit Niemanden rechten, der in dem Geleisteten ein

durchaus Unstatthaftes, Unzulängliches, Unzureichendes erblicken und erkennen will. Er wünscht vielmehr einem solchen Glück, seiner bessern Einsicht folgen zu können und wird sich freuen, wenn er sie vollkommen durchzuführen vermag.

Nibelungen.

I.

Zu einer Einleitung über's Nibelungen-Lied. Geschichtliches.

Eigentlich haben alle diejenigen, die sich bisher mit dem Nibelungen-Liede beschäftigt, wie Schlegel, von der Hagen, Zeune, Grimm, Göttling, Lachmann, Mone u. a. nur den Stoff des Gedichts, und höchstens den Inhalt beachtet, ohne auf Gehalt und Behandlung, diese beyden Wesentlichkeiten jeder guten Dichtung, zu sehen. Wir haben daher recht gründliche und weitläufige Erörterungen, und Erläuterungen über das einzelne Materiale des Liedes erhalten, seine Elemente, wie Sprache, Dialect, Wort- und Versbau, und alle andern Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten, als Zeit, Abfassung, den Stoff, aus welchem das Gedicht zusammengewoben, woher er entlehnt worden, wie er selbst

entstanden, u. s. w. Hierin haben in der That unsere gelehrten Commentatoren fast alles gethan, des Wichtigsten und Unwichtigsten im vollsten Uebermaaße. Keinesweges läßt sich nun aber ebenso anführen, daß in Beziehung auf die Richtung, den Sinn des Gedichts etwas Gleiches geschehen; vielmehr darf man wohl hier mit Wahrheit sagen, in wiefern doch hierin das Wesentliche liegt, das Gedicht sey von diesen Seiten her so gut als völlig fremd, und gar nicht vorhanden.

Zwar ist es schon ein Hindeuten auf den Gehalt, und die dem Ganzen zum Grunde liegende werthvolle Behandlung, wenn man hin und wieder eine Vergleichung mit Homer angestellt, und den Wunsch ausgesprochen hat, das Nibelungen Lied möchte zu etwas Aehnlichem unter uns werden, was Homer bey den Griechen war. Allein gerade diese Vergleichung deutet auch schon auf so tiefe Mißverständnisse, auf eine solche Verwechselung der Zeiten, der Nationalitäten und aller übrigen mitwirkenden Umstände hin, daß durch diese Vergleichung der erste Hauptirrthum schon herangefördert worden ist, um dessenwillen wohl es geschehen wird, daß die Meinungen über das Gedicht noch lange nicht

sich vereinigen werden, und die wahre Ansicht noch lange niedergehalten bleiben wird.

Ich behaupte nämlich, das Nibelungen-Lied könne mit den Homerischen Gesängen auf keine Weise verglichen werden in dem Sinne, das für uns zu seyn, was Homer für Griechenland war. Und hierüber sind meine Gründe kürzlich folgende.

Geben wir nämlich Acht auf die Entstehungsepoche beyder Gedichte, so finden wir, daß die Homerischen Gesänge ihren Ursprung einer Epoche verdanken, welche an sich schon als eine der günstigsten beurtheilt, in Beziehung auf die Entwickelung des Griechischen Lebens aber als eine Epoche des höchsten Steigens bezeichnet werden muß, dergestalt, daß hier ein Gipfel des Lebens gebildet worden, wie ihn Griechenland nie wieder, selbst nicht zur Zeit seines größten Aufschwunges in späterer Zeit, wie in den Perserkriegen, und dem darauf folgenden Jahrhundert erreichte. Denn das Höchste und Schönste, was die hochbewunderte Epoche des Perikles herangebracht hat, ruht, wie auf seiner Wurzel, auf jener frühern Homerischen Vorzeit, und der Ausspruch des Aeschylus, wenn er seine Tragödien nur Brocken vom großen, vollständi-

gen Gastmahle Homers nennt, und wenn Phidias mit Hülfe Homers der Statue seines Zeus gewaltiges Leben verleiht, dieß darf uns fürwahr für etwas mehr, als eine bloße zu weit getriebene Bewunderung der Vorzeit gelten.

Umgekehrt verdankt nun aber das Nibelungen-Lied nicht einer sich erhebenden, und immer höher ununterbrochen zu einem Vollkommensten steigenden Epoche seinen Ursprung, sondern einer solchen, wo der Zustand des Deutschen Lebens ein zerrütteter und tief erschütterter, gegen einen frühern, der weit reinere und höhere Anfänge erblicken ließ, genannt werden muß.

Wenn nämlich jene große Völkerbewegung, welche vom Norden her wie ein ungeheurer Sturmwind über den Süden einbrach, dort das Leben zu ganz neuen Gestaltungen fortriß, und eine neue Welt auf den Trümmern der alten begründete, so hat man alle Ursache, dieß auf eine gleiche Weise für Deutschland anzunehmen, und zu sagen, daß für dieses jene Art und Entwickelung, wie sie uns Tacitus auf seine unvollkommene Weise geschildert, durch die sogenannte Völkerwanderung nicht minder gestört, zerstückt, zerrissen, im Tiefsten erschüttert wurde, als man

dieß immer nur für Italien und den ganzen Römischen Westen annehmen mag.

Und mag man jene Völker, von welchen die Völkerwanderung ausgeführt worden, wie unsere Historiker thun, im Ganzen mit jenen Deutschen des Tacitus in ein verwandtschaftliches Verhältniß setzen, ungefähr wie wenn man von den Völkern der antiken Welt im Allgemeinen redet, man darunter Griechen und Römer versteht, im Einzelnen, im Besondern sind diese nordischen Germanen von den Deutschen des Tacitus, in Beziehung auf geistige und sinnliche Anlagen, eben so sehr verschieden, als es Griechen und Römer im Verhältniß zu einander nur seyn können.

Nun verdankt das Nibelungen = Lied diesem allerungünstigsten Stoffe seinen Ursprung, nicht wo ein Volk in heiterer ruhiger Entwickelung gesetzmäßig von innen her, ohne durch irgend eine fremde Berührung von außen aufgehalten zu werden, die Kräfte seines Daseyns zu entfalten strebte, sondern wo ein ungeheurer Drang, eine Verwirrung und Auflösung, ein Durcheinanderwerfen alles Gesetzlichen und Natürlichen, ein Dazwischenkommen völlig fremdartiger Elemente die Menschheit zur höchsten Anarchie fortreißt

und Raub, Plünderung, Mord, blutige Thaten, Zerstörung und alle Wildheit und Wüstheit in den abentheuerlichsten und rohsten Formen die Welt gegen ein Jahrtausend lang erfüllt.

Auf den Menschen und sein Bestreben während dieser langen Epoche kann man füglich anwenden, was in spätester Zeit Goethe unter den Urenkeln seinen Mephistopheles über eine verwandte Anarchie, Frechheit und Auflösung aller geistigen Gesetzlichkeit im Denken, Erkennen und Wissen hat sagen lassen:

Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt.

Eine ähnliche Beschaffenheit ist es in der That mehr gewesen, welche das innere Motiv der ganzen Völkerwanderung und aller ihrer nachmaligen Erfolge abgegeben, die unsere Historiker sonst nur aus äußern, zufälligen Begebenheiten und Anlässen, welche allerdings noch dazu gestoßen, allein herzuleiten gewohnt sind.

Und so waren auch alle Dichtungen, alle Sagen, alle poetischen Ueberlieferungen, während dieser Epoche in einem solchen Sinne concipirt und gestaltet. Denn, wenn auch das menschliche Wesen noch so sehr irrwandelt, so

ruhen doch gewisse Functionen menschlicher Natur, welche auf die Erhaltung und Ausbildung, ja Ausschmückung des Daseyns gewiesen sind, nicht, und erweisen sich deßhalb immerfort thätig, wenn auch nicht auf rechten, doch unrechten Wegen. Daher hat jene trübe und düstere Epoche eine Masse von poetischen Erzeugungen hervorgebracht, aus deren alleinigem Vorhandenseyn man zu günstig neuerlich die Vertheidigung von etwas Höherem und Besserem, was diesen Zeitabschnitt belebt, zu führen gesucht hat.

Glücklicherweise können wir jedoch, wenn wir von diesem ungünstigsten Stoffe, von dem das Nibelungen-Lied selbst auf keine Weise frey ist, zu seiner Behandlung uns wenden, welche ihm der Nibelungen-Dichter gegeben, dasselbe Urtheil hierüber als von einem Gleichzeitigen herleiten. Denn eben dieser Behandlung zufolge geht hervor, daß der Dichter mit vollkommenstem Bewußtseyn ganz von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß jene große abentheuerliche Zeit, die er uns in seinem Gedichte entwickelt und mit aller Kunst und Lebendigkeit, die ihm zu Gebote steht, hinzustellen strebt, im Ganzen genommen, auf einem hohlen, unmenschlichen, unnatürlichen Grunde ruhe, so daß sie alle Keime ihrer Zerstö-

rung schon in sich selbst trage und was auch im Einzelnen Ungemeines sich hervorthue, so müsse es doch bey der Wüstheit, Widernatürlichkeit des Ganzen durchaus untergehen.

Man hat wohl von den zwey ungleichen Hälften des Gedichts gesprochen und eine Verschiedenheit des Sinnes, der Richtung und der Gegenstände gelegentlich bemerken mögen, aber man hat nicht den Muth gehabt, den zweyten gar sehr abstechenden Theil gegen den sogenannten ersten in dem eben ausgesprochenen Verhältniß zu begreifen, daß der Dichter, indem er uns hier auf solche Persönlichkeiten, wie die eines Rüdiger, eines Dietrich und Etzel und deren milde, obwohl minder colossal und übergewaltig hervortretende Art hinleitet, dadurch uns den eigentlichen Maaßstab in die Hand hat spielen wollen, an dem wir ihn, seiner wahren Gesinnung nach, abzuschätzen hätten.

Gewiß ist es wohl, wenn der Nibelungen-Dichter seinen Zeitgenossen wenig gefallen zu haben scheint, worin vielleicht das Erlöschen seines Namens einen bedeutenden Grund hat, ja, wenn er von Geistesverwandten und Genossen wohl geradezu feindlich, spöttisch, abfertigend behandelt worden ist, daß er diesen wenigen Dank durch

seine kühne und freye, dem Sinne aller Anderen entgegengesetzte Behandlung des poetischen Stoffs seiner Zeit sich zugezogen. Denn die Eschilbach, Ofterdingen, Klingsohr, Ulrich von Lichtenstein und wie sie alle heißen, waren wohl geneigt, mit eben so viel Entzücken, Lust und Behagen seines angeblichen Werthes wegen denselben Stoff zu behandeln, als der Nibelungen-Dichter ihn in dem Sinne nahm, ein Element zu schildern, das bey seiner Natur und Art sich selbst nur über kurz oder lang vernichten müsse.

So hätte also schon in den ersten bedeutenden Anfängen neuerer Kunst und Dichtung der Nibelungen-Dichter jene nämliche Behandlung des romantischen Elements als die wahre und einzig zulässige befolgt, die später vollständiger und bey weitem ausgebildeter Shakspeare und nach ihm Goethe an dem romantischen Theile moderner Natur entwickelt. Und so stünde der Nibelungen-Dichter hier seinen Zeitgenossen und den sämmtlichen übrigen Dichtern so gegenüber, wie Shakspeare den Novellisten seiner Zeit gegenüberstand, und Goethe, wenn es die Behandlung des Romantischen gilt, von Schiller, Tieck, Fouqué und den Uebrigen abweicht.

So ist demnach alles falsch, was uns gewöhnlich von dem Zweck und der Richtung des Nibelungen-Liedes angegeben wird. Und wenn man behauptet, im Nibelungen-Liede sey die Feyer der Germanischen Urzeit und ihres Herrlichen und Großen enthalten, so ist das baare Gegentheil, nämlich die Unhaltbarkeit dieses Germanischen Wesens, der eigentliche wahre Mittelpunct des Gedichts.

Und ob der Nibelungen-Dichter Recht gehabt, den poetischen Stoff seiner Zeit dem Gehalte nach in einem so geringen Werthe anzuschlagen, daß der eigentliche Gehalt durch die Behandlung erst hinzuzufügen war, davon kann die völlige Umwendung, welche das Deutsche Leben von Rudolph von Habsburg an erfuhr, wohl zum sichersten Beweise dienen. Denn seit diesem Zeitpuncte streben die Deutschen nach einer von innen herausgehenden, gesetzmäßigen Entwickelung, sittlich, sinnlich und geistig, in Theologie, Kunst, Gewerken und allem Leben immer freyer, heiterer und sicherer. Und es würde gewiß gelungen seyn, durch Luther und unter ihm die vollkommenste höchste Einheit zu gewinnen, wenn nicht gleichzeitig abermals ein fremdes Element in die Deutsche Geschichte und das ganze Leben

der Nation hereingebrochen wäre, wodurch ihre Geschichte denselben anarchischen Character für folgende Jahrhunderte wieder gewinnt, wie durch die Völkerwanderung jene Uranfänge schon einmal unterbrochen waren, wo dann diese Unterbrechung und Erschütterung in mancherley Weise bis auf die Hohenstaufen hindauert, unter denen das eingedrungene, fremde, abentheuerliche, willkürliche Wesen in den berühmten Dichtern dieses Zeitraums seine höchste Feyer findet, mit Ausnahme des einzigen Nibelungen-Dichters.

So nähern wir uns aber wieder demjenigen, wovon wir ausgegangen, daß nämlich das Nibelungen-Lied auf keine Weise mit den Homerischen Gesängen sich vergleichen lasse, inwiefern erst später, nach dem Nibelungen-Liede, eine der Deutschen würdige Gesammt-Epoche in Leben, Kunst und Sittlichkeit eintritt. Dagegen liegt uns in den Homerischen Gesängen eine Epoche der vollsten Totalität vor, auf die jede nachmals sich entwickelnde Kunst und alles Leben zurückzublicken hatte. Denn die gesammte historische Zeit vom zehnten vorchristlichen Jahrhundert an bis ins vierte Jahrhundert Griechischer Geschichte vor Christus zeigt uns bey den schönsten Erscheinungen, welche diese Epoche in Litteratur und Kunst

schmücken, das Bestreben, mehr die schon vorhandenen und immer noch mehr überhandnehmenden Extreme möglichst auszugleichen, abzuwehren und ihr schädliches Vorwalten zu verhindern, als daß es dieser Epoche möglich gewesen wäre, von Extremen frey, des vollständigsten ungekünsteltesten natürlichsten Gebrauchs ihrer Kräfte unbewußt sich zu erfreuen.

Doch wir berühren hier etwas, was aller Forschung und allen Einsichten unserer größten Alterthumskenner über Griechisches Leben und Griechische Geschichte widerspricht, und da es nicht damit abgethan ist, etwa anzunehmen und behaupten zu wollen, sie tappten hier als Blinde umher, die durch Tasten das hätten herausbringen wollen, was dem gesunden Auge allein nur sich zeigt: so sagen wir hierüber für dießmal weiter nichts, so wenig, als über noch andere, zwischen dem Nibelungen-Liede und den Homerischen Gesängen obwaltende Unterschiede, wo man nur aus völligem Unverstande an eine Vergleichung und Aehnlichkeit Beyder denken kann. Doch um uns selbst auch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so sagen wir:

— wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.

II.

Ueber die Behandlung des Stoffs im Nibelungen-Liede.

„Daß Wissenschaft und Kunst ein Gesammteigenthum der ganzen Menschheit sind, was Hervorbringung und Vollendung, nicht bloß die Wirkungen betrifft, ist ein Satz, den Talentlose sich selbst zu Gunsten erfunden haben, um mit ihrer Ohnmacht und ihrem Pfuschen in Reihe und Glied eintreten und auf diese Weise einigen Respect sich verschaffen zu können. Der Mensch ist nur das Ganze und zwar, wie er es immer auf der Stelle ist und wo er es ist. Nicht Menschliches jedoch zu vermitteln ist die Aufgabe aller Kunst und Wissenschaft nur; und zwar, indem die erstere genau es zeigt, wo es den Menschen berührt, die andere, wo es ihn flieht. Und weil der Mensch die eigentliche Aufgabe der ganzen Menschheit ist, die Jeder vollständig nur lösen soll, so befinden sich Kunst und Wissenschaft

für immer bloß in einigen wenigen seltenen Händen.“

Wenn wir hier über das Nibelungen-Lied noch Einiges zu sagen gedenken, so erinnern wir uns zunächst der Absicht des Dichters, uns den unauslöschlichen Haß eines sonst sanften, schaamvollen, furchtsamen Weibes zu schildern, das von ihren nächsten Verwandten und Freunden durch die tiefste Kränkung gereizt, die ihr der boshafteste, tückischste Fremdling nur hätte anthun können, zu einer Wuth und Rache getrieben wird, welche zuletzt sie und ihr ganzes Haus und viele Unschuldige dahinrafft. „Wie Liebe zu Leid führen müsse,“ wollte der Dichter auf diese Weise anschaulich machen: denn dieß ist eigentlich das Ganze seines Thema's.

Wir geben zu, daß der Stoff des Nibelungen-Liedes, die eigentliche Fabel, auf einer uralten Ueberlieferung des Volks beruhen möge. Wir halten uns hierbey jedoch nicht weiter auf, weil es an sich gleichgültig ist, woher das Talent seinen Stoff nimmt, und weil die glückliche, oder unglückliche Behandlung, die es ihm zu geben vermag, allein die Rechtfertigung und Schuld der

Wahl an sich trägt; denn hierin beruht das Neue, Eigenthümliche, Glückliche, Interessante, worin sich das Talent hervorthun und zeigen kann.

Indem wir nun auf letztern Punct uns wenden, heben wir es an Siegfrieden als ein besonderes Verdienst des Dichters aus, wie er, da die Ueberlieferung hier gerade am abentheuerlichsten, verworrensten und rohesten seyn mochte, den abentheuerlichsten Helden in den menschlichsten zu verwandeln wußte, dergestalt, daß das Seltsame, Fremde, Ungeheuerliche und Uebernatürliche dem Menschlichen in der That nur zu einer Folie dienen muß und als Contrast besteht, die reinen menschlichen Anlässe desto heller herauszusetzen. Denn es ist natürlich, soll irgend ein menschlicher Heros, der von einigen Seiten sein Geschlecht überragt, auf dasselbe noch einigen Einfluß üben, ja ihm angehören, so ist dieß nicht anders möglich, als wenn wir neben jenen überragenden, fremdartigen Eigenschaften auch solche noch an ihm gewahren, deren Werth uns entschieden faßlich ist. Nur auf diese Weise bleibt er noch einzig mit uns in Verbindung, und ist uns Theilnahme einzuflößen im Stande, weil alles, was über den Menschen gänzlich hinausgeht

und in gar keiner Beziehung mit ihm steht, entweder Schrecken und Abscheu, oder Gleichgültigkeit erweckt. Der Gott daher sowohl von oben, als der von untenher über die Menschheit hinaustretende Held müssen, wenn sie erwünscht und erfreulich seyn sollen, von andern Seiten im Menschlichsten sich erweisen können. Und so hat denn der Nibelungen-Dichter diese Anforderungen in seinem Gedicht auf das löblichste erfüllt, indem er uns in seinem Siegfried zugleich den einzigen, ganz wunderbar begabten Helden schildern wollte.

So ist auch Brunhild auf eine entgegengesetzte Weise glücklich behandelt. In ihr nämlich wollte der Dichter auf alle Weise das Unweib schildern. Aber wie er sie im Anfange im colossalsten Maaßstabe, durch ihre ungeheure riesenhafte Kraft, als weibliches Ungethüm zeigt; so läßt er uns nach der Schwächung, nach der Entzauberung keinen Zweifel, daß sie, als das ganz gewöhnliche Weib, in ihrer eigensten Menschheit alles jenes, dem Weibe Ungeziemende, besitzt, wenn es auch noch so kleinlich, schwach, hülflos, ja fast unbemerkbar nachher sich äußert, als vorher stark, heftig, unbändig, kühn, über allen Ausdruck!

Und so ist in dieser Dichtung nichts vorhanden, wie seltsam, wunderbar, alle Gesetze der Wirklichkeit überfliegend nach der einen Seite es sich zeigt, das auf der andern Seite nicht der natürlichen Gesinnung und Denkweise des behandelten Helden entspräche.

Die Meerweiber verkünden Hagen weißsagend sein Unglück, der Dichter aber läßt es uns längst vorher aus dem Trotz, der heimlichen tiefen Tücke des verschlagenen Mannes, ahnen. Und so ist dies ein Hauptbemühen des Nibelungen-Dichters, wie wunderbar, abentheuerlich die äußere Einkleidung und Erscheinung des Ganzen auch sey, uns daneben doch immer auf den einfachen, natürlichen Grund wieder durchblicken zu lassen.

Denn wir bemerken sogleich die ganze Absicht des Dichters, daß, wenn es ihm von vorn herein darum zu thun war, unsere Aufmerksamkeit zu reizen, indem er uns menschliche Natur in einer fremden, über- und außermenschlichen Verhüllung und Verkappung zunächst zeigte, daß ihm der Fortschritt das Wichtigste ist, uns sodann zu einem Puncte zu führen, wo wir diese menschliche Natur, ohne jene Verhüllung, in ihrem eigensten Lichte und durch dasselbe viel ed-

ler, höher und reiner, so in Glück als Unglück, Freude und Leid zu erblicken vermöchten.

Denn dieß ist der Sinn, wenn uns der Dichter in der zweyten Hälfte seiner Dichtung mit so großem Wohlgefallen auf einen Rüdiger und sein Haus, auf einen Dietrich hinblicken läßt.

Damit es aber nicht zweifelhaft sey, welche Eigenschaften er uns hier in der unverhüllten, baaren Menschennatur gewahren läßt, damit wir das ganze werthvolle Wesen dieser, von allem Ungeheuren, Unbändigen, Gewaltsamen entkleideten Persönlichkeiten uns recht einprägen können und schätzen lernen, so ist Etzel und sein Hofgesinde als ein anderer Contrast hervorgerufen, um das Schlaffe, Weichliche einer ganz entblößten menschlichen Umgebung zu zeigen. Wie Siegfried, Brunhild, Hagen, die Burgunden das Drüber nach der einen Seite zeigen, so lassen die Hunnen und Etzel das Drunter der andern Seite sehen. Und so findest du denn das Gedicht in dieser großen dreyfachen Abstufung gearbeitet: erstlich menschliche Natur an ein ungeheures Ueberschwängliche hinangerückt; dann menschliche Natur durchaus auf sich selbst in Fülle und Vollendung ihrer vorzüglichsten Eigenschaf-

ten ruhend, und endlich menschliche Natur gleichfalls auf sich selbst gestützt, doch in Armseligkeit, Weichlichkeit, Auflösung, Entkräftung. Und so ist denn der Kreis geschlossen und alles uns enthüllt, was der Mensch so gewinnen, als verlieren kann und muß, er nähere sich aus einer wohlgegründeten Mitte entweder nach oben zu einem Puncte, wo er übermenschlich seine Art zu übersteigen scheint, oder er wende sich nach unten, alles Strebens beraubt, und versinke ganz ins Kleine und Ohnmächtige; denn die zu große Leidenschaft, die entflammte Gluth einer Neigung, irgend etwas Losgelassenes seiner Natur führt ihn so wenig zum Ziele, als schlaffe Ruhe, Bewegslosigkeit, Abspannung, feiges Beharren.

Sehe ich auf die höchsten poetischen Erfordernisse bey unserm Dichter, so möchte ich behaupten, daß ihm keines derselben abgeht, welche zu einem Gedichte gehören, das in aller Hinsicht Anspruch auf etwas Vorzügliches zu machen hat. Sehe ich freylich dagegen auf jene Nebenerfordernisse, wodurch das Ganze für die Aus- und Durchführung ins Kleinste, nicht etwa bloß für den Entwurf im Großen, die höch-

ste Vollendung gewinnen würde, so theilt der Dichter und sein Gedicht die ganze Ungunst seines Zeitalters und derjenigen Epoche, der er angehört. Denn, so wie die Sprache, deren er sich bedient, mehr andeutet, als bestimmt bezeichnet und hier zwar ein höchst edles, doch unausgewachsenes Gewächs sich darstellt, so, kann man sagen, trägt das Gedicht alle diese Nachtheile und Mängel an sich. Dieß gilt auch von allen andern Elementen, als Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten. Alles ist roh und derb, unbeholfen, und das Bestreben muß für die That genommen werden. Doch dieß ist ja überhaupt die Eigenschaft des Geistes, daß dieser oft über Jahrhunderte vorauseilt und eines Besitzthums sich erfreut, das Technik und Cultur nach und nach erst im Stande sind auszudrücken und nach außen für eine gleiche Stufe der Vollkommenheit zu verwirklichen. Die Natur hat es sich gewissermaßen vorgenommen, nur innerlich alle ihre Geschlechter in den Besitz des Vorzüglichsten, dem Menschen Eigenthümlichsten von Anfang bis zu Ende gleichmäßig zu setzen, während sie in der Verwirklichung davon nach außen einen sehr gemessenen, langsamen, oft sehr unterbrochenen Schritt hält und keineswegs etwas Allgemeines

hiermit beabsichtigt. Daher finden wir, daß alle Civilisation und Cultur, welche darin besteht, daß der Mensch die, seiner inneren Natur verliehenen Vorzüge auch nach außen umsetzt, sich nur allmählig, stufenweise und schwer vollzieht. Ja die Natur überließ hierin nur sehr Weniges der Willkür des Menschen und es scheint, daß, was diesen vollen Hervortritt nach außen betrifft, sie die Menschheit an ein gewisses Wachsthum und an Epochen knüpfte, die sie selbst zeitigt, beschleunigt, oder aufhält. Gab sie in jenem Ersteren, in dem Gebrauche der inneren Eigenschaften, die menschliche Fähigkeit von Anfang bis zu Ende frey, so sehen wir beym zweyten diese Freyheit eingeschränkt und einer allmähligen Steigerung unterworfen, wozu die Natur die Hand nach und nach bietet. Daher denn der Wahn entsteht, wenn man bloß geschichtlich auf die äußere Ausprägung und den glücklichen Ausdruck des Menschlichen Acht giebt und die stufenartige Vollendung darin einzig zum Augenmerk macht, daß die Menschheit gewisses Schöne, Wahre, Gute von dem Moment erst genommen und erhalten habe, wo der glückliche äußere Ausdruck davon endlich möglich ward. Und daher, daß alle civilisirten und cultivirten Zeitalter bey früheren

Epochen sogar den inneren Besitz dessen bezweifeln, was sie leicht und handlich, zuletzt sogar mechanisch fertig jeden Augenblick vollständig von sich geben können.

Eine solche Ungerechtigkeit gegen unsern Nibelungen-Dichter nicht zu begehen, ist alles Vorstehende eigentlich gesagt worden. Allein eben darnach wird es auch einleuchten müssen, weßhalb das Urtheil, wenn es sich in der Betrachtung des Grundzüglichen so hoch erheben kann, in der Berücksichtigung der vollkommenen Ausführung und der übrigen Vollendung und Veredlung fallen müsse. Denn dieß ist der doppelte Standpunct der Natur, der Cultur, der Litteratur, der Kunst, der Poesie, daß, was von Seiten der ersteren noch immer im Sinne eines Höchsten, Würdigsten genommen werden muß und kann, im Sinne des zweyten als ein Letztes, Unterstes gar oft sich hervorthut. Und so müssen wir denn sagen, daß, wenn unser Nibelungen-Dichter den höchsten poetischen Erfordernissen nach auf einem Gipfel sich befindet, dessen sich Shakspeare, Goethe, Homer nicht schämen würden dürfen, er in allem demjenigen, worin ein Gedicht als vollendetes Gedicht, als einzige Erscheinung besteht, die von außen her alle inne-

ten Vorzüge in dem vollkommensten Abbild, das als ein Urbild genommen werden kann, darstellt, durchaus keine Vergleichung mit irgend einem der Genannten aushält.

Dieß ist mein Bekenntniß über dieses Gedicht, und ich glaube der einzige Weg, durch den wir zu einer wahrhaftigen Würdigung desselben, die von Trug, Einbildung und Uebertreibungen frey sey, uns zu erheben im Stande sind.

Was ließe sich über diesen Gegenstand nicht noch alles sagen? Doch ich will zu allem Vorstehenden noch dieß hinzufügen:

Ein großes Verdienst des Nibelungen-Dichters ist es zugleich, daß er, so sehr von Kirchen und äußerem Gottesdienst in seinem Gedicht die Rede ist, eigentliche Gegenstände der Religion nirgends berührt. Auch hierin thut sich seine ächte, gesunde poetische Sinnesart hervor; denn während der ächt religiöse Mensch einem Puncte stets zustrebt, den er als seiner Willkür nicht mehr unterworfen anerkennt, durch den er seine ganze Freyheit begränzen mag, liebt der Dichter von Natur das Gegentheil. Er sucht sich auf alle Weise Gegenstände auf, die seiner Freyheit, seiner Willkür den vollkommensten Spielraum las-

sen, ja er wird jene religiösen heiligen Gegenstände, so oft er nicht als Mensch dazu getrieben wird, als Dichter stets fliehen. Und so müssen wir den gesunden Instinct unsers Nibelungen-Dichters um so mehr rühmen, als es wohl in seinem Zeitalter üblich war, Gegenstände der Religion in das Gebiet der Poesie herabzuziehen und das Heilige beweglich, wandelbar darzustellen, durch Uebertragung der Einbildungskraft, der Ahnung und unbegränzter, zuletzt völlig dunkeler Anregungen, in dasselbe. Dieß Lob wird um so größer, als höchst wahrscheinlich unser Nibelungen-Dichter dem geistlichen Stande selbst angehören mochte, wovon im Folgenden eine Vermuthung und die Gründe, worauf sie der Verfasser gegenwärtig stützt, kürzlich geäußert werden sollen.

Folgerungen für die Person des Urhebers des Nibelungen-Gedichts, aus der Behandlung des Hauptthemas, der Liebe als Leid, gezogen.

Jemehr ich das Nibelungen-Lied betrachte, desto gewisser wird es mir, daß der Verfasser desselben kein Ritter gewesen, sondern wohl ein dem geistlichen Stande Zugehöriger. Die deut-

liche Uebersicht der vorgeführten Zustände, der freye Blick über die Gesammtheit derselben, alles dieses deutet auf einen hin, der sich zu diesen klaren Ansichten nur erheben konnte, weil er nicht selbst in dem Kreise stand.

Die Liebe spielt in den Nibelungen ihre Hauptrolle. Man sehe aber, wie sie der Dichter als das dämonenartige Wesen behandelt, das die erst reinen, sicheren, verborgenen und gleichgültigen Zustände aller nicht bloß aufhebt, hervorlockt und trübt, sondern zum Ungeheuren hinreißt! Man vernehme dagegen, wie ein Ritter-Dichter selbst diese nämliche Liebe und Minne behandelt, als das glückbringendste, und wenn auch nicht durch alle Beschwer unverkümmerte, doch immer zu erstrebende Wesen, indem man Ulrich von Lichtensteins Frauenliebe mit jenen Nibelungen vergleicht!

Niemand wird läugnen können, daß die Ritterwelt auf sehr schönen, menschlichen Elementen ruhe. Alle Kräfte der Jugend, Einbildungskraft, Verwegenheit, Muth, Liebe versammelt sie in sich. Es bedarf aber auch nur eines Blickes, um zu gewahren, inwiefern diese Elemente, die der menschlichen Natur überhaupt angehören und unaufhörlich frey und von selbst in ihr hervor-

treten, auf einen besonderen Stand zuletzt immer mehr eingeschränkt wurden und dazu dienten, diesen Stand kenntlich zu machen und herauszusetzen, daß man der Natur und Wahrheit dieser Elemente immer mehr nahe trat, ja daß sie endlich in diesem Kreise ganz ins Seltsame, Abgeschmackte und Verkehrte sich verlieren mußten. Und so nehme man nur jene Frauenliebe Lichtensteins, bringe hinreichende Unbefangenheit dazu und man wird sich von der durchaus willkürlichen, unnaturgemäßen, läppischen, albernen, ja gemeinen Behandlung der Liebe in diesem Gedicht überzeugen. War nun die Ritterwelt überhaupt gesunken und betraf diese Ausartung gerade die natürlichsten Elemente des Menschen, so dürfen wir uns nicht verwundern, wenn ein, durch seinen Stand von solchen Anregungen freyer und das Menschliche wieder in einem Allgemeineren aufsuchender Geist, jedoch mit hinreichender Theilnahme für das um ihn sich Ereignende, selbst wenn es ihm fremd war, versehen, bey vorhandener poetischer Anschauungskraft, wie zureichender Darstellungsgabe, sich bewogen fand, die Ritterwelt in ihrem liebsten Element, gerade auch als in ihrem verderblichsten, darzustellen.

Geschichtsforscher haben die Frage aufgeworfen, warum die Minnepoesie, deren schöne Elemente sie anerkannten, so bald aufhören und einem immer mehr hervortretenden Zeitalter der Prosa weichen mußte. Sie haben die Gründe in äußern Veranlassungen gesucht. Der Grund liegt aber in der menschlichen Natur überhaupt, die wohl erlaubt, daß ein Wahres bey dem einen Geschlecht willkürlich und falsch behandelt werde; sogleich aber wird ein folgendes Geschlecht diese Behandlung verabscheuen und von dem, in seiner Ursprünglichkeit ächten Gegenstande mit Verdruß, mit Gleichgültigkeit, ja mit Zurücksetzung sich überhaupt abwenden, sobald es die ungehörigen nachtheiligen Wirkungen desselben zu gewahren beginnt. Und so ließe sich denn die prosaische Gesinnungsweise und das Abwenden von allen jenen Gegenständen der ersten poetischen Epoche für den folgenden, kommenden Zeitraum gar wohl erklären und selbst in einem gewissen inneren Zusammenhange begreifen.

Unser Nibelungen-Dichter aber würde als derjenige Glückliche angesehen werden müssen, der diese Elemente alle, während sie schon falsch behandelt und ins Abstruse gezogen wurden, abermals noch versammeln durfte, und indem er sie

auf den Grund eines frischen, reinen, unbefangenen Gemüths zog, dadurch ein überraschendes neues Ganze hervorbrachte, wodurch nun diese Epoche der Poesie für immer abgeschlossen worden ist, indem für den folgenden Zeitraum eine ganz andere Sinnesart sich hervorthut und ihr gemäß neue Elemente einer Poesie entwickelt werden, welche, durch die große Sprachumwendung des 16ten Jahrhunders entschieden, jene Poesie vorbereitet haben, wie sie Goethe theils im geschichtlichen Zusammenhange und in Beziehung auf jene Urzeit des 16ten Jahrhunderts, theils ganz neu und selbständig hervorgebracht hat. Denn es läßt sich wohl nicht läugnen, daß der Faust, die Fastnachtsspiele, Gaetz von Berlichingen auf Grundlagen und Elementen ruhen, welche aus jener Urzeit des 16ten Jahrhunderts auf eine lebendige Weise, fast als unmittelbare Anschauungen noch, ins achtzehnte Jahrhundert herübergekommen waren. Ist hierüber der erste Band von Goethes Leben, der in Wahrheit und Dichtung die verschiedenen wirklichen und poetischen Anlässe von außen und innen darzulegen zur Aufgabe hat, im Stande, hinreichende Auskunft zu geben, wie sich das Kind an einer uralten Vergangenheit und ihren bestehenden Denk-

malen zuerst zu gewahren begann: so läßt sich überhaupt wahrnehmen, daß sich bis zum Jahre 1786 Goethes Poesie nach allen Seiten in einem bestimmten, engen, häuslichen, gemüthlichen Kreise bewegt. Und selbst der Werther, der ein weiteres und freyeres Streben in's Außen, zur Welt und Natur zeigt, ruht auf diesem engen Familiengrunde und kehrt immer wieder zu seinen Verhältnissen zurück.

Man müßte nun untersuchen, welche bestimmteren Schlüsse aus dem Bekanntseyn des Nibelungen-Liedes und demjenigen Kreise, in welchem es sich bewegte, sich auf die Person und den Stand des Urhebers noch näher machen ließen. Denn es scheint nur zu gewiß, daß das Gedicht nicht zur öffentlichen Poesie, als welche wir die Ritterpoesie der höhern Stände des Hohenstaufen-Zeitraums allein ansehen, gerechnet werden dürfe, sondern einem ganz geheimen isolirten Kreise angehört hat, dergestalt, daß das Gedicht wahrscheinlich aus dem Bezirke der Klöster und der ihnen Angehörigen niemals sehr herausgekommen ist. Denn wiewohl es einen beliebten und allgemeinen Volksstoff behandelt, so bürgt doch die ganz eigenthümliche und sehr hoch zu stellende Behandlung, daß es gerade deß-

halb ebensowenig habe allgemein werden kön-
nen, als es künftig einmal erlaubt seyn wird zu
schließen, Goethes Faust sey deßhalb ein allge-
mein geschätztes und verstandenes Volksgedicht
gewesen, weil er auf einer Volkssage ruht, die
vor Goethe in früherer Zeit häufig von Munde
zu Munde ging. Im Gegentheil, sehen wir auf
das Bedürfniß des Volks, wie es sich in dem fol-
genden Zeitraum, mehr von unten her, immer
freyer und breiter ausbildet, so dürfen wir wohl
annehmen, daß der Nibelungen-Dichter, der
Hauptbeziehungen dieses Bedürfnisses wegen, eben-
sowenig faßlich und populär werden konnte, als
es Goethe bey allen seinen Fastnachtsspielen und
den ihnen verwandten Possen geworden ist, die
sich auf alte Volksgesinnung beziehen; dergestalt,
daß, wenn man auf Allgemeinheit der Kenntniß
und Schätzung sieht, in der That Schiller,
welcher der neuen Epoche allein bereits angehört,
die sich von jenem Alterthümlichen ganz getrennt,
bey weitem mehr als Volksdichter seiner Zeit an-
gesehen werden kann.

Ueberhaupt ist es ein, durch die Griechische
Poesie und manches ähnliche, bey den Auslän-
dern Gewahrte, veranlaßter Irrthum, unter den
Deutschen von einer allgemeinen Volkspoesie zu

reden und die Anforderung derselben geltend zu machen. Hat man in der Griechischen Poesie in dieser Hinsicht sogar eine gewisse pyramidalische Abstufung, ein organisches Wachsthum wahrnehmen mögen, indem man die drey Arten der Griechischen Poesie, Episches, Lyrisches, Dramatisches, in die innigste Beziehung auf einander gesetzt: so muß man in der That bey der Deutschen Poesie einen ganz anderen Entwickelungsgang beachten, der sie nicht stufenweise aufschreitend erscheinen, der sie vielmehr dem Individuum, gewissen Classen und Ständen näher rückt und angehören läßt, dergestalt, daß diese Classen die Unterschiede der Deutschen Poesie mehr und eigentlicher begründen, als irgend durch ein Steigern des Wachsthums sich organisch bildende Formen einer allgemeinen Poesie. Und dieß stimmt ebensosehr mit der mehr gemüthlichen, zurückgezogenen, sich selbst beschränkenden, wohl einen einzelnen glücklichen Hervortritt, nicht jedoch einen allgemeinen Aufstand begünstigenden Sinnesart der Deutschen zusammen, als jenes Wirken in der Gesammtheit, aus der Gesammtheit, zur Gesammtheit, mehr dem antiken Charakter eigen ist; daher alle antike Poesie und ihre ganze Entwickelung genau in diesem Ver-

hältnisse steht. Es ist deßhalb sogar unrichtig, die Griechischen Namen Episches, Lyrisches, Dramatisches auf neuere Poesie überhaupt anzuwenden. Wenn nun von etwas Lyrischem und Epischem bey allen Neueren gar nicht die Rede seyn darf, das sich dem antik Lyrischen und Epischen an die Seite stellen läßt, so läßt sich vielleicht sogar bezweifeln, ob selbst das Dramatische bey den Neueren denselben Charakter hat, wie im Antiken und zwar ebensosehr in Beziehung auf Form, als Gehalt, Richtung und Zweck. Man darf also, wenn unsere Poetiken sich mit den drey Formen und Namen: Epos, Lyra, Drama begnügen, um alle Erscheinungen und Hauptformen der Poesie zu begreifen und zu benamsen, sagen, daß dieß ein bloßer Nothbehelf sey. Und so wird vielleicht eine sorgfältigere Ansicht das Nibelungen-Lied dem Homerischen Epos, als Lied, so entschieden entgegensetzen müssen, als sich der ganz gewöhnliche Naturbetrachter hüthet, Aepfel und Birnen, um gewisser äußerer zufälligen Uebereinstimmungen willen, als Eine Baumart zu behandeln. Eher dürfte man jene antike Nomenclatur auf manches aus der letzten Epoche Deutscher Poesie anwenden, wo der Bezug aufs Antike und die Einwirkung desselben augen-

scheinlich ist. Doch auch hier ist es unschicklich, zum Beyspiel bey Goethes Herrman und Dorothea, weil in diesem Gedicht zufällig und vielleicht durch einen Mißgriff der Hexameter gebraucht worden, von einem Epos, oder irgend etwas Epischem zu reden; und wenn Aesthetik und Critik zu dergleichen sich verleiten hat lassen, so ist es ihnen wohl auf alle Weise nachzusehen.

Doch ich kehre zu dem Dichter des Nibelungen-Liedes zurück und sage, daß die Einwebung und Einflechtung des Markgrafen Rüdiger von Pechlarn auf eine bestimmte, ganz individuelle Fassung des Stoffs gleichfalls hinweist, welche, indem sie hier geradezu nicht ohne Buch- und Schriftgelehrsamkeit bewirkt werden konnte, vielleicht noch einen näheren besondern Anlaß hat. Und so bewiese alles, daß unser Dichter ganz frey mit dem Stoff verfahren und sogar das, was nationell, allgemein davon seyn konnte, überall individualisirt habe. Und so wäre hiermit ein bestimmter Gegensatz gegen das Homerische Epos ausgesprochen, welches durchaus das Streben hat, zu verallgemeinern und das Individuelle zu beschränken: daher das Homerische Epos immer noch der spätesten Griechischen

Cultur zum Grunde gelegen hat, während das Nibelungen-Lied aus dem Staube der Bibliotheken hervorgesucht hat werden müssen, um sich wieder als wirkend und lebendig hervorzuthun.

Fernere Betrachtung.

Nichts ist verkehrter und zeugt mehr von der gänzlichen Zerrüttung und Verkehrtheit moderner Individuen, als wenn man jenes ritterliche Minneelement mit der Christlichen Liebe in Verbindung bringen und behaupten hat wollen: weil die Germanische Natur jene Minne sehr begünstigt, so stehe das Christenthum in seiner Liebe den Germanen überhaupt näher, als irgend einem andern Volke. Allein das Christenthum hat es mit der allgemeinen menschlichen Liebe zu thun, die von jener geschlechtlichen Minne sehr verschieden ist. Die erstere ist ein Allgemeingut der Menschheit, die andere mag freylich in ihrem besonderen, eigensten Ausdruck nur ein Eigenthum der Germanischen Natur seyn. Sonderbar jedoch, daß der Deutsche, der, wie der Ebräer, gewisser besonderer Eigenschaften und Vorzüge sich erfreut, sobald er sie im Besonderen zu gewahren und sich darüber Rechenschaft zu geben beginnt, dem-

selben Fehler unterworfen ist, wie dieser, nämlich die Vorzüge, den Werth, die Allgemeingültigkeit anderer menschlichen Eigenschaften, die ihm nicht mehr gehören, zu verkennen. In diesen Fehler ist die Nation in der neueren Zeit vorzüglich verfallen und sogar jene an ihr gerühmte Universalität, die sich in alles senkt, ist nur das mißgeborne Kind dieser erwachten Selbstliebe. Und so darf es uns keineswegs befremden, wenn wir vielleicht gerade jetzt, wo wir den Ueberresten einer ehemaligen Cultur unserer Nation uns zuwenden, um so weniger geeignet sind, dabey ins Klare zu gelangen, als dieses Hinwenden eigentlich doch nur zum Zweck hat, die besondern nationalen Vorzüge so hoch zu stellen, daß nichts an Werth ihnen entspräche. Wie denn die ganze Cultur der Nation in dieser neuesten Zeit auf dem Selbstlobe, der Unübertrefflichkeit, der Einzigkeit und der Ansicht ruht, daß der Deutsche eigentlich unbedingte und erste Ansprüche an alles, was ist, habe, die keiner Einschränkung fähig sind.

So ist denn ganz in diesem Sinne noch neuerlich über die Nibelungen geschrieben worden, um darzuthun:

Es ist die grösseste Geschicht',
Die zur Welte je geschah.

Möge dieß Wenige, was wir sagten, einstweilen hinreichen, bis der eigenthümliche gerühmte Deutsche Verstand, der wohl die Nation von Zeit zu Zeit zu beherrschen vermag, wieder in sich voll zurückgekehrt!

Chriemhild.

Das ästhetische Interesse der Nibelungen beruht eigentlich, wie aus allem bisher Gesagten zur Genüge hervorgehen kann, auf einem Grauerlichen, Düstern, Abentheuerlichen, das der Dichter möglichst zu erheitern, möglichst zu verklären suchte. In diesem Sinne ist auf die dreyfache Abstufung, in der das Gedicht gearbeitet, bereits aufmerksam gemacht worden.

Wir kehren abermals zu Chriemhild zurück und betrachten, wie der Dichter in diesem weiblichen Charakter alle jene Vorzüge, die Gedicht in der ganzen Dimension desselben auszeichnen, wie auf einen Brennpunct zusammengedrängt hat.

Denn, wenn zunächst Siegfried und Brunhild in dem Ungewöhnlichen, Seltsamen, ja Un-

geheuren, was sie an sich tragen, uns immer fremd bleiben, weil jenes Seltene und Besondere an ihnen von außen entsprungen und als ein äußeres Beywerk sie begleitet: so giebt uns der Dichter in der Chriemhild dagegen den Begriff von einem Ungeheuren, Unmöglichen, das sich rein durch Steigerung aus den schönsten, sanftesten Anfängen menschlicher Natur entwickelt, ohne daß andere, als menschliche Anlässe und Anregungen dabey wirkten. Wie demnach hier die Behandlung bey weitem die kühnste ist, so ergreift, so erschüttert sie auch am meisten, weil das Furchtbare, Gräßliche, Grauenvolle aus einem Boden erwächst, den wir alle als so wahr und trefflich, als so wünschenswerth, ja liebenswürdig preisen und anerkennen müssen. Daher läßt der Dichter den Meister Hildebrand gar nicht unrecht und wider Empfindung verfahren, wenn dieser gegen das Scheusal Chriemhild am Schluß empört, dieser Unnatur, statt beyzuspringen, vielmehr ein Ende zu machen sich getrieben findet.

Denn, wenn eigentlich Chriemhild gegen den Ablauf des Gedichts mit jeder Abentheure immer mehr zum Ungeheuer wird und von dem Werthe verliert, in dem sie am Anfange erscheint: so

wird ihr Feind Hagen dagegen, auf den ihre Wuth hauptsächlich gerichtet ist, fast um so viel ehrwürdiger, jemehr er sich einem Unwahrscheinlichen und fast Unmöglichen seiner Natur in dem Kampfe und Schicksale nähert, die ihn unvermeidlich bedrohen. Und zwar dadurch wird er ehrwürdig, weil er den anfänglichen Charakter von Feigheit und zurückgezogener List, in dem ihn der Dichter zuerst erscheinen läßt, zu einer unvermutheren Heldengröße und Tapferkeit, die an das ächt und unzweifelhaft Heldenhafte gränzt, steigert und damit wenigstens als Mann würdig endet.

Denn man bedenke nur, daß Hagens Vorzug, wie ihn der Dichter von vorn herein schildert, auf einem Uebermaaß geistiger Kraft beruht, der ein Verhältnißmäßiges von physischer Kraft keineswegs zur Seite steht. Dadurch kommt, bey aller geistigen Fülle und Ueberlegenheit, doch eine Unsicherheit in den Mann, und seine Natur wird zum Mißtrauen, zum Argwohn in sich selbst und gegen alle äußere, die vornehmlich dieses ihm fehlende physische Maaß mehr, als hinreichend besitzen, getrieben. Wie denn gerade deßhalb sein Unmuth, dieß sein inneres Unbehagen, von Siegfried am stärksten erregt wird und er mit der

Brunhild die nothwendige Wahlverwandtschaft eingeht, als diese, durch Siegfried ihres ungeheuren physischen Uebergewichts beraubt, auf den ganz gewöhnlichen Maaßstab von vollkommener Ohnmacht zurücksinkt. Daher er an Siegfried selbst sogern auf jeden schwachen, verwundbaren Punct seines Körpers lauert und froh ist, die tödtliche Stelle entdeckt zu haben. Auch des Schatzes bemächtigt er sich aus Haß gegen alles physisch stark Prädominirende und versenkt ihn, weil Gold in der irdischen Welt fast so unbedingt mächtig ist, als Verstand, List und Geist in der Welt der Einsicht.

Die Donauweiber, als geistige verwandte Mächte, fragt er gern um Rath und erwartet in den mißlichen Lagen günstigen Aufschluß von ihnen. Aber eben diese verwandten Mächte täuschen, verlassen ihn. Da sieht er sich zum erstenmal von einem Gleichen, Aehnlichen verlassen, von dem er die höchste Begünstigung erwartete; und nun zaudert er nicht länger das Unmögliche zu übernehmen, sich seiner physischen Kraft allein zu vertrauen. Die furchtbare Zertrümmerung des Kahns ist das erste Probestück von diesen Seiten. Von dem Augenblick an ist

er ganz umgewandelt und seine physische Anstrengung nähert sich dem Enormen!

Mehr über die Behandlung des Gedichts zu sagen möchte nicht räthlich seyn. Und so versparen wir selbst einige Bemerkungen, die zur weitern Auseinandersetzung des Nibelungen=Liedes von den Homerischen Epen gehören, auf eine andere Gelegenheit.

Ueber Goethes Werther, Meister, Faust und die Wahlverwandtschaften.

Der Werther stellt uns jene Epoche der Entwickelung des modernen Geschlechts dar, wo man aus einem beschränkten Zustande zur Lieblichkeit und Fülle der Naturwahrheit sich wieder zu erheben begann.

Das siebzehnte Jahrhundert hindurch hatte, wie bekannt, der steife französische Hofgeschmack sich über alles Leben verbreitet. Durch die Geister von Haller und Klopstock an begann erst für Deutschland wieder ein freyeres Regen in Leben und Kunst. Der Genius, dessen in der Ueberschrift bezeichneten Werken wir hiermit diese kurzen Betrachtungen widmen, ist es jedoch vor

allen gewesen, welcher die neue Richtung unter uns gezeitiget und gereift hat. Möge man daher die nachfolgenden Andeutungen, die bloß von einem solchen Standpunct entnommen sind, auch lediglich auf ihn zurückführen. Vielleicht findet man sich, wenn auch nicht gerade belehrt, doch zum ferneren Nachdenken veranlaßt über die Stufen, welche der Mensch, wenn er einmal von dieser Seite, sey es durch Zufall oder Willen, herankommt, zu ersteigen hat, um den rechten Gipfel, die wahre Höhe seiner Menschheit, zu erreichen. Denn gar Viele möchten sich wohl gegenwärtig finden, die, von gleichen Anfängen ausgegangen, bey einem ganz anderen Ziel angelangt, ja zum Stillstand mit einem immerwährenden Verlust für ihren Theil gebracht sind.

Aber die ersten Versuche, das Große, Anspruchsvollere des freyen und heitern, ja unermeßlichen Naturelements in sich aufzunehmen, brachten einen peinlichen Zustand hervor, indem das Unfaßliche der unendlich freyen Region auf dem Gemüth für den Augenblick noch mehr lastete und auf dasselbe herabdrückte, als die Beschränktheit und dumpfe Enge, aus der es

sich kühn zu jener größern Freyheit emporgeschwungen.

„Gewöhnlich bedenkt der begabte Mensch nicht, wenn er eine materielle Schaale glücklich durchbrochen, daß über derselben noch eine ideelle geistige Gränze gezogen sey, gegen die er umsonst ankämpft, in die er sich ergeben oder, sie nach seinem Sinne erschaffen muß.“

Und so werden in Beziehung auf **Werther** wohl alle, die dieses Büchlein nicht etwa in dem Sinne eines gewöhnlichen Romans nehmen, sondern es als Darstellung eines wirklich vorhandenen Zeitumstandes einer gewissen Epoche der neuern Menschheit betrachten, in jenem Worte, welches Goethe bey einer anderen Gelegenheit gebraucht, wo in Deutscher Cultur in weit früherer Zeit derselbe Versuch gemacht wurde, zur Naturwahrheit überzugehen, übereinstimmen: „daß jeder Vorschritt aus einem erstarrten, veralteten, künstlichen Zustande in die freye lebendige Naturwahrheit sogleich einen Verlust nach sich zieht, der erst nach und nach, und oft in späteren Zeiten sich wiederherstellt.“ (Zu vergleichen ersten Bandes erstes Heft über Kunst und Alterthum, S. 170 und 171 f.)

Und an des Dichters eigenem Lebensgange, wie an den Schicksalen seiner Bildung, wird es bestätigt. Denn, wenn wir den Meister mit Bestimmtheit als das Werk anzusehen haben, in dem jene ideelle Gränze äußerlich endlich geschaffen wird, gegen die wir Werther umsonst ankämpfen sehen, nachdem das begabte weiche Gemüth die materielle Schaale seines Zeitgehaltes durchbrochen, so müssen wir ferner sogleich bemerken, wie der Dichter unaufhaltsam zur Vollendung des Ganzen gedrängt wurde, nachdem im Werther auf die bezeichnete Weise die Bahn gebrochen war.

Nämlich im Meister war wohl gesorgt worden, durch Erschaffung der Gränze in dem äußeren Weltzustande nach dieser Seite das rechte Maaß und das Verhältnißmäßige herzustellen. Aber der Mensch findet gar bald und fast gleichzeitig, indem er größere Schritte einer Freyheit nach außen thut, und sich von einem beschränkten herkömmlichen Zustande, und der auf ihm ruhenden Ansicht losreißt, daß es nach innen eben so viele Steifheiten und Engen giebt, welche den Versuch zu einer ähnlichen Abstreifung verstatten. Er findet, daß jene ungemessene Naturwahrheit und Fülle in der im Innern erschei-

nenden Welt noch mehr waltet, ja daß für den Menschen ihr eigentlicher Quell und Sitz hier anzutreffen ist. Aber auch hier tritt die Forderung, die höhere Gränze anzuerkennen, noch lebhafter hervor, will nämlich der Mensch sich nicht dem höchsten Unglück preisgeben, ja soll jene Beruhigung und Mäßigung nach außen ihren eigentlichen Stützpunct erst gewinnen.

Finden wir denn nun auf gleiche Weise die Irrsale nach dieser Seite, die vergeblichen Kämpfe gegen die höhere Naturgränze, und das hieraus entspringende gränzenlose Elend im Faust wie dagegen das endliche Finden und Herstellen derselben, durch eine großmüthige Aufopferung des ganzen äußeren Daseyns bewirkt, in den Wahlverwandtschaften dargestellt: so wollen wir bey dem letztern bemerken, wie hier vorzüglich jener äußerlich gesicherte Zustand, den herzustellen und zu bewirken die mäßigende Tendenz des Meisters ist, als unzulänglich dargestellt wird, wenn der Mensch in Absicht der innern ideellen, man darf sagen, der heiligen Gränze seiner Natur schwankt.

Denn auch die Wahlverwandtschaften beginnen mit öconomischen Anstalten, mit Anstalten einer schönen Anordnung der Außenwelt, wohin

ja die vorzüglichste Tendenz des Meister und aller seiner Maximen hinausläuft. Aber jene Zustände, die im Meister auf eine Beruhigung des entfesselten, nach außen strebenden Sinnes so glücklich wirken, erweisen sich in den Wahlverwandtschaften als unzulänglich, da alle Ruhe und aller Friede erst von einer noch höhern Gränze abhängt, die der Mensch entweder verwirft, oder willig erkennt.

Werden wir nun aber dergestalt durch den Anfang der Wahlverwandtschaften auf das augenfälligste an den Schluß des Meisters erinnert, und können wir uns, bey einer solchen Aehnlichkeit, der Ansicht einer Fortsetzung des im Meister liegen Gelassenen, durch die Wahlverwandtschaften bewirkt, nicht erwehren: so wird man in Goethes, wie in Raphaels Werken den ununterbrochenen Fortschritt in seinen größern Productionen nicht verkennen können. Und so ist seine Kunst wahrhaft Symbol des von der Gottheit gewollten und gestifteten und durch die Natur bestimmten und entschiedenen Lebens, wo alles, aus einer tiefen Einheit entsprungen, zu einem höchst möglichen Fortschritt aufwärts eilt, um als etwas in seiner Art Vollkommenes,

etwas über seine Art hinausgehendes Unvergleichbares zu werden.

Uns aber muß es wohl erfreuen, daß ein Genius die Epochen, aus welchen wir zu unserer Bildung herangekommen sind, so getreu aufgezeichnet und veranschaulicht, und dadurch eine Deutlichkeit und Einsicht über unsere eigensten Zustände uns vorbereitet hat, der wir uns wohl ergeben müssen, wenn anders jeder gebildete Zustand mit einer zusammenhängenden Uebersicht des Nächstvergangenen unzertrennlich vereint ist, und dadurch erst wahrhaft begründet wird.

Ueber die Teufelsvorstellung im Mittelalter.

Durch Goethes Faust ist die Teufelsvorstellung des Mittelalters wieder zu Ehren gebracht, indem es in der Absicht des Faust mit liegt, den Grund jener Erscheinung aufzudecken, deren Wirkungen das Mittelalter recht gut kannte, und in der bekannten abstrusen Weise bezeichnete.

Daß nämlich der Teufel der Widersacher des Menschen sey, der unaufhörlich bemühet ist, die von Gott vorgezeichnete Ordnung auf alle Weise zu unterbrechen, daß er den Menschen unter lügnerischen, ein Höheres versprechenden Täuschungen und Blendwerken beständig verführen und aus dem gewohnten Gleise herauslocken mag, kurz daß er der Urquell von allem Uebel, Widrigen und Bösen ist, was dem Menschen begegnen kann, dieß lag in der Vorstellung vom Teufel des Mittelalters.

Es dachte sich ihn als einen gefallenen Engel des Lichts, der von seinen vorigen höchsten Erkenntniß des Wahren und Rechten unaufhörlich den Gebrauch mache, sie zum Verkehrten, zum Verderben, zum Unheil anzuwenden; und die Gottheit, obwohl unendlich mächtiger als er, lasse ihn walten, indem sie sich seiner als eines Strafwerkzeuges bediene, diejenigen geschaffenen Naturen durch ihn züchtigen zu lassen, die von ihrer gottgegebenen, gottvorgeschriebenen Ordnung abweichen. Sie verfallen nämlich durch diese Abweichung unbedingt in des Teufels Macht.

Das nordische Phantom des frühern Glaubens, seinen Grund und Ursprung hat nun Goethe dadurch aufgehellt, daß ihm durch anhaltende, meist naturwissenschaftliche Beobachtungen der Gegensatz eines Strebenden und eines Hemmenden, eines Wirkenden und Gegenwirkenden als Grundbedingung und Grundform aller Phänomene der erscheinenden Welt, wodurch dieselben, wo nicht werden, doch ihre Gestalt, ihr Leben erhalten und fördern, klar geworden ist. Ich mag aus der Farbenlehre die hierher gehörige Stelle abschreiben.

Zur Farbenlehre I Bd. S. XI. XII u. f.

„Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegen treten.

„Diese allgemeinen Bewegungen und Bestimmungen werden wir auf die verschiedenste Weise gewahr, bald als ein heftiges Abstoßen und Anziehen, bald als ein aufblinkendes und verschwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erschütterung des Körpers, als Säurung und Entsäurung; jedoch immer als verbindend, trennend, das Daseyn bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd."

„Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, so hat man auch dieses Verhältniß zu bezeichnen versucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken und Widerstreben, ein Thun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäßigendes, ein Männliches ein Weibliches überall bemerkt und genannt; und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf

ähnliche Fälle als Gleichniß, als nah verwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag.“

Zur Farbenlehre 1. Bd. §. 739. 740.

§. 739.

„Treue Beobachter der Natur, wenn sie auch sonst noch so verschieden denken, werden doch darin mit einander übereinkommen, daß alles, was erscheinen, was uns als ein Phänomen begegnen solle, müsse entweder eine ursprüngliche Entzweyung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweyung gelangen könne, andeuten, und sich auf eine solche Weise darstellen. Das Geeinte zu entzweyen, das Entzweyte zu einigen, ist das Leben der Natur; dieß ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Syncrisis und Diacrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.

§. 740.

„Daß dasjenige, was wir hier als Zahl, als Eins und Zwey aussprechen, ein höheres Geschäft sey, versteht sich von selbst; so wie die Erscheinung eines Dritten, Vierten sich ferner

entwickelnden, immer in einem höhern Sinne zu nehmen, besonders aber allen diesen Ausdrücken eine ächte Anschauung unterzulegen ist."

Und so ist im Faust diese Sprache, diese Symbolik als Gleichniß, als nah verwandter Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort in jenem wunderlichen symbolischen Wesen Mephistopheles für die höchsten Fälle der Erscheinungswelt gebraucht, indem sie nämlich hier nicht bloß, wie in den Stellen zur Farbenlehre, auf die physische Welt der Körper eingeschränkt und zunächst von dieser gebraucht ist, sondern für die sittliche Welt des Menschen in höherem Umfange und größerer Ausdehnung angewandt wird.

Auch hier nämlich bewegt sich alles Leben gleichfalls um jene Gegensätze eines Strebenden und Widerstrebenden, Vordringenden und Mäßigenden, und auf diese Weise erhält es sich, pflanzt es sich fort, wie es entsteht und vergeht, wenn es diesen heterogenen Elementen seiner Existenz und ihrer Urform des Gegensatzes sich entzieht, und einseitig in eines dieser Elemente, wie in eine Richtung des ursprünglichen Gegensatzes, hineingeräth.

Schon in der Farbenlehre I Bd. Vorw. S. X. heißt es: „Eben so entdeckt sich die Natur einem anderen Sinne. Man schließe das Auge, man schärfe das Ohr, und vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrey bis zum sanftesten Wort der Vernunft, ist es nur die Natur, die spricht, ihr Daseyn, ihre Kraft, ihr Leben, ihre Verhältnisse offenbart.“

Hier haben wir doch wohl bereits in diesen physischen Elementen für die sittliche Welt jenen Gegensatz von Vernunft und Nichtvernunft — oder auf höhern Stufen als Unvernunft zu bezeichnen — eingeleitet, wodurch derselbe sich, sein Daseyn für die physische Welt kund giebt und äußert, in jenen Effecten vom leidenschaftlichsten Schrey bis zum sanftesten Worte der Vernunft.

Und so bezeichnet auch gleich von vorn herein Faust selbst das ganze Wesen des Mephistopheles in dem angedeuteten Sinne in folgenden Worten:

So setzest Du der ewigregen,
Der heilsam schaffenden Gewalt

Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was anders suche zu beginnen,
Des Chaos wunderlicher Sohn!

In diesen Worten ist Mephistopheles als die ungleiche gegenwiegende Kraft im Universum bezeichnet, wie er denn selbst diesen Character bestimmt ausspricht in jenen Worten:

Ich bin der Geist, der stets verneint!

Vollends aber können wir, indem Mephistopheles in jenem Wirken im „Stürmen, Schütteln, Brand," in jenem Walten im „Trockenen, Feuchten, Kalten" unzweydeutig als jener für die physische Welt geltende Gegensatz nach ihrem Leben des ewigen Aus- und Einathmens, des Zusammenziehens und Ausdehnens genugsam sich angiebt, die ganze Terminologie der Farbenlehre heranziehen, und indem wir sie von dem höchsten physischen Gipfel, für den sie in der Farbenlehre angewandt ist, für eine höhere Sphäre fortsetzen, das Wesen des Mephistopheles in seinem gesammten weiteren Umfange dergestalt bezeichnen:

Er ist nämlich vorerst jenes Minus, jenes Abstoßende, jenes Widerstrebende, Zurückhaltende u. s. w. von den untersten gröbern Erschei-

nungen der physischen Welt bis zu jenem höchsten geistigen Gipfel derselben, wo er als Gegensatz von Nichtlicht mit dem Licht, demselben gegenwirkend, durch Vermischung und Durchdringung in den verschiedensten Graden jene unendliche Pracht der Farbenwelt erzeugt, in welcher sich die physische Welt in ihrer höchsten Macht und Gewalt dem verwandten Organ, was sie erschaffen, an die Menschenwelt aber überliefert hat, und in dieser besitzt, dem Auge offenbart.

Dann aber springt er, verwandelt, von diesem höchsten geistigen Gipfel der physischen Welt in die zunächst anstoßende, noch höhere sittliche Welt des Menschen hinüber, und wirkt hier unter der neuen Form, als Gegensatz von Nichtvernunft, von einem Untersten bis zu einem Höchsten, eine unendlich mannichfache Stufenfolge durchschreitend, gleichwie er früher in der physischen Welt durch unzählige Formen bis zur höchsten derselben gesteigert, als Nichtlicht jene unendlich mannichfachen Phänomene der Farbenwelt hervorrief und entschied.

Und wie er hier in einer Stufenleiter jene wundersamen zarten Farbenphänomene vom höchsten Schmelz der Farbe bis zum niederträchtigsten Grau gewirkt hat und noch wirkt, so ist er

auf dieselbe Weise in noch unendlich größerer Mannichfaltigkeit und Abstufung als die entgegenwirkende Grundbedingung, als die von der einen Seite bewegende Kraft, der Urheber von den schönsten, reinsten, allerklarsten Erscheinungen der sittlichen Welt abwärts, bis zu den schmutzigsten, niederträchtigsten, dunkelsten, verruchtesten und abgeschmacktesten derselben.

Das Wie dieser Stufenfolge darzustellen ist die Aufgabe der gesammten übrigen Ausführung des Faust, und seiner mannichfaltigen Scenen, und es ist von dem Verfasser des Gegenwärtigen an andern Orten bereits darauf hingewiesen worden (Nachzusehen: Ersten Band, vornämlich Anmerkung 29. S. 238 u. f.). So sey es denn hier nur noch erlaubt, unsere Leser auf einen Commentar von Goethe selbst zu verweisen, aus dem sie sich weitern Rath erhohlen mögen! Ich meine nämlich jene gereimten Distichen, die unter der Ueberschrift: Gott, Gemüth und Welt in der neuen Ausgabe Goethescher Werke hinzugekommen sind.

Wie man hier Goethes gesammte theologische, philosophische, naturwissenschaftliche Ansicht, so weit sie sich aus steigenden Verhältnissen der physischen Welt nach und nach entwickeln läßt,

bis zu jenem höchsten überweltlichen und über-menschlichen Gipfel, den der Mensch von vorn herein sogleich unbedingt ahnet, und wo der Beschluß von allem liegt, herauf gebracht, und mit ihm verbunden findet; so stehe für Kundige die Bemerkung hier, daß ich glaube, wofern mich nicht alles täuscht: so wie Shakspeare, nach Goethes Analyse, die antike Welt mit der modernen auf eine überschwängliche Weise in ihrer höchsten sittlichen Ansicht verknüpft hat, so habe Goethe jenes, antiker Gesinnung mehr gemäße, Spinozistische System mit dem, der modernen Denkweise eben so besonders zusagenden, Theismus auf das überraschendste vereinigt, und jenes nach aller bisherigen Philosophie unmöglich Scheinende auf ganz eigenem Wege zum erstenmale geleistet.

Freylich ist nun hierdurch Beyden eine ganz eigenthümliche veränderte Stellung geworden. Zu dem Ende sage ich noch, daß, wenn man jenes reimzeilige Distichen-Gedicht durchläuft, man den modernen Theismus als Gipfel an die Spitze gestellt, das andere entgegengesetzte System der Nothwendigkeit, des Gesetzlichen, des in Maaßen und Schranken Gehaltenen als Basis, als Natur, als die Welt behandelt, seine wis

derstrebenden Seiten und Pole unter der physischen Formel von Licht und Nichtlicht auf ihrem höchsten Gipfel bezeichnet, am Schluß des Gedichts, und hier zugleich in der Bedeutung als am Ende der Welt und Natur, friedlich auseinander gehalten und geschlichtet finden wird. Wodurch denn dieß Ende dem Anfange verwandt wird, wo die hehre, große, volle übermächtige Einheit, die nichts Kämpfendes, Widerstrebendes duldet, unerkannt und unbegreiflich in unerschöpflicher Weise waltet, und alles hebt und trägt und zu sich heranfordert, wie sie allem den Ursprung gab.

Und so ist denn die Welt an den Himmel, die Natur an die Gottheit, das Viele an das Eine, das Endliche an das Unendliche geschlossen, gereiht und befestigt.

Wie sich aber diese Goethesche Ansicht vorzugsweise an gewisse Urphänomene und Grundmaximen halte, über die das Schauen und Wissen nicht hinausgehen könne, die vielmehr, als unmittelbar gegeben, den Punct bilden, von dem alles Wissen und Schauen allein möglich wird, und wie hierdurch die ganze Ansicht weder eine dogmatische noch speculative, sondern auf Leben, Erfahrung, Thatsachen gegründete geschichtliche

ist, und wie nun hierdurch eben der Weg der gewöhnlichen Philosophie ganz verlassen ist, die an jenen Urmaximen und Grundphänomenen dogmatisch und speculativ verfahrend, sie selber noch erklären möchte, da sie doch dasjenige sind, was alle Erklärung allein möglich macht — hierüber ein Mehreres zu sagen, wird sich dem Verfasser in Zukunft wohl eine schickliche Gelegenheit darbieten. Und so wird ihm vergönnt seyn, eindringlicher, als jetzt geschehen kann, gerade die von dieser Seite bestehende Außerordentlichkeit und Einzigkeit Goethes darzulegen, welche wohl gegenwärtig unter allem Außerordentlichen von ihm, nicht einmal auch nur bekannt, weit weniger anerkannt worden ist.

Als Dicht- und Kunstwerk betrachtet, verdankt der Goethesche Faust seine ganze innere und äußere Eigenthümlichkeit, was Form und Behandlung, Stoff und Gehalt betrifft, den Einflüssen eines nordischen Himmelsstrichs, wo die für das Daseyn im Allgemeinen immer höchst empfänglich geschaffene Natur des Menschen an der äußern Natur und Weltumgebung immer einen weit stärkern Conflict wird bestehen müssen,

um durch ihn zu der Summe der ihr zuständigen und gemäßen Vortheile sich erst durchzuarbeiten.

Daher denn die Spuren eines solchen Kampfs, ja der Kampf selbst, sich bey allem, was die menschliche Natur aus einem solchen Element herausfördert, mehr zeigen wird, als das Ziel, das vielleicht demohngeachtet glücklich erreicht wurde.

Wenn jedoch dieß letztere darzustellen vorzugsweise das heitere Loos der Griechen, und der ihnen verwandten südlichen neuern Nationen war und zum Theil noch ist: so müssen wir nur, wenn wir diesen Vorzug erheben, billig seyn und gestehen, daß, da die menschliche Natur zwar im Allgemeinen und von innen her auf gleiche Vortheile überall angewiesen ist, dennoch für den besondern Ausdruck nach außen, die verschiedenen mehr oder weniger verneinenden und zusagenden Bedingungen des übrigen Weltelements, in Natur und Welt, nicht gleicher Weise von der Gottheit überall beseitigt, oder herbeygeführt zu werden vermochten. Ja es scheint vielmehr, als ob die Gottheit bey einer gewissen Ungunst der äußern dazutretenden Bedingungen aus übriger Welt und Natur um so mehr auf die innere Ener-

gie und deren Entwickelung beym Menschen gerechnet habe; da es denn ihr überhaupt lieber ist, wenn der Mensch nur eine Beharrlichkeit in der Neigung zum Wahren, Guten, Rechten und Schönen ununterbrochen und unaufgehalten beweist, als wenn er es selbst in allem und überall glücklich erreicht und besitzt.

In diesem Sinne wird daher der Faust und jedes ihm verwandte nordische Product immer die Achtung und den höchsten Antheil einflößen müssen, sollte es für Dichtung und Kunst auch immer nur mehr das leidenschaftliche Bestreben, als den glücklichen Erfolg darstellen. Und so wird man sich mit dem negativen Gehalt und Character dieser Production wohl immer mehr befreunden müssen, obwohl uns eigentlich nur lauter Hemmnisse und durchbrochene Hüllen vorgelegt sind, die das menschliche Individuum in seiner tiefsten Natur einzuengen, zu versperren, ja zu vergraben drohten.

In dieser Hinsicht bemerken wir noch, wie mannichfaltig sich die Gegenwirkungen des Mephistopheles nach den verschiedenen Sphären und Lebenskreisen, welche im Drama vorgeführt worden, spiegeln. Für die Gesellen in Auerbachs Keller ist es ein Taschenspieler, aus

dem 18ten Jahrhundert herübergeholt, der in Conflict mit jenem Behagen geräth, was sich im 16ten Jahrhundert an eine bestimmte Einsicht und Erkenntniß von Möglichen und Unmöglichen anlehnt: ein Maaß, das nicht überschritten werden darf, ohne nicht jenes Behagen selbst völlig aufzuheben, zu verwirren, ja zu zerstören!

Für Marthe ist es ein höchst flüchtiger Freyer, jener ungezogenen Art, die, wenn sie es eben am ernstlichsten anzulegen scheinen, am schnellsten davon sind und Verdruß und Unmuth, statt befriedigter Hoffnungen, zurücklassen.

Gretchen gewahrt in ihrer uranfänglichen Unschuld einen Mephistopheles nirgends und gar nicht. Als sie gefallen, die erste schuldlose Reinheit verloren, dann ist es jedes mißgestaltete Gesicht, das ihr zum Vorwurf ihres innern Unrechts nur verzogen zu seyn scheint, und sie wähnt nur verwandte Spuren jenes innern Fehls und seiner geheimen Natur darin erblicken zu müssen.

Für Faust endlich selbst ist es der tiefste Widerspruch, der unüberwindliche Widerstand, der ein Bestreben, das sich im Wahren und Rechten selbst zu überbieten hoffte, zur schmählichsten Herabsetzung und Herabstimmung nöthigte: es ist das harte, rohe, unerweichliche Na-

turall, das Faust liebend ganz in seinen Busen aufnehmen zu können wähnte, da er nun von seiner ungeheuren Last zerschmettert, zerquetscht wird. Doch ist es auch oft nur ein wilder Geselle, der ihm als Mephistopheles zu schaffen macht, einer jener Art, wie man sie häufig wohl finden mag, welche die Kunst, etwas Abgeschmacktes, Freches, ja Verruchtes zu begehen, mit solcher Consequenz, Geistesgegenwart und Zuversicht verbinden, daß ein Gemüth, welches das Zarteste zu umfassen suchte, und davon nur mit herbsten Mißklängen und tiefster Entzweyung entlassen wurde, zur fürchterlichsten Verzweiflung bey der Ueberlegung und Gewahrung getrieben wird, wie doch das schlechte Bestreben offenbar sich befriedigt finde und gedeihe, während das reine Bestreben aus der Fülle der Liebe sich nur Haß saugen kann.

Alsdann aber stellt auch wieder Mephistopheles einen Gipfel höchster Naturbetrachtung dar, wie zu ihm der begabteste, fähigste Mensch wohl von Zeiten zu Zeiten in der Menschheit sich aufzuschwingen vermag, wo, nach höchster Erkenntniß, das Grundwesen des Menschen, sein Ethos, und alles, was als Eigenschaft und Phänomen der übrigen Welt hervortritt, friedlich neben ein-

ander bestehen, wenn auch der Unterschied zwischen diesen beyden Urwesen für ewig größer seyn sollte, als der von Tag zu Nacht, Licht und Finsterniß. Der Kampf des Haders beyder ist daher allemal nur ein Product und Resultat, wenn beydes zu seyn aufhört, was es uranfänglich war.

Zur nochmaligen Uebersicht diene folgende Wiederhohlung:

Mephistopheles tritt auf als menschliches Individuum, im ethischen Bezuge Verwirrung, Widerspruch und Dunkelheit anregend, als:

Taschenspieler.

Freyer.

Häßliches Gesicht.

Wilder Bursch, trefflicher Schläger zugleich.

Naturphilosoph, sich herb und als Widersacher der gemeinen Ansicht äußernd über das, was der Natur und dem Menschen ursprünglich angehört, und als Falsches hier und dort nur alsdann erscheint, wenn Willkür zu Trennendes zu einigen sucht.

Genie, wegen seiner ungeheuern Ueberlegenheit und Unergründlichkeit, wie die höchste Vernunft der gemeinen trivialen Menschenanlage, verhaßt und

deßhalb von ihr detestirt und als etwas in teuflischer Wirksamkeit Böses und Schlimmes verrufen.

In Naturwirkungen mit Verwirrniß im ethischen Bezuge sich darstellend, als:

Feindliches Element: Erschütterung der Erde, Feuer, Sturm, Fluth.

Niedere, den menschlichen Sinnen wegen Unform und Mißgestalt abscheuwerthe, Thier- und Pflanzenschöpfung.

Krankheit, Pest.

In falscher Anregung des menschlichen Sinnenelements, als:

Dämon, schmeichelnder und übermächtiger Art, doch wegen des obwaltenden Bewußtseyns des innern Unrechts, bey höchster Gunst, immer als Teufel gefürchtet und fürchterlich.

Vorstehendes Schema über Mephistopheles weiter auszuführen und mit manchem recht Characteristischen, wie z. B. wenn Mephistopheles als lustiger, immer aufgelegter Geselle, als Gewissensrath, der keine Inconsequenz, mit der sich der Mensch lügnerisch über seine schlimmen Zustände weghelfen möchte, duldet, ja

sogar als unverstellter Verehrer der ächten, wahren Unschuld erscheint, auszufüllen und so immer mehr zu vervollständigen, bleibt billig dem Nachdenkenden und einsichtigen Leser überlassen. Und so möge man sich nur immer mehr überzeugen, daß Goethe durchaus keinen gemeinen Teufel in dieser Bildung vorführen wollte, der so abgeschmackt wäre, mit dem Verruchten uranfänglich zu beginnen und sich in einer Verneinung zu gefallen, die nichts als diese enthielte und förderte. Im Gegentheil verkündigt von diesem Teufel der Herr selbst in der Versammlung der himmlischen Heerschaaren, seine eigentliche und tiefste Natur und Bestimmung sey, zu schafen; da denn der Schalk freylich sich gern die Miene geben mag, als wolle er nichts recht und immer das Gegentheil thun, und Jeden in diesem Irrwahn läßt, auch wohl immer mehr bestärkt, der ihm das Bessere aus seiner eigenen guten, unverdorbenen Natur zuzutrauen nicht im Stande ist.

Gegenstände, welche die Darstellung im Faust bedingen.

In dem ersten Hefte des ersten Bandes der Propyläen lesen wir einen Aufsatz: Ueber die Gegenstände der bildenden Kunst. Hier werden wir nun durch die Eintheilung derselben in Gegenstände reinmenschlicher, historischer Character-, poetischer, mythischer, allegorischer und zuletzt symbolischer Darstellung über den ganzen Cyclus von Gegenständen belehrt, den die bildende Kunst nach und nach auszuschreiten vermag.

Vielleicht wäre ein Versuch nicht sogar verwerflich, welcher es nachzuweisen unternähme, in wiefern wohl im Faust, wiewohl es eigentlich kein Werk bildender Kunst im engern Sinne des Worts ist, der Cyclus jener sämmtlichen Gegenstände vorkomme. Auf jeden Fall würde sich die Außerordentlichkeit des Werks auch von diesen

Seiten bewähren. Das Folgende möge dazu dienen, mehr anzuzeigen, was gemeint sey, als daß es darauf Anspruch macht, die Aufgabe gelöst zu haben.

Zueignung.

Rein menschliche Darstellung des gesammten Zustandes eines Individuums, wie es bey einer Schlußbetrachtung seines ganzen Lebens vom Gefühl, von der Empfindung hierüber ergriffen wird.

„Wenn wir einen Brief, den wir unter gewissen Umständen geschrieben und gesiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, sondern wieder zu uns zurückgebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine sonderbare Empfindung, indem wir unser eigenes Siegel erbrechen, und uns mit unserm veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten."

Ein ähnliches Gefühl muß denjenigen noch mehr ergreifen, dessen Geburt vielleicht in eine prägnante Zeit traf, deren entscheidender Character auf einen völligen Umschwung menschlicher Dinge gerichtet war. Da muß es denn nur fast

traumartig möglich seyn, das erlebte Frühere sich zu vergegenwärtigen, und der Unterschied zwischen Ehemals und Jetzt ist nur durch den kühnen Sprung über eine Kluft zu vertilgen. Um so seltsamer muß sich jedoch der Mensch erscheinen, wenn das Verschwundene, dem Gegenwärtigen unvergleichbare, das er sich nur mühsam vor die Erinnerung ruft, als unbedeutender, fast spurloser Anfang eben doch jener Breite, jenem Umfang, jener Höhe, die errungen ist, einzig zum Grunde liegt. Dann entspringt das schöne Gefühl, daß alle Zustände, alle Epochen des Lebens in einander greifen und unverloren sind, wenn gleich die Zeit schwindet und verfließt; und mild und weich, in thränenreicher Erinnerung, darf das Individuum alsdann auf jenes erste Unvollkommene, als auf ein unschätzbar Werthes, noch immer zurückblicken und sich ihm ganz hinzugeben ein Verlangen tragen:

Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Vorspiel auf dem Theater.

Allegorische Darstellung. Der Director, der Dichter und die lustige Person befriedigen zwar an sich, indem sie möglich wirkliche Verhältnisse

darstellen. Sie werden aber zugleich allegorische Personen, indem hinter dem, was uns in der Darstellung auf den ersten Augenblick erscheint, noch ein höherer, allgemeiner Zustand abgeschildert ist, und was wir vorgehen sehen, auf einem allgemeinern Bezuge und Begriffe mit ruht.

Wir mögen es uns nur gar zu bald bekennen, wenn wir über das Dargestellte nachzudenken anfangen, es gehöre, im Grunde genommen, was unter den dreyen in dem kleinen Bühnenraume geschieht, nicht etwa dem Theater nur an und seinen Personen, es trifft vielmehr die Welt, das allgemeine Leben bey weitem mehr, wovon ja die Bühne überhaupt nur das kleine Abbild ist.

Denn jene grellen Gegensätze einer gemeinen, ja der gemeinsten Wirklichkeit, wie sie der Theaterdirector hervorkehrt, und jenes sich isolirende Idealstreben, dem sich der Dichter einzig ergeben mag, die Welt, das Leben über ihm betrachtend, doch so, daß er sich auf diese Weise bald einsam und ganz verlassen findet — es sind wohl Zustände, die in ihrem Wechsel, wenn wir Acht geben, in unzähligen Formen und immer nur als andere Masken bey jedem Schritte ins Wirkliche uns begegnen, und uns sogleich treffen und ergreifen bey allem, was wir unternehmen

oder lassen mögen, wo wir uns nur nicht mit dem Gewöhnlichsten begnügen, mit dem Nothdürftigsten, Letzten zufrieden sind.

Da finden wir denn, daß jene theilnahmlose, oder auch gierig brennende Menge nicht bloß bey der Theatercasse sich entwickelt; nein wir erfahren, daß sie überall und allenthalben vorhanden ist, und daß wir aus ihrer Mitte hervor eigentlich leben, weben und sind. Ja wir gehören wohl selbst in vielen Momenten, in unzähligen andern Beziehungen, bewußt und unbewußt zu ihr.

So fühlen wir es denn nun aber auch wohl, daß, um durchs Leben durch zu kommen, ja um unsre Schuldigkeit zu thun, und den Ekel zu verbannen, der uns so leicht lügnerisch beschleichen und alle bessere Thatkraft uns rauben kann, jener Humor der lustigen Person in einem weit höhern, ernster gemeinten Sinne ungleich mehr unserm ganzen Daseyn Noth thue, daß er in unserm Busen — wie die allerletzte, heiligste Pflicht des Lebens — unendlich mehr Platz und Raum haben müsse, als dort auf den Brettern, um durch Spiel und Scherz und bloße Kurzweil in der Schellenkappe mit dem Schein einer erlogenen Heiterkeit auf einige Stunden leichthin zu ergetzen.

So liegt also dem Vorspiel jener höhere Begriff zum Grunde, welcher uns folgende bedeutende Lebensmaxime entwickelt: Wem das Rechte und Wahre lieb und ernst sey, habe den Widerstand, den es finden kann, ja nothwendig finden muß, nicht zu verschmähen, wofern er anders den schönsten Vorsatz in Gedanken zur That, zur Reife bringen wolle, und wofern das Gute und Rechte nicht bloß als schöne Empfindung und ein angenehmes Gefühl verklingen solle. Denn freylich ist es leichter, unendlichen Gefühlen, denen keine Wirklichkeit entspricht, sich hinzugeben, als mit dieser im schmalen, engen Raume innerhalb ihrer drängenden Gränzen sich so zu gebahren und abzufinden, daß dennoch geschieht und vollbracht wird, was sich uns als erstes Urgefühl angekündigt, wenn vor den Unerfahrnen das Leben wie eine reine Tafel liegt, deren saubere Fläche sie einladet, mit ihrem liebsten Vorsätzen und Wünschen dieselbe auszufüllen.

Wie es nun am gerathensten seyn möchte, überall, wo es nur angeht, Goethe selbst über sich reden zu lassen, und die Auslegung seiner mit seinen eigensten Worten durchzuführen, so stehe aus Wilhelm Meisters Lehrjahren zu einer Art von Beschluß des Ganzen folgende Stelle hier, die

dem Obigen theils zur Bestätigung, theils zur Ergänzung und Erweiterung zu dienen geeignet ist.

„Ich bin bestraft genug! rief Wilhelm aus: erinnern Sie mich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Man spricht viel vom Theater; aber wer nicht selbst darauf war, kann sich keine Vorstellung davon machen. Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Gränzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will Jeder der Erste, sondern auch der Einzige seyn: Jeder möchte gern alle Uebrigen ausschließen, und sieht nicht, daß er mit ihnen zusammen kaum etwas leistet. Jeder dünkt sich wunderoriginal zu seyn, und ist unfähig sich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist; dabey eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegeneinander; und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennutz macht, daß sie sich mit einander verbinden. Vom wechselseitigen Betragen ist gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und schändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch

auf die unbedingteste Achtung. Jeder ist empfindlich gegen den mindesten Tadel. Das hat er selbst alles schon besser gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr fürchteten, als vor Vernunft und gutem Geschmack, und nichts so sehr zu erhalten suchten, als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Willkür."

„Wilhelm hohlte Athem, um seine Litaney noch weiter fortzusetzen, als ein unmäßiges Gelächter Jarnos ihn unterbrach. Die armen Schauspieler! rief er aus, warf sich in einen Sessel und lachte fort: die armen guten Schauspieler! Wissen Sie denn, mein Freund, fuhr er fort, nachdem er sich einigermaßen wieder erhohlt hatte, daß Sie nicht das Theater, sondern die Welt beschrieben haben und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinselstrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten, diese schönen Qualitäten seyen nur auf die Breter gebannt."

Prolog im Himmel.

Symbolische Darstellung des Höchsten, auf den äußersten Ideen des Sinnlichen, Geistigen, Uebersinnlichen und Uebergeistigen, Möglichen und Wirklichen beruhend.

Da eine vollständige Deutung des Prologs wohl zu dem Schwierigsten gehören möchte, was der Faust erfordert, so begnügt man sich, zu dem Obigen nur folgende Bemerkungen hinzustellen.

Es soll im Prolog ideell, d. i. auf die allerhöchste Weise begründet werden, was wir in der Zueignung als Zustand vorerst eines Individuums abgeschildert fanden, in dem Vorspiel auf dem Theater aber sodann durch Erfahrung in einem besondern Kreise bestätigt, unter einen höhern Begriff gebracht sahen, der uns eine Hauptmaxime des Lebens offenbarte, von der nun einmal nicht zu lassen ist.

Um nun aber diese Maxime auf die höchste Weise in ihrer äußersten Nothwendigkeit und letzten Ursachlichkeit zu begründen, so sind im Prolog alle die mannichfachen Elemente zur Anschauung gebracht, durch deren bedingende Einwirkung sie diese Gestalt gewonnen hat und so lange be-

halten muß, als jene Elemente ihren höhern Charakter und Rang entschieden behaupten. Und so beruht hierauf die mannichfache Vertheilung und Gegenüberstellung in einem Hüben und Drüben, Oben und Unten, Diſſeits und Jenseits, Zuvor und Hernach, Nah und Fern, Innen und Außen nach Sonne, Welt, Erde, Himmel, Natur, Gottheit, Engel, Teufel, zwischen der das Menschenleben sich befindet, innerhalb deren es sich zu entwickeln hat und aus der es herankommt. Denn auf diese Vertheilung, diese Gegenüberstellung, welche gleichwohl als Vereinigung bey diesem mannichfaltigen Gegensatz zugleich sich wieder erweiset, ist es bey jeglichem geschaffenen, werdenden Leben abgesehen und auf ihr beruht jeglicher Vor- und Rückschritt, jedes Minder und Mehr nach den verschiedensten Seiten und Graden, das in der Erscheinung zur Wirklichkeit kommt.

Der Tragödie erster Theil.

Historische, mythische und Charakter-Darstellung mit Darstellung rein menschlicher Zustände.

Historisch darf man wohl im ganzen die Darstellung nennen, weil Faust selbst in seinem

Bestreben nur zu sehr an ein bestimmtes Streben, das sich in einer Epoche unserer Cultur von neuem lebhaft hervorzuthun begann, erinnert, ja das überhaupt zu allen Zeiten die Menschheit gequält, geängstigt und verwirrt hat. Und so darf man wohl auch Mephistopheles als ein geschichtliches Wesen nehmen, inwiefern die Phänomene in der moralischen und physischen Welt, aus denen sein Wesen und seine Existenz hervorgeht, nicht nur in der Natur der Dinge wirklich begründet, sondern in der Art, wie sie hier behandelt sich finden, längst in der Menschenwelt von frühern Jahrhunderten, wenn auch roh, gestaltet, zu einem Ganzen der Art vereinigt und bezeichnet worden sind. Der ganze Blocksberg ferner ist ja etwas Geschichtliches, oder wenigstens Mythisches, inwiefern er auf einem ehemaligen Volksglauben beruht. Und sind nicht jene Scenen aus dem niedern Volksleben und was in Oberons und Titanias goldener Hochzeit als ein luftiges Spuckbild entfaltet ist, der Wirklichkeit, dem Leben getreu abgelauscht? Wer wird nicht versucht, bey dem Fest unter der Linde im Faust an den, in den Selbstbekenntnissen erwähnten, Hof zu den guten Leuten und zugleich die unter jenen Linden gefeyerten festlichen

Spiele nachbarlicher Lust und Ungezogenheit zu denken? Erste Eindrücke vom Leben, die dem Dichterkinde wurden!

Charakteristisch kann man wohl aber die Darstellung auch nennen, insofern hier neben dem Allgemeinen der menschlichen Natur so viele einzelne Eigenschaften und Abweichungen scharf hervorgehoben sind. Mephistopheles ist wohl in jeder Hinsicht zugleich das pikanteste Charakterbild, und in seiner Darstellung mag das Aeußerste liegen, was die Kunst in Charakterdarstellung vermag, da er ja gewissermaßen durch seine innerste Natur die Bestimmung hat, überall Gränze zu seyn, also das Urmaaß aller Absonderung, Trennung, alles Eigenen und abgelöst Hervortretenden ist. Dagegen kann Faust schwankend in einem Streben von Allgemeinheit zu Absonderung, von Absonderung zu Allgemeinheit schon nicht so charakteristisch genannt werden. Da denn endlich Gretchen jenen Madonnen zu vergleichen seyn möchte, wo die Kunst einen wirklichen, ächten Zustand copirt, der jedoch weder so selten seyn möchte, wo nur die getreue, unverwüstete Menschennatur vorhanden ist, noch zu den höchsten Objecten und Vorwürfen künstlerischer Darstellung zu rechnen ist.

Wie sich nun aber in dem eigentlichen Drama jene Vertheilung, von der im Prolog die Rede gewesen, als wirkend und gegenwirkend erweiset, und zwar, indem Faust über sie hinwegzueilen, sie zu überspringen sucht, wird jeder leicht gewahren und demnach die Verbindung einzusehen vermögen, in welcher dieser erste Theil der Tragödie an das Vorige sich anschließt. Er enthält das eigentliche Experiment über das, was in der Zueignung als Gesammtzustand einer menschlichen Natur geschildert, im Vorspiel erfahrungsmäßig begründet und im Prolog auf seine äußersten und letzten Urmaximen und Grundideen zurückgeführt war.

Ueber die Maxime der Darstellung sittlicher und unsittlicher Gegenstände in der Kunst und Dichtung.

Entspringt die Frage, warum der Dichter bey der Darstellung auf den Unterschied des sittlichen, oder unsittlichen Werthes der darzustellenden Gegenstände keine Rücksicht zu nehmen habe, so möchte die schnellste und nächste Beant-

wortung dieser Frage wohl die seyn, daß man erwiderte: so wie in der Wirklichkeit sich Gutes und Böses neben einander finde, so habe auch die Kunst, inwiefern sie selbst demselben realen Kreise doch nur angehört, ebenfalls das Recht, Falsches und Aechtes in sich aufzunehmen und zu behandeln.

Redliche, um das Gute wahrhaft bemühte Gemüther, die das Böse jeder Art in der Wirklichkeit nur als ein eingedrungenes Wesen ansehen, dem man wohl eine Existenz zuschreiben dürfe, ohne ihm Recht und Fug zu verleihen, werden jedoch schwerlich mit dieser Antwort an sich sich abfinden. Und in der That würde die wahre ächte Kunst nicht zu entschuldigen seyn, wenn sie es bey einem solchen empirischen Grunde allein bewenden lassen müßte und ihr Verfahren an nichts Höheres anzuknüpfen vermöchte, das heißt, wenn sie die Darstellung des Schlechten sich nur darum erlauben wollte, weil es einmal auch im Kreise des Wirklichen vorkommt.

Die höhere wahre Wirklichkeit in's Auge fassend, die uns die gemeine Wirklichkeit in der Regel nur verzerrt und stückweise erblicken läßt, ist es in der That die Absicht ächter Kunst lediglich vielmehr, wenn sie Gutes und Böses neben ein-

ander in ihrer Darstellung zeigt, auf jenen Punct aufmerksam zu machen, aus welchem, nach der höchsten Organisation menschlicher Natur Böses und Gutes sich darum bloß entwickeln, weil der Mensch zum Guten nicht nothwendig verbunden ist und darum wohl glaubt, zum Verkehrten berechtigt zu seyn. Und so hat, dergestalt gefaßt, die ächte Kunst lediglich zur Absicht, die Urmaxime zur Anschauung zu bringen, aus deren geringerer, oder größerer Anerkennung und Verletzung es sich herleitet, wenn irgend ein Böses, Nichtrechtes zum Vorschein, zur Wirklichkeit kommt.

Von der höchsten alleinigen Kraft sittlicher Anlagen des Menschen und ihres alleinigen ursprünglichen Daseyns durchdrungen, sucht die ächte Kunst das dennoch entstehende, vorhandene Uebel als ein gewissermaßen Unbegreifliches, Unmögliches, das gleichwohl wirklich werden konnte, bis zur ihr möglichsten Anschaulichkeit darzulegen. Kurz! die ächte Kunst beschäftigt sich mit dem Bösen, Hassenswerthen, Ungeheuren nur, inwiefern sie es immer als einen Widerspruch der menschlichen Gattung ansieht, als etwas, was als Gegentheil von dem hervortritt, worauf die menschliche Fähigkeit ursprünglich allein gerichtet

und hingewiesen ist, es trete nun unter welcher Form und durch welchen Anlaß es wolle, hervor, den zu schildern und darzulegen sie zugleich bemüht ist.

Schauen wir demnach aber umher, so werden wir finden, je reiner die Kunst und Dichtung zu allen Zeiten war, daß ihr um so vollständiger diese Maxime zum Grunde lag. Wir mögen hier bey Griechischer Kunstdarstellung beginnen, uns bey Shakspeare in dieser Hinsicht umsehen, oder bey Goethe, so werden wir dieselbe Uebereinstimmung finden. Hat ja doch Goethe mit vollstem Bewußtseyn diese Maxime in ihrem größten, oben bezeichnetem Umfange seinem Faust ganz insbesondere zum Grunde gelegt.

Daher haben nun aber allerdings diejenigen ein hohes, ja höchstes Unrecht, welche die Darstellung des Bösen in der Kunst, wie sie es nennen, eines ästhetischen Behagens wegen fordern, wobey sie von der sittlichen, oder unsittlichen Schätzung gänzlich abstrahiren. Gewiß ist dieß eine ausgerenkte Behauptung, die nur dadurch hat entstehen können, daß man den Zweck der Kunst und ihrer Darstellung nicht auf dasselbe Ganze bezogen hat, was es überhaupt in der menschlichen Natur ist,

sondern auf ein einzelnes Element derselben, wie Schmerz und Lust sind, je nachdem es Epochen der Menschheit geben kann, wo alles Höchste und Totale der Menschheit lediglich innerhalb dieser beyden Empfindungen liegt.

Läßt sich auch darthun, daß unter uns ein eminentes Talent, wie z. B. Schiller, bey allen seinen Darstellungen von dem so eben Getadelten ausgegangen und ihm auch theoretisch Ansehn zu verschaffen gesucht, so darf der Irrthum eines so eminenten Talents, weil es ihm einigen Schein durch seine angeborne Energie zu geben gewußt, keineswegs zum Beyspiel, zum Muster aufgestellt werden. Und offenbar schwächere, ja sehr geringe Talente mögen sich hüten, sich auf ein solch Vorbild zu berufen, weil sie, bey gänzlichem Mangel der inneren Selbständigkeit, sofort in alles Rohe, Häßliche, Wüste, Ekele herabsinken müssen, was die größere Kraft, das vollkommene Talent durch andere ihm zu Gebote stehende Vortheile wieder zu mildern und gewissermaßen gleichgültig zu machen vermochte.

Vielleicht wäre hier der Platz, über das Horazische:

O imitatores, servum pecus!

in Beziehung auf alles Unzulängliche, was von Halbtalenten sofort unvermeidlich zu Tage gefördert wird, wenn sie es nicht wagen können, mit gleicher Energie von vorn wieder anzufangen, und nur sich auf Muster zu berufen haben und durch diese das Gute und Verkehrte ihrer Art entschuldigen müssen, zu großem Nutz und Vortheil Mitlebender, bey der Masse unzulänglich Theoretisirender und Producirender, zu commentiren.

Doch da diese Halbleistungen auf die Länge sich niemals erhalten, so ist es gemäßer, der Zeit die Widerlegung und Auflösung jenes Unhaltbaren zu überlassen und das lebendige Wort auf vollkommnere und erfreulichere Gegenstände zu richten.

Etwas über den Grundsatz der Universalität neuerer Critik.

Zu den größten Anmaßungen neuerer Critik scheint mir jener Grundsatz der Universalität zu gehören, wie ihn A. W. von Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen aufgestellt. Hierunter versteht dieser Critiker das Vermögen, in den Mittelpunct fremder Leistungen so einzudringen,

daß, indem der eigene individuelle und nationale Standpunct nicht verlassen würde, dem fremden doch volle Gerechtigkeit widerführe; so daß selbst ein, diesem Standpunct Angehöriger mit der Beurtheilung zufrieden seyn müßte. Hiermit scheint mir nun aber dieser Critiker etwas von sich und Anderen als Leistung zu fordern, was die Natur selbst nicht bewirken konnte, oder vielmehr nicht wollte. Denn, warum vertheilte sie denn die Gabe des Menschlichen unter so unzählige Individuen, die durch unendliche Zeiten und Räume und noch mehr durch endlose, innere und äußere Verschiedenheit ihres Charakters, ihrer Art zu seyn, von einander getrennt sind? und warum schuf sie nicht ein einziges Wesen im Besitz alles dessen, was jene zahllosen Individuen besitzen? — So hat die Natur also ein Individuelles, nicht ein Universelles gewollt, und es muß der Totalzweck des Menschlichen ihr auf diesem Wege bey weitem erreichbarer, vollständiger erreichbar erschienen seyn, als auf jedem entgegengesetzten Wege, wie zum Beyspiele, dem beliebten universellen.

Ich halte also den Schlegelschen Grundsatz ganz gegen alle Natur, und wenn die Deutschen vorzugsweise im Besitz der Universalität vor

andern Völkern sich zu befinden einbilden, so ist dieß ein Wahn, der die Verirrungen und den Abweg mit bezeichnen hilft, auf dem die Nation seit den letzten Decennien des verfloßnen und gegenwärtigen Jahrhunderts sich befindet. Es liegt dem Ganzen nichts, als eine Eitelkeit zum Grunde, die durch ein angemaßtes All nach außen das vollkommene Nichts nach innen nur zu überdecken strebt. In einer spätern Zeit wird man diese Universalität, dieses Allwesen als eine Zerstreuung, eine Zerstückelung, die hier und dort und überall, nur nirgends bey sich selbst ist, richtiger vielleicht, als das geistige Wiederbild von jenem politischen, bürgerlichen Verfall und jener Zerstreuung und Auflösung würdigen, welche die Nation so schimpflich erlebt hat und wovon kaum in der neuesten Zeit durch fremde Hülfe sich herzustellen ihr vergönnt gewesen ist.

Die Deutschen seit dem letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts sind überhaupt nicht thaten-, sondern ideenreich; ja, je weniger ihnen zu That Anlaß vergönnt war, oder sie vielmehr die vorhandenen Anlässe freywillig aufgaben, suchten sie durch eine Verdoppelung im Ideellen, ein Steigern im Geistigen, Möglichen, diese Einbuße im Wirklichen zu ersetzen. Daher die unendliche

Denk= und Schreibseligkeit und Fertigkeit, welche die Nation in ihrer letzten Periode entfaltet und erworben, und daher, daß Wissen, Erkennen, Raisonnement, als das Höchste, als der Gipfel des ganzen menschlichen Daseyns nirgends so, wie bey den neuern Deutschen gilt. Und so darf man sich eigentlich über jenen anmaßlichen Grundsatz Schlegels nicht verwundern. Er ist ganz zeitgemäß, und wenn man dem Zeitgemäßen die Ehre anthun will, oder gar muß, daß man von ihm behaupte, es sey allemal zugleich das Rechte und Nothwendige, so ist dieser Grundsatz gleichfalls ein rechter, guter, nothwendiger Grundsatz.

Ueber die natürliche Tochter.

In der Poesie wird der Fall am öftersten eintreten können, daß in einer Darstellung neben dem, was für die erste Auffassung als ihr Sinn, ihre Absicht entgegentritt, noch etwas Höheres sich zeigt, um dessenwillen eigentlich die ganze Darstellung unternommen wurde. Alle Darstellungen, denen minder, oder mehr das, was man eine Idee nennt, zum Grunde liegt, dürfen hierher gerechnet werden. Das Besondere, was in ihnen erscheint, ist immer zugleich das Mittel, ein Allgemeineres dadurch zur Anschauung zu bringen, auf dasselbe aufmerksam zu machen und darauf hinzuzielen. Die Poesie aller gebildeten Zustände der Menschheit wird sich immer einem solchen allgemeinern Charakter annähern. Doch bilden jene Dichtungen, denen eine Idee zum

Grunde liegt, nur den Uebergang zu den eigentlich symbolischen Darstellungen. Diese nämlich stellen in der bestimmten besondern Darstellung abermals ein höheres bestimmtes Besondere dar, welches nicht auf einer Idee allein beruht, sondern einem bestimmten Ereigniß, einer besondern Begebenheit, wobey das, was ihr allgemeinerer, höher wirkender Sinn ist, vorzugsweise als Darstellung beabsichtigt ist.

Indem ich über die natürliche Tochter hier noch einiges zu sagen gedenke, will ich vorzüglich auf ihre symbolische Natur und Art aufmerksam machen, wodurch uns ein großes Ereigniß in seiner ganzen äußern Erscheinung und Folgewichtigkeit zur Anschauung gebracht, zugleich aber der ganze innere geheime Sinn dieser Begebenheit angedeutet wird, durch den sie in das Weltganze der Menschheit einrückt und hier allein einen würdigen Rang und Platz einzunehmen vermag.

Die Elemente nämlich, aus denen jenes ästhetische Ganze auferbaut ist, welches uns in der natürlichen Tochter dargeboten ist, sind aus einem, durch Veraltung und Erneuung revolutionirten Zustande der Menschheit entnommen, in

welchem eine totale Veränderung, ja gänzliche Umkehrung in alle dem, was dem bisherigen Lebensbau der menschlichen Gesellschaft zur vorzüglichsten Stütze gedient hatte, sich einleitete. Ein ungeheures Ereigniß also, welches wohl den Antheil und die Theilnahme jeder menschlichen Seele in Anspruch zu nehmen vermag, ist der Vorwurf jenes Ganzen. Und hiermit wird man die glückliche Wahl eines schicklichen Thema's für eine ästhetische Darstellung nicht verkennen können; denn, wenn die ächte Poesie ein anderes, weltliches Evangelium seyn soll, welches sowohl die Freude, als die Betrübniß über irdische, weltliche Zustände einzuschränken und zu mäßigen sucht; so wird derjenige Dichter so der glücklichste, als um seine Zeit verdienteste seyn, der das schrecklich Gegenwärtige, was als eine graunvolle gemeine Wirklichkeit die Lebenden fortzureißen droht, durch die Kraft seiner Dichtung in ein höheres Wirkliche zu verwandeln weiß.

Freylich sieht aber jeder sogleich von selbst, daß der Dichter in eben jenen höhern und der Poesie eigenthümlichen Vortheilen sich selbst im Wege gestanden haben würde, wenn er das Schreckliche, Düstere und Verwegene jenes Ereignisses nur an sich unbedingt herangezogen hät-

te. Obwohl er damit keineswegs vielleicht zur Einbuße eines sogenannten stärksten Effects gelangt wäre, so würde er doch jenes höhere Gegenwirkende, wodurch sich die Poesie als Poesie, so für Freude als Leid, in Mäßigung beyder ankündigt, unvermeidlich haben aufgeben müssen. Daher sehen wir unsern Dichter bey seinem Werke keineswegs bloß bemüht, uns auf einen vulkanischen Boden hinzuziehen, aus dessen leisem Schwanken sich die Erschütterung schon ankündigt, die, plötzlich ausbrechend, den Grund, auf dem wir festzustehen vermeinen, aufwühlen und alles in ein fürchterliches unterirdisches Grab hinabsenken wird. Wir finden ihn vielmehr bedacht, wie bey dieser schrecklichsten aller unausweichlichen Eruptionen die köstlichsten Besitzthümer und Hülfsmittel des Menschen gerettet werden können, wodurch, wenn das zerstörende Ungewitter endlich vorübergegangen, eine andere jüngere Ansiedelung abermals mit Muth und Glück zu vollführen sey.

Es bewirkt denn aber der Dichter diese Rettung, indem er sich in den höhern Ursprung und Anfang jener Begebenheit lebhaft zu versetzen sucht. Dieser nämlich ist kein anderer, als daß die Menschheit aus anfangs mäßigen, beschränk-

ten, dürftigen Zuständen zu einer Vollständigkeit und Ausführlichkeit derselben gelangte, daß nun jeder einzelne glauben darf, alles, was einer Schranke ähnlich sehe, und ihn von den Ansprüchen eines vermeintlichen gleichen Looses und Antheils für die Gegenwart ausschließe, sey eben auch nur ein trauriger Ueberrest jener beschränkten Erstlingszeit, der, sowie sie selbst verschwunden, die Gegenwart nicht mehr einschränken und einzwängen dürfe. Hier sucht nun aber der weisheitsvolle Dichter aus tiefster Erkenntniß der menschlichen Natur zu schildern: wie, je höher unsere äußere Befreyung uns glücklich gelingt, indem wir von knappen, kümmerlichen, ja ängstlichen äußern Zuständen uns losmachen, die innere moralische, sittliche Begränzung wächst. Diese ist es alsdann, welche uns als eine neue höhere Gränze fast drohend entgegentritt, und wenn wir sie nicht bekennen, uns jene Güter um so entschiedener wieder raubt, uns den Vollgenuß derselben entzieht, deren Besitz die geheimste Sorge, das höchste Ziel unserer unbändigsten und anscheinend gerechtesten Wünsche war.

Und so stellt uns denn Eugenie, die natürliche Tochter, die Frucht leidenschaftlicher

Triebe und Begierden, jenes Kind der Natur, der Freyheit und aller Ansprüche, zu denen glückliche Anlagen des Geistes und Sinnes, Bildung und Aufklärung die untere Menschheit neuerer Jahrhunderte auf das in gleichem Antheile erhoben haben, was die Menschheit der obern und höchsten Stände nur durch Vorurtheil noch länger vorzugsweise allein besitzen zu dürfen wähnen darf, so stellt uns, sag' ich, diese natürliche Tochter im Symbol jenes ganze Geschick dieses lebhaft vordringenden, zum Höchsten, Aeußersten sich berufen fühlenden Freyheitstriebes dar, wie er, je eifriger und kühner er sich auszubreiten strebt, unaufhaltsam das höher Gesetzliche der innern Welt über sich aufruft, dessen Schranken er um so mehr erkennen wird müssen, je freyer er selbst zu werden sucht. Denn, da jenes innere Wesen auch eine Macht ist, die unausweichlich herrschend sich eben um so eher geltend macht, je mehr der Mensch nach dem greift, was ihr gegenübersteht, so wird ihr der Mensch zuletzt jenes Freyheitsgefühl selbst, das ihn über enge, traurige Zustände so eben erhoben, zum Opfer bringen müssen, um sich und seine ganze übrige Existenz für eine höhere Welt — Gott, Pflicht und Ge-

wissen — abermals würdig und werth zu empfangen.

Dieß nämlich ist es, was der Dichter auszuführen sucht, indem er für Eugenien, nachdem sie den höchsten Planen sich hingegeben, keine andere Auskunft, um sie im Vaterlande und dem heimischen werthen Boden nützlich und ersprießlich zu erhalten, übrig läßt, als daß sie gegen alle jene hohen, auf ein gränzenloses Gute deutenden Vorsätze wagt, in dem Loose der Gattin, ganz hingegeben dem Willen eines vorzüglichen, obwohl bürgerlich auf einer der mittlern, ja untersten Stufen stehenden Mannes bescheiden zu verharren und mit dem Guten, Trefflichen, was in solchen Kreisen mehr den innerlichen höchsten Werth des Menschen anbaut, als ein breites, vielvermögendes, weit erscheinendes Geschick ausbildet, beym Gefühle der reinsten Pflichterfüllung sich zu begnügen. Denn auch hier ist der Ort, wo sich der Mensch an einem Aeußersten prüfen, es erwerben, sich zu eigen machen darf, wenn er den Muth und die Entschlossenheit hat, darnach zu greifen. Auch hier waltet ein Kaiser- und Königsthum.

Bist du in deinem Hause Fürst?

Gerichtsrath.

Ich bin's!

Und jeder ist's, der Gute, wie der Böse.
Reicht eine Macht denn wohl in jenes Haus,
Wo der Tyrann die holde Gattin kränkt,
Wenn er nach eignem Sinn verworren handelt,
Durch Launen, Worte, Thaten jede Lust
Mit Schadenfreude sinnreich untergräbt.
Wer trocknet ihre Thränen? Welch Gesetz,
Welch Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt, und schweigende Geduld
Senkt nach und nach, verzweifelnd, sie ins Grab.
Nothwendigkeit, Gesetz, Gewohnheit gaben
Dem Mann so große Rechte; sie vertrauten
Auf seine Kraft, auf seinen Biedersinn. —
Nicht Heldenfaust, nicht Heldenstamm, Geliebte,
Verehrte Fremde, weiß ich dir zu bieten,
Allein des Bürgers hohen Sicherstand.
Und, bist du mein, was kann dich mehr berühren?
Auf ewig bist du mein, versorgt, beschützt.
Der König fordre dich von mir zurück;
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

So ist hiermit ein Reich der höchsten Herrschaft verkündigt, dergestalt, daß, wer es benutzen will, sich nicht beklagen darf, der Herrschaft und des Königthums beraubt zu seyn,

wenn er so mächtig zur Gewalt sich getrieben findet. Und so will ich in folgenden Zeilen nur noch ganz kürzlich den gesammten Inhalt der natürlichen Tochter bezeichnen:

Von jeder Gabe, jeder Tugend schenkt
Ihr die Natur den allerschönsten Theil,
Wenn das Gesetz ihr andre Rechte weigert.

Sie, als des Haders Apfel, warf ein Gott
Erzürnt in's Mittel, zwischen zwey Parteyen,
Die sich auf ewig nun getrennt, bekämpfen.
Sie will der eine Theil zum höchsten Glück
Berechtigt wissen, wenn der andre sie
Hinabzudrängen strebt. Entschieden beyde. —

Wenn wir Neuern nun alle durch Lage, Erziehung, Weltverhältniß in einem ähnlichen Conflict uns befinden, so möge jene höhere Auskunft als die schönste und würdigste uns erscheinen, die der Dichter hier weist, daß uns für die Unmöglichkeit, äußerlich im erwünschtesten Sinne dazustehen, desto größer, reiner, entschiedener der Erwerb innerer Vollständigkeit möglich ist, wenn wir uns nur bescheiden und mäßigen wollen.

---

ben, ist nichts natürlicher, als daß von Zeit zu Zeit neue Ansichten hervortreten und Sie mit eigenen früheren Aeußerungen nicht ganz zufrieden seyn können."

Möge denn so viel Antheil, so viel Nachsicht Goethe's einiges Zutrauen, einige Milde aller übrigen Lesenden herbeyführen können!

Druckfehler.

S. 25 Z. 6 v. o. fehlt nach: Spaziergange das Komma
S. 29 Z. 14 v. u. für: verrichten lies: vernichten
S. 32 Z. 13 v. u. für: nur geschieht lies: nun geschieht
S. 152 Z. 1 v. u. für: in sich enthält, wodurch Geschichte der Poesie lies: in sich enthält, durch Geschichte der Poesie
S. 164 Z. 6 v. o. für: haben lies: heben
S. 165 Z. 10 v. u. für: der vorbereitenden lies: den vorbereitenden
S. 177 Z. 1 v. o. für: erwähnen lies: erwägen
S. 193 Z. 9 v. o. für: auszubilden haben lies: auszubilden versucht haben
S. 199 Z. 12 v. o. für: krampfhaftes lies: krankhaftes
S. 207 Z. 13 v. u. für: Poesie angehört lies: Prosa angehört
S. 212 Z. 9 v. u. für: nicht mehr bloße Einbildung lies: was nicht mehr bloße Einbildung
S. 226 Z. 3 v. u. für: Leisten und Wissen lies: Leisten und Wirken
S. 275 Z. 2 v. o. für: schmalen lies: schaalen
S. 286 Z. 5 v. o. für: Werks lies: Zwecks
S. 303 Z. 7 v. o. für: des Hauptziel lies: das Hauptziel
S. 313 Z. 5 v. o. für; denn gerade lies: dem gerade
S. 316 Z. 6 u. 7 v. o. für: und den unbedenklichen Gebrauch seiner Macht vor dem Führenden Tyranney gescholten lies: und des Führenden unbedenklichen Gebrauch von seiner Macht Tyranney gescholten
S. 317 Z. 9 v. u. für: Erreichung lies: die Erreichung
S. 331 Z. 9 v. o. für: dem aus zugleich lies: dem aus sogleich
S. 344 Z. 8 v. u. für: hinarbeitete lies: hinarbeiteten
S. 345 Z. 4 v. o. für: Dah er lies: Daher
ebd. Z. 8 v. o. für: der besondern Sprache lies: der lebenden Sprache
S. 348 Z. 4 v. u. für: uls lies: als
S. 350 Z. 6 v. o. für: inne halten werden müssen lies: werde inne halten müssen
S. 360 Z. 7 v. u. für: die eigentliche Litteratur lies: die eigene Litteratur unter uns
S. 366 Z. 2 v. o. für: reiner Spiegel lies: reinerer Spiegel

S. 590 Z. 6 v. o. für: zu erarbeiten lies: zu verarbeiten

ebd. Z. 1 v. o. für: nicht zu sondern, sondern lies: nicht zu trennen, sondern

S. 598 Z. 2 v. o. für: seinen weiten Lagen lies: seinen weiten Logen

S. 413 Z. 9 v. u. für: weit es eine lies; in wie weit es eine

S. 446 Z. 4 v. u. für: genommen lies: gewonnen

S. 461 Z. 7 v. o. für: in sich zurückgekehrt lies: in sie zurückkehrt

ebd. Z. 6 v. u. für: die Gedicht lies: die das Gedicht

S. 465 Z. 6 v. o. für: Auseinandersetzung des Nibelungen-Liedes lies: Auseinandersetzung des Unterschieds des Nibelungen-Liedes

S. 467 Z. 13 v. o. für: Zeitumstandes lies: Zeitzustandes

S. 468 Z. 7 v. o. für: weiche lies: reiche

S. 469 Z. 10 v. u. für: bey dem leztern lies: bey den letztern

S. 480 Z. 12 v. u. für: Anmerkung 29. S. 238 u. f. lies: Anmerkung 29. S. 227 u. f.

Auswahl
vorzüglicher Werke und Schriften
aus dem Verlage
von
Josef Max in Breslau.

Steffens, H. Ueber Deutschlands protestantische Universitäten. gr. 8. 1820. 10 gr.

— — Ueber Kotzebue's Ermordung. 8. 1819. geheftet 4 gr.

— — Turnziel. Sendschreiben an Hrn. Prof. Kayßler und die Turnfreunde. 8. 1818. geh. 16 gr.

Müller, K. O. Geschichten hellenischer Stämme und Städte. 1r Band. Orchomenos und die Minyer. Mit 1 Karte. gr. 8. 1820. 2 thlr. 16 gr.

Hagen, Fr. H. v. D. Der Nibelungen Lied. In der Ursprache. 3te berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch verm. Auflage. gr. 8. 1820. 1 thlr. 18 gr.
Velinpapier und kartonnirt 2 thlr. 18 gr.

— — dasselbe. Große Ausgabe. Mit den Lesarten aller Handschriften unter dem Text. gr. 8. 1820. Weiß Druckp. und kartonnirt 3 thlr. 16 gr.
Velinpapier und kartonnirt 4 thlr. 20 gr.

— — Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. 8. 1819. 1 thlr. 4 gr.

— — Briefe in die Heimat, aus Deutschland, der Schweiz und Italien. 3 Bände mit 2 Kupf. 8. 1818—19. geh. 4 thlr. 12 gr.

— — Nordische Heldenromane. 1r—3r Bd. Wilkina- und Niflunga-Saga, oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 8. 1814. geh. 4 thlr.

— — Nordische Heldenromane. 4r Bd. Volsunga-Saga, oder Sigurd der Fafnirstödter und die Niflungen. 8. 1815. 1 thlr. 4 gr.

Hagen, Fr. H. v. D. Irmin, seine Säule, seine Straße und sein Wagen. gr. 8. 1817. geheftet 12 gr.

Bredow, G. G. Schriften, mit dem Bildniß und dem Leben des Verfassers herausgegeben von Dr. J. G. Kunisch. gr. 8. 1816. 1 thlr. 22 gr.

Nächstens erscheint:

Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Callot, von E. T. A. Hoffmann. Mit 8 trefflich gearbeiteten Bildern, nach Callots Original-Blättern. 8. 1820.

Für den Buchbinder. Zum II. Bande: 3 Cartons. D



